the
university of
connecticut

hbl, stx
PT 2440.N75R6 1879
Robinson in den Hohen Tauern :
3 9153 00545279 4

PT/2440/N75/R6/1879

hb

Robinson in den Hohen Tauern.

Erster Band.

Robinson in den Hohen Tauern.

Ein Sittenbild

aus dem

Volksleben in den Gletscherthälern Salzburgs

von

Heinrich Noé.

Zweite Auflage.

Erster Band.

Jena,
Hermann Costenoble.
1879.

PT
2440
N75
R6
1879

Inhalts-Verzeichniß.

Erster Band.

		Seite
Einige einleitende Worte		1
1. Capitel:	Die Flucht	4
2. „	Das Wiedersehen	36
3. „	Das Bärenloch	48
4. „	Ein Besuch der hohen Obrigkeit	60
5. „	Die Späher arbeiten	71
6. „	Eine verzauberte Gegend	77
7. „	Die Warnungs-Feuer	96
8. „	In Großarl	102
9. „	Kriegsgräuel	110
10. „	Der Futterstall	115
11. „	Ein verlassener Stollen	128
12. „	Die Steine im Brunnen	137
13. „	In der Mondnacht	143
14. „	Im Morgengrauen	154
15. „	Die Jagd	165
16. „	Bei der Frau Waldmeisterin	173
17. „	Ein Plauderstündchen	180
18. „	Ein Kampf	197
19. „	Federhies	208

Seite

20. Capitel: Ein Besuch 222
21. „ Der Scharler taucht auf 233
22. „ Vorbereitungen zur Reise 241
23. „ Die Reise 253

Zweiter Band.

1. Capitel: Ein Zwiegespräch auf hoher Alm . . 1
2. „ Fortsetzung des Alpen-Idylles . . . 7
3. „ Zauberer und Dieb 21
4. „ Ein Abenteuer des Scharler 36
5. „ Der Paß Mandling 48
6. „ Rückkehr 55
7. „ In der Höhle 66
8. „ Der See 71
9. „ Ein Gang nach St. Veit 81
10. „ Beim Kalkofen 89
11. „ Die Noth macht erfinderisch 103
12. „ Ein Fischfang 112
13. „ Der Hühnerbub 116
14. „ In der Nauris 140
15. „ Alte Bekannte 152
16. „ Ein Gespräch über „Venediger" . . . 169
17. „ Verdächtige Schüsse 186
18. „ Der Morgenspaziergang eines Häschers 190
19. „ Die Kroaten-Anna 198
20. „ Beim Gnädigen 208

		Seite
21. Capitel:	Eine merkwürdige Entdeckung	214
22. „	Der Hühnerbub tröstet	229
23. „	Der Waldbrand	236
24. „	Folgen des Waldbrandes	248
25. „	Beim Pfleger zu Mitterfill	255
26. „	Der Scharler Seppl wird verfucht . .	262

Dritter Band.

1. Capitel:	Nach Kriml	1
2. „	Die Geſchichte der Kroaten-Anna . .	9
3. „	Ein Vertrag	14
4. „	Anton geht nach Kärnten	26
5. „	Der Goldwäſcher	42
6. „	Die Smaragde	50
7. „	Die Schätze des Habach-Gletſchers . .	67
8. „	Im Hauſe der Kroaten-Anna	88
9. „	Ein Zwiegeſpräch zwiſchen Honoratoren	107
10. „	Vorbereitung einer Brautſchau . . .	125
11. „	Ein Brautwerber	134
12. „	Die Geiſterhöhle	144
13. „	Der Silberbaum	160
14. „	Eine neue Unternehmung einer alten Geſellſchaft	172
15. „	Eine Schlacht	177
16. „	Der Brand auf der Salzach	195
17. „	Eine Rehjagd	204

Seite

18. Capitel: Der Hauser 216
19. „ Am Zeller See 241
20. „ Der Ueberfall 250
21. „ Eine Seeschlacht 261
22. „ Fortsetzung der Geschichte des Windberg-Hans 271
23. „ Eine Komödie auf der Alm 283
24. „ Eine Hochzeits-Komödie im Kriml . . 289
25. „ Schluß 303

Einige einleitende Worte.

Mit Wehmuth denkt der Freund des Vaterlandes an das erste Dezennium unseres Jahrhunderts zurück. Während der eine Theil Deutschlands von einem übermüthigen Feinde niedergetreten dalag, mußte der andere Theil desselben, noch mehr entwürdigt, den Fahnen des Siegers gegen die Brüder folgen. Das Bewußtsein deutschen Wesens sogar war gefährdet. In Baiern begünstigte man von oben herab Gelehrte, welche dem Baiernvolke germanische Abstammung absprachen und es für keltischen Ursprungs erklärten, wodurch rühmliche Verwandtschaft mit der großen Nation gegeben war.

Es wäre traurig, die Versunkenheit auszumalen, in welcher sich damals der öffentliche Geist Süddeutschlands

befand. Man hatte aufgehört, die eigene Entwürdigung zu empfinden, und fühlte sich in der Heeresfolge des Fremden geehrt. Dem Soldaten war von allen Tugenden nur noch Tapferkeit eigen — ein Vaterland konnte er nicht kennen, denn die Vaterländer wurden damals jedes Jahr anders zugeschnitten, Ehr- und Pflichtgefühl in jenem höheren Sinne, wie es dem Volke in Waffen eigen ist, das die große Heimat und mit der Heimat sein Wesen und seine Sitte vertheidigt, konnten den armen Leuten nicht inne wohnen. Auf zwölf bis achtzehn Jahre hinaus steckte die öffentliche Gewalt den heranwachsenden Mann in einen Zwangsrock und führte ihn von einem Schlachtfeld zum andern, je nach Belieben des Fremden. Als Kanonenfutter rückten die Baiern und Sachsen, die Württemberger und Badenser vor den Franzosen her. Hatten sie mit ihrem Blut die undankbare Hauptarbeit gethan, dann drängten die Gallier nach und einige Tage später war zu lesen, daß, nachdem den Baiern der Angriff mißglückt war, diese und jene französischen Regimenter die Stellung des Feindes überwanden. So waren die Soldaten damals in Wahrheit arme Kriegsknechte, nicht Wächter des heimischen Herdes.

Das wollte der Erzähler den Lesern ins Gemüth führen, damit sie den Fahnenflüchtling, von welchem sogleich die Rede sein wird, nicht verachten — wie es wohl der ver-

dient, der heute im großen und freien Vaterland den Posten verläßt, welchen ihm Ehre und Pflicht anweisen, — sondern ihm Mitgefühl bewahren. Ich denke im Uebrigen, solches Mitgefühl soll nach und nach durch die mitgetheilten Begebenheiten mehr erregt werden, als es meine kleine befürwortende Einleitung vermöchte.

Der Flüchtling geleitet den Leser hinauf in die Wüsten der Hohen Tauern. Jene glanzvolle, stille Welt wird durch menschliche Schicksale beunruhigt, aber man wird nicht von ihr scheiden, ohne etwas von dem Frieden verspürt zu haben, mit dem ihr Anblick den geängstigten Menschen tröstet. Vielleicht wird Mancher, für Augenblicke der Enge des täglichen Daseins sich entrückend, mit seiner Einbildungskraft gerne in den hohen Einöden verweilen, in welche ihm unser Einsiedler den Weg weist.

Erstes Capitel.

Die Flucht.

Wir befinden uns im Jahre 1812 und auf der Veste Hohensalzburg. Das Salzburger- wie das Tirolerland gehört dem von Napoleonsgnaden neugeschaffenen König von Baiern — ein Blutlohn für die seit sieben Jahren dem französischen Moloch gelieferten Opfer. Die Veste Hohensalzburg hat also bairische Garnison — ein neues Bild in jener langen Reihe von Gestalten, die sich innerhalb dieser Mauern bewegten. Vielleicht frommt es, in unseren Tagen daran zu erinnern, wie die Entstehung jener Mauern mit dem Kampfe zusammenhängt, von dem die Bußtage von Canossa der abscheulichste Zwischenfall sind. Denn Gebhard, Erzbischof von Salzburg, war es, der zuerst sich weigerte, vom Kaiser Stab und Fischerring zu erhalten — der durch seinen Widerstand den großen Brand entzündete und der endlich, um des zornigen Kaisers Rache zu entgehen, sich diese feste Zuflucht erbaute, die ihn gleichwohl nicht vor Verbannung und Elend schützte.

Es ist dasselbe Mauerwerk, aus welchem vor dreihundert Jahren der Befehl ausging, sämmtliche Schulen im Land aufzuheben — von welchem aus tausende von Familien aus dem Lande getrieben wurden — ein altes Bollwerk pfäffischer Prunksucht und Tyrannei, in welchem Männer hausten, die wegen inquisitorischer Grausamkeit von Rom den Titel „Excelsus“ erhielten und die Tödtung eines Fasanen mit lebenslänglichem Kerker bestraften, die Ketzer jahrelang in kupfernen Kesseln schweben und arme Bauern auf Hirsche schmieden ließen.

Vor diesen Mauern ging an einem Abende des Jahres 1812 ein bairischer Soldat als Schildwache auf und ab. Der junge Bursche hatte kein Auge für die Herrlichkeit, welche hier allenthalben ausgebreitet liegt und über welche unsere heutigen Reisenden nicht genug schwärmerische Worte finden. Richtete er jemals seinen Blick von den nächsten Mauern weg, so folgte er nicht dem Flusse, der sich im blauen Flachland verliert, noch haftete er an den Kuppeln und Thürmen der tief unten liegenden Stadt, sondern er suchte jene Einsenkung zwischen Tännen- und Hagen-Gebirg, aus welcher die Salzach hervorbricht. Dort war ja die Heimat — dort hinter der Luegschlucht in den Pongauer Bergen stand ein braunes hölzernes Häuschen mit winzigen Fenstern, einem klaren Brunnen vor der Thür, rothen Geranien auf dem Geländer der Laube und

drinnen in der finsteren Stube waren Vater und Mutter und Geschwister. Sollte er diese jemals wiedersehen?

Seit einigen Wochen ging das Gerede von einem Feldzuge gegen Rußland. Vor wenigen Tagen war der Befehl an die Salzburger Garnison eingetroffen, sich marschbereit zu halten — wohin, das blieb noch unbekannt. Viele von den Kameraden des jungen Soldaten waren seither verschwunden. Sie hatten es vorgezogen, sich durch die Flucht vor einem Tode zu retten, den sie nach den ungeheuren Verlusten früherer Feldzüge, die ihnen aus den übertriebenen Erzählungen älterer Genossen bekannt wurden, für überaus wahrscheinlich, wenn nicht für gewiß hielten.

Bei unserem Burschen, den sie zu Hause Anton nannten, war es nicht die Furcht, die ihm das Herz zusammenschnürte. Es war Heimweh, eine gewöhnliche und entsetzliche Krankheit der Tauern-Bewohner in der Fremde, eine Krankheit, die hirn- und herzlähmend wirkt und an welcher Viele so sicher zu Grunde gehen, wie an dem Schwund edler Theile des Körpers.

Zu den ärgsten Leiden des Heimwehkranken gehört die Stunde des Erwachens. Während der Nacht befindet sich der arme Mensch in seiner Heimat, unter Freunden, bei seinen Eltern oder im Zwiegespräch mit derjenigen, welche er liebt. Wenn er die Augen aufschlägt, dauert die

Täuschung noch wenige Augenblicke fort, bis sie mit dem Bewußtsein der Lage aufhört, in welcher er sich augenblicklich fühlt. So erging es auch diesem Burschen: im Traume sah er meist die Gegend um die wilde Salzach, die Großarler-Klamm, die Felsen von Hüttschlag und die Schneefelder auf den Bergen, über welche man ins kärntnerische Maltein hinübergeht. Beim Erwachen dagegen fand er sich in den Mauern von Hohensalzburg. Er sah den fluchenden Feldwebel und hörte die Stimmen seiner geängstigten Genossen. Diese Erscheinung kehrte fast jeden Morgen wieder und mehr als der drohende russische Feldzug an und für sich, trotz der Gefahren, die bevorstanden, erschreckte ihn der Gedanke, daß vielleicht auf viele Jahre hinaus eine Rückkehr ins väterliche Haus nicht gehofft werden könne.

So ist es nicht zum Verwundern, wenn an einem Abende, als die Sonne schön auf den Zacken des Tännengebirges lag, die Sehnsucht, nach Hause zukommen, unüberwindlich wurde. Anton stand auf einem Wachtposten an der Mauer der siebenthurmigen Veste. Der Angstschweiß trat ihm auf die Stirne und oft nahm er seinen Raupenhelm ab, um sich mit einem Tüchlein die heiße Stirne zu trocknen. Dort, hinter dem glänzenden Gebirge, lag wohl sein Vaterhaus und dorthin reichte der Stock des bairischen Korporals nicht. Jetzt saßen die Nachbarn

plaudernd auf der Bank und vom Brunnen wehte es kühl her. Wenn später der Mond über die Tannen des Berges heraufkam, wurde gesungen. Die Mädchen, welche rothe Nelken hinter dem Ohre trugen, kamen herbei und lauschten oder betheiligten sich auch manchmal, so daß es vielstimmig dem rauschenden Wasser entgegen klang. Während dem Anton diese Bilder vorschwebten, befestigte sich in ihm der Entschluß, nunmehr nicht mehr länger zu zögern, sondern sich der Sklaverei zu entziehen, sobald die Möglichkeit an ihn heranträte.

Wie der rothe Glanz des Abends an den Kalkschrofen haftet, so blieb die Abendvision dem heimwehkranken Anton in seiner Vorstellung. In drei Tagen, wußte er, würde man ihn abermals an dieselbe Stelle als Schildwache stellen. Die Furcht vor dem großen Wagniß, die ihn bis jetzt ständig gehemmt hatte, war auf einmal verschwunden. Statt des Bangens kam ein ganz anderer Geist über ihn. Die nüchterne Schlauheit, die so vielen Bergbewohnern angeboren ist, trat in ihr Recht. Er begann, sich ausschließlich dem Nachsinnen über die Mittel hinzugeben, die zum Gelingen seiner Flucht führen konnten.

Während der Nacht reifte in ihm der Vorsatz, die Flucht von dem nämlichen Posten aus zu ergreifen, an welchem ihm heute Abend das Bild seines Vaterhauses so deutlich aufgegangen war, als ob er es mit den leib-

haftigen Augen vor sich sähe. Die Stelle kam ihm glückverheißend vor. Jeder andere würde es für viel vernünftiger gehalten haben, auf ebenem Wege durch irgend ein Thor die Stadt zu verlassen, statt über den Festungsberg herab halsbrecherische Sprünge zu unternehmen. Aber der Anton hatte sich seine Flucht einmal auf diesem Wege eingebildet und was ein Pongauer Bauer sich in den Kopf gesetzt hat, das entweicht nicht leicht zu Gunsten irgend eines anderen Vorsatzes.

So brachte er also den nächsten Tag damit zu, sich die Mauern und die Absätze des Berges genau zu betrachten, nicht minder aber auch von jenem erhabenen Standpunkte aus das Aussehen der Landschaft an der Salzach hinauf, bis gegen Hallein und überhaupt soweit hin, als er sie überschauen konnte, genau einzuprägen. Denn die Landstraße mußte er so viel als möglich zu vermeiden trachten. Er suchte sich also die Zäune und Gräben und ähnliche Hindernisse zu merken, ebenso aber auch Bäume, Häuser und andere auffallende Gegenstände, nach welchen er seinen Weg von der Landstraße entfernt einschlagen zu können hoffte.

Nachdem er sich gehörig umgesehen hatte, legte er Steine und Holzsplitter an diejenigen Stellen der Mauervorsprünge, an welchen augenscheinlich das Hinabkommen am leichtesten war.

Diese Untersuchungen konnte der arme Bursche von

unten aus leichter vornehmen, weil von hier die Abstafflung des Mauerwerkes besser zu überschauen war, als von oben herab. Er gab sich deshalb besondere Mühe, seine Merkzeichen genau an die Stellen hinzulegen, von welchen er abzuspringen hatte.

Unter solchen Beschäftigungen kam der dritte Tag heran, an welchem er abermals zur Wache auf die Festung geführt wurde. Das Bangen vor den Gefahren, welche bevorstanden, war verschwunden. Die Schlauheit, welche alle Mittel zum Erfolge zusammenzustellen beflissen war, hatte jede andere Regung zurückgedrängt. Durch Verabredung mit den Kameraden hatte er es so weit gebracht, wieder auf den nämlichen Posten geführt zu werden, auf welchem ihm wie durch ein Wunder ein Traumbild im Wachen, die Gesellschaft auf dem grünen Hang über dem Fluß und das Vaterhaus erschienen waren.

Indessen mußte er seine Ungeduld noch etwas bemeistern.

Es standen ihm verschiedene soldatische Plackereien bevor, ehe er an die Ausführung seines schier wahnwitzigen Unternehmens gehen konnte. Da war noch eine Runde zu erwarten und ein Patrouillengang zu begrüßen.

Endlich waren auch diese letzten Prüfungen vorbei und nun ging es mit einer Raschheit ans Handeln, die man vielleicht dem schwerfälligen Bauern niemals zugetraut hätte.

Gegen das Nonthal hin befindet sich eine Stelle, an welcher die Einfassungsmauer der Veste verhältnißmäßig am niedrigsten, jedoch immerhin noch einige Klafter hoch ist. In der Nähe derselben hatte sich Anton ein Laib Brod verborgen. Nachdem er sein Gewehr, seine Patrontasche, Säbel und anderes Rüstzeug abgelegt hatte, ging er dorthin, holte das Brod hervor, wickelte es fest in seinen Mantel und warf diesen rasch entschlossen über die Mauer hinab.

Im nächsten Augenblicke folgte er nach.

Während der paar Augenblicke, in denen er hinabstürzte, hielt er die Augen geschlossen. Die Tiefe der Stadt Salzburg und das weite Gebirge verschwand ihm in Nacht. Ein jäher Aufprall brachte ihn zur Besinnung. Er war auf den felsigen Boden am Fuße der Mauer gestürzt. Die Glieder waren ihm ganz geblieben, obgleich sich ein stechender Schmerz durch seine Füße zog.

Er befühlte sich am ganzen Körper. Als er wahrnahm, daß er keinen ernstlichen Schaden gelitten hatte, schaute er sich nach seinem Mantel um, der die Nahrung für die nächste Zeit enthielt. Dieser war wohl an einem Strauche hängen geblieben, das ihm anvertraute Gut aber, der Laib, mußte abwärts gerollt sein — denn er konnte nicht gefunden werden.

Anton ließ sich durch dieses erste Mißgeschick nicht

einschüchtern, um so weniger, als er nun kaum mehr zurück-konnte. Zu gleicher Zeit glänzten ihm wieder wie vor drei Tagen die rothen Spitzen des Tännengebirges entgegen. Also vorwärts, durch die kühle Abendluft — vorwärts gegen Süden in die Heimat!

Anton hüllte sich in seinen grauen Mantel und schlug die Richtung längs der Salzach ein, welche er sich von oben herab genau gemerkt und an einzelnen hervorragenden Gegenständen abgemessen hatte.

Die Landstraße wollte er nicht berühren. So ging er im Mondschein, durch welchen blau das südliche Gebirge hindurchschien, durch die bethauten Felder, über die Wiesen und durch die Baumgruppen des breiten Thales. Mit seiner Ortskenntniß war es schlecht bestellt — mit Ausnahme der paar Tage, während welcher man ihn als Rekruten nach Salzburg geschleppt hatte, war er niemals im Flachland gewesen. Gebirgsländer finden sich in ebenen Gegenden schwer zurecht, weil ihnen hier die auffallenden Merkzeichen mangeln, welche den Hausgenossen der Berge so leicht auffallen. Zudem war er bald über die Bäume, Häuser und Zäune hinaus, die er sich von der Festung herab als Zielpunkte eingeprägt hatte. Nun begannen die Schwierigkeiten, über welche das Mondlicht nicht so leicht hinweghalf, als die glanzvolle Abendsonne, die ihm auf der Festung geschienen hatte.

Oft blitzte es aus Wassergräben des sumpfigen Landes oder aus Bächen, die zur Salzach fließen. Da irrlichterte und blendete der Schein. Die große Verlassenheit und die Stille der Nacht drückten auf das Gemüth des Flüchtlings — aber es schauten veilchenblau die fernen Zacken herein und er faßte frischen Muth. Freilich mußte er oft vor den glänzenden Wassern umkehren und spähen, wo er das Hinderniß zu überspringen vermöchte.

Zu beiden Seiten des Flusses führten wohl gute Straßen den Bergen zu. Auf diese aber wagte er sich nicht hinaus, da auf ihnen die damals sogenannten „Ueberreiter" zu fürchten waren, eine Art von Bütteln, die ungefähr die Verpflichtungen der jetzigen Finanzwächter hatten. Diese Ueberreiter würden den nächtlichen Wanderer im grauen Mantel ohne Zweifel angehalten und höchst wahrscheinlich mit sich genommen haben. Da er also einem gebahnten Wege nicht folgen konnte, so ging die Flucht nicht rasch von statten und es wurde immer zweifelhafter, ob es ihm gelingen würde, vor Tagesanbruch die Berge zu erreichen. In den Bergen kam es ihm vor wie in einem dichten Wald — die Hänge und Felsen däuchten ihm Schutz. Außerdem betrat er dort heimatlichen Boden, er kam sich jenseits der großen Kalkwälle nicht mehr einsam und verlassen vor. Das Gebirge

schien ihm wie ein Haus, in welchem er Zuflucht und Verborgenheit finden konnte.

Indessen ist es noch weit von Hallein, dessen Lichter ihm nunmehr entgegen schimmerten, bis zum Paß Lueg, der Felsenpforte, durch welche die Wasser des großen Gebirges herausbrechen. Und zugleich fiel ihm ein, daß er es nicht einmal wagen dürfe, diesem nächsten Wege ins Hochgebirge zu folgen. Denn im Paß Lueg befand sich eine Befestigung und in ihr Soldaten — diesen mußte Anton auf Bergweiten aus dem Wege gehen. Er beschloß daher, über das Gebirge von Abtenau und Annaberg auf Wagrain zuzugehen.

Vorläufig aber handelte es sich darum, um Hallein herum oder durchzukommen. Auf dem bisherigen Wege hatte er sich jedesmal, wenn er einen ihm Entgegenkommenden hörte, rasch hinter den nächsten Bäumen oder Zäunen verborgen, bis derselbe wieder in der gewünschten Entfernung sich befand. Nunmehr aber, mit der Annäherung an einen größeren Ort, wurde die Gefahr größer.

Nachdem er überlegt hatte, ob er wie bisher den Weg am linken Flußufer beibehalten oder aber auf das rechte hinüber gehen sollte, entschloß er sich, gerade durch Hallein durchzugehen und auf dem linken Ufer zu bleiben. Den Ausschlag gab die Erwägung, daß er diesen Weg

ein wenig kannte, weil er bei seinem Transporte nach Salzburg auf dieser Seite des Flusses geführt worden war — und vor dem Unbekannten hatte er die größte Angst.

Auf dem Pflaster der Stadt horchte er mit gespannter Aufmerksamkeit. Schallende Schritte scheuchten ihn rasch unter einen Thorweg oder in das Dunkel einer Sackgasse. So gelang es ihm, bis nahe zur Brücke hinzukommen, als plötzlich der leibhaftige Nachtwächter, mit Spieß und Laterne ausgerüstet, vor ihm stand, der ihn neugierig betrachtete und ihn fragte:

„Wo aus Landsmann?"

In diesem bedenklichen Augenblicke verließ den Anton seine Schlauheit nicht. Er entgegnete:

„Der Herr Kreishauptmann hat mich mit zwei dringenden Schreiben nach Werfen und Golling geschickt. Ich habe Eile."

„So wohl", sagte der Nachtwächter zufriedengestellt, hätte aber sicherlich aus Neugierde, um ein Stück der langweiligen Nacht zu verschwatzen, das Gespräch fortgesponnen, wenn nicht der angebliche Bote sich mit einem lauten: „Gute Nacht!" eilig aus seiner Gesellschaft entfernt hätte.

So bekam Anton das Städtchen hinter sich. Wohl schmerzten ihn wieder die durch den Sprung geprellten

Füße, aber die Nähe des Gebirges und der Trieb, die Heimat zu erreichen, milderten die Qual.

Als er in der Nähe von Golling in den Weg gegen Abtenau hineinbog, dämmerte es um die höchsten Gipfel des Tännen- und Hagengebirges, sowie des Hohen Göhl. Von Osten her, vom Paß Gschütt herüber, drang ein gelbrother, kaum wahrnehmbarer Schimmer zu den Kalkwänden hinauf. Weiße Nebel lagen wie Wasserfälle steil zwischen den Schluchten dieser zerrissenen Gebirge. Den Flüchtling aber nahm der Wald des ersten Thales auf — er befand sich nunmehr in den Vorstufen der ersehnten Berge.

Da ihn stark hungerte, so holte er sich im ersten Dämmerlichte von den Bäumen, die um ein braunes Holzhaus standen, unreife Früchte herab — denn es war im Spätsommer, zur Zeit, in welcher die Nelken vor den Häusern des Hochgebirges blühen. Ein benachbartes Feld, zu welchem er durch schwer bethaute Wiesen schritt, lieferte ihm ebenso unreife Erdäpfel und Rüben. Mit dieser Beute arbeitete er sich durch die Farrenkräuter eines Walddickichts, breitete seinen Mantel aus und machte sich an die Mahlzeit. Als diese vorüber war, wickelte er sich so fest in den Mantel, wie er gestern seinen Laib darein gehüllt hatte, und schlief ein, als der rothe Sonnenschein bis zu den Wipfeln der Tannen in seiner Schlucht herab gedrungen war.

Als er seine Augen wieder aufschlug, zogen schwere, lichte Sommerwolken durch den blauen Himmel. Der Sonnenschein war bis auf den Moosboden herabgekommen und leuchtete auf den gelben flachen Kelchen des Zweizahn, daß sie wie Goldstücke glänzten.

Aus der Entfernung schallte Glockengeläute — es war ein Sonntag und Kirchenzeit. Anton bekreuzte sich, sprach ein Vaterunser, hob seinen nassen Mantel auf und machte sich getrost auf den Weg, dem Saume des kleinen Gehölzes entgegen, in welchem er die ersten Morgenstunden verträumt hatte.

Als er ins Freie gegen das Sträßchen hinauskam, sah er wieder das braune Haus vor sich liegen, von dessen Bäumen er sich seinen saueren Imbiß geholt hatte. Da lag es friedlich und der Brunnen rauschte vor dem Söller und eine Katze sonnte sich auf dem Holzstoß neben der Thüre: es war das Ebenbild seines Vaterhauses. Anton, der lange Zeit nur steinerne Stadthäuser gesehen hatte betrachtete es mit stiller Freude. Es fehlte nur noch auf der Altane oder auf der Ruhebank eine Gestalt — so war der gestrige Abendtraum schon heute am frühen Morgen erfüllt.

Scholl nicht Gesang aus dem Hause? Ein sonderbarer, wehmüthiger Ton drang durch den Obstanger her. Anton lauschte. Nach kurzer Zeit wiederholte sich der

Ton stärker. Aber das war kein Gesang, das war Wehegeschrei, Hilferuf. Stimmen, wie die von Kindern, schollen klagend über den schattigen Plan zum Waldsaume.

In einsamen Berggegenden und alleinstehenden Häusern war in jenen unruhigen Zeiten so viel von räuberischen Ueberfällen die Rede, daß dem Anton rasch die Erinnerung an die Erzählungen seiner Heimat zurückkehrte. Wenngleich kein Freund des sklavischen Soldatenzwanges und des Frohndienstes der Kaserne, wenngleich Fahnenflüchtling und von den Gewalthabern, die dem Fremdling unerhörte Mengen von Landeskindern opferten, verfolgt, hatte er doch das Herz auf dem Fleck, auf welchem ein Mann es haben muß. Damals war der Geist des Soldatenwesens noch nicht unter dem Volke verbreitet wie heute. Man hielt es für ein Unglück, viele Jahre seiner Jugend in Elend und Trägheit herumgehetzt und am Ende noch unter die eisernen Mordstücke getrieben zu werden. Man verstand auch wenig von Vaterland, weil die angestammten Herren selbst ihre Völker wie Schlachtheerden behandelten und bald dieses, bald jenes Stück des Landes an andere Vaterländer verhandelten. Man war als Fahnenflüchtling weder verachtet noch auch im eigenen Gewissen über die Selbstrettung aus der Zwangsjacke beschwert: es war also möglich, ein recht braver Mensch zu sein und doch nicht mitthun zu wollen, wenn es sich

darum handelte, für den Bonaparte von einer russischen, spanischen, österreichischen Kugel in Stücke gerissen zu werden.

Anton hatte es rasch erfaßt, wie es in dem einsamen Häuschen bestellt sein möge.

Es war Sonntagsfrühe und die meisten Inwohner wahrscheinlich außerhalb des Hauses, in der Kirche. Vielleicht befanden sich nur die Frau, die Kinder und eine Viehmagd daheim, welcher die Hauswache, das sogenannte „Gamen", übertragen war. Wenn Strolche eingedrungen waren, so hatten sie also für ihre Zwecke ein leichtes Spiel.

Der arme Flüchtling zog rasch seine groben Soldatenschuhe aus, um sich bei der Annäherung an das Haus durch kein Geräusch zu verrathen. Sodann riß er aus dem Zaun, welcher den kleinen Obstanger einfriedete, einen großen Pfahl und sprang, so bewaffnet, rasch über das Gras gegen die Hausthür zu.

Sofort hörte er, daß die Hilferufe aus dem unteren Stockwerke kamen. Er unterschied das Wehklagen von Kindern, einer Frau und dazwischen mehrere Männerstimmen. Nachdem er sich noch schnell durch Umherspähen unter den Bäumen vergewissert hatte, daß von den Uebelthätern keine Schildwachen ausgestellt worden waren, schritt er rasch ins Haus.

Der Lärm kam aus der Küche, welche gegen den Flur nur einen einzigen Ausgang hatte.

Da Anton vermuthen mußte, daß die Räuber mit Gewehren bewaffnet wären, so blieb ihm für den Augenblick nur die Wahl, sie so abzusperren, daß sie einzeln ergriffen werden konnten.

Hier hieß es kaltblütig sein. Unablässig erscholl nunmehr das Wehklagen der Weiber und Kinder aus dem Küchenraum. Die Nothwendigkeit, diesen beizustehen, trieb ihn hinein, während die Wahrscheinlichkeit, niedergeschossen zu werden, die Flucht der Strolche bequem machte.

Da fiel sein Auge auf einen großblumig bemalten Kleiderkasten, der in dem Flur stand, wie es in vielen Häusern der Brauch ist. Diesen schweren Kasten hob Anton mit Bärenkraft von seiner Stelle und stellte ihn so vor die Küchenthüre, daß, wenn diese geöffnet wurde, mit Mühe ein Mann durch den Zwischenraum zwischen dem hingestellten Kasten und dem Thürpfosten schlüpfen konnte.

„So, ihr elende Lumpen, jetzt hab' ich euch", brüllte nunmehr die Stimme des im höchsten Grade aufgeregten Anton in die Küche hinein. „Wenn Einem von euch noch was an seinem Leben liegt, so soll er herauskommen — wo nicht, so schieße ich die ganze Gesellschaft über den Haufen. Heraus mit euch, ihr Erzschufte!"

Auf diese Anrede folgte eine Minuten lange Stille, während welcher die Räuber vor Ueberraschung gelähmt waren.

Indessen dauerte ihre Verblüffung nicht lange.

Krach! Da schmetterte ein Schuß gegen den Kasten her. Es knirschte im Holze, aber kein Schrot — die Herren Räuber mochten ihre Kugeln vergessen oder vielleicht beim Wildern verbraucht haben — drang durch die schön bemalten Bretter.

Es war das offenbar noch ein Bauernkasten nach der alten Art — ein Kleiderschrank, wie ihn heutzutage die Schreiner machen, hätte das Blei wohl nicht aufgehalten Der aber widerstand und Anton lachte laut auf über das Mißlingen der feindlichen Abwehr.

„Gebt euch nur keine Mühe", rief er in die Küche hinein, „mich erwischt ihr nicht. Ich bin schußfest. Dem Galgen kommt ihr so wie so nimmer aus — legt euer Gewehr ab und ergebt euch gutwillig, sonst kommt's bitterer nach!"

Abermals Stille unter den Eindringlingen.

Anton brauchte aber nicht lange zu warten, um zu sehen, in welcher Weise die Blokirten sich aus ihrer Zwangslage zu ziehen versuchen würden.

Nachdem er athemlos eine Weile gelauscht, um Worte ihres Gespräches aufzufangen, erschien urplötzlich im

Zwischenraum zwischen dem Kasten und dem Thürpfosten eine große rußige Stange. Es war dies eine von den Stangen, wie sie in den Küchen zum Aufhängen von geräuchertem Fleisch verwendet werden, und deshalb dicht mit Ruß bedeckt.

War es ihre Absicht, mit dieser Stange den Belagerer zurückzustoßen, oder gedachten sie vielmehr dieselbe als Hebel zu benutzen, um den Kasten auf die Seite zu rücken und sich dadurch einen Ausgang zu bahnen?

Mochte es so oder anders sein — der Plan gelang nach keiner Richtung. Als die rußige Stange erschien, merkte Anton, daß es mit dem Schießen der Eingeschlossenen zu Ende sein müsse. Es wäre ihnen nicht eingefallen, sich mit einem solchen Stück Holz zu behelfen, so lange sie noch über Pulver und Blei zu verfügen hatten.

Er ergriff also die Stange fest mit beiden Händen — ein gewaltiger Ruck und im nächsten Augenblick hatte er sich neben dem Kasten durchgeklemmt und stand in der Küche.

Da sah er sich drei Männer gegenüber, deren Gesichter so geschwärzt waren, wie die Stange, mit welcher sie sich seiner zu erwehren gesucht hatten.

Ein Blick zeigte Anton, was da vorgegangen war. Während zwei der Eindringlinge sich gegen die Thüre gedrängt hatten, saßen die Frau und die Kinder jammernd und weh-

klagend in einer Ecke auf dem gepflasterten Boden, bewacht vom Dritten der Bande, der sie daran hindern mußte, zur Fensteröffnung hinaus zu schreien.

Vor dieser Gruppe lag geräuchertes Schweine- und Rindfleisch, Würste und Speckseiten, dann auf einer großen Küchenschürze ein Mehlhaufen, viele Brodlaibe und Schmalz, alles wirr durcheinander. Die Räuber hatten mit den Vorräthen tüchtig aufgeräumt. Küche und Speisegewölbe schienen vollständig ausgeplündert.

Im Uebrigen genügte dem Anton ein Augenblick, um das Alles zu überschauen.

Mit Wuthgeschrei drang er auf die Geschwärzten ein, die Stange hoch über ihren Köpfen schwingend. Zu Hause, beim Raufen und Ringen, war Anton, einer der kräftigsten Burschen, fast immer mit zwei bis drei Anderen fertig geworden — darum hatte er auch jetzt nicht die geringste Furcht.

Wenn seinen Gegnern auch Pulver und Blei ausgegangen war, so hatten sie doch immerhin noch ihre Messer, Einer sogar einen alten Militärsäbel, zu ihrer Vertheidigung. Während sie sich anschickten, mit diesen auf Anton loszugehen, arbeitete aber bereits die schwere Stange auf ihren Köpfen. Anton gerieth in schäumende Wuth vor Entrüstung über die drei rußigen Kerle. Diese Wuth steigerte seine Kraft und nach wenigen Hieben

spielten diese die Rolle von Mäusen, die von einer Katze auf engem Raume herumgejagt werden.

Da ging's wie beim Dreschen — patschend folgte ein Hieb dem anderen, bis zwei der Geschlagenen mit geprellten Gliedmaßen, wehklagend, heulend, blutend auf dem Boden lagen. Der Dritte, der wohl noch im Stande gewesen wäre, sich zu wehren, sagte zu Anton: „Du irrst dich — wir sind nicht des Raubes wegen hier, wir haben nur an einem schuftigen Angeber Rache nehmen wollen. Ich glaubte, der Tropf sei zu Hause und hielte sich versteckt. Daß die Zwei da die Frau so ängstigen, das ist mir nicht recht."

Anton aber schrie:

„Den Weibern gegenüber habt ihr Schneid' gehabt, ihr Kerle! Wenn's aber gilt, euch zu wehren, da seid ihr nichts mehr! Nun, wartet, ich will's euch zeigen! Ihr seid gerade recht für den Galgen — vorher aber sollt ihr noch spüren, mit wem ihr's zu thun habt." Die Wehrlosen, wurden von ihm auf dem Boden mit den Füßen hin und her geschoben, ohne daß ihn der Sprecher daran hinderte. Auf ihr Jammergeschrei gab er keine Antwort denn wenn er die Frau und die zitternden Kinder betrachtete, die sich noch immer von ihrem Schrecken nicht erholt hatten, so trat jede Regung des Mitleids mit den Uebelthätern zurück.

So kümmerte es ihn nicht, daß der Eine winselte, es

sei ihm der Fuß entzwei geschlagen, der Andere, die Hand sei zerschmettert, der Dritte, er möge das gut sein lassen, es sei kein Raub beabsichtigt gewesen.

Die Bäuerin schaffte Stricke herbei. Mit diesen band er trotz ihrer wirklichen und angeblichen Verwundungen zwei der Kerle an Händen und Füßen, so daß sie keiner Bewegung mehr fähig waren, und führte sodann die Bäuerin und die Kinder, die noch immer vor Schreck starr dastanden, langsam ins Wohnzimmer hinüber. Der Dritte, der größte, konnte nicht gebunden werden. Er sagte: „Macht mit mir, was ihr wollt, ich bin jetzt wehrlos — aber binden laß' ich mich nicht. Ich lauf' euch nicht davon."

Anton ging zum Strick, der an der Glocke hängt, durch welche die Leute von den Feldarbeiten heimgerufen werden, und zog daran, um von außenher Hilfe herbeizurufen. Die Glocke that rasch ihre Schuldigkeit.

Die Bauern waren eben vor die Kirche herausgetreten und blieben in einzelnen Gruppen bei einander stehen, um sich über diese oder jene Angelegenheit zu besprechen, indem ja der Platz vor der Kirche für die Leute, die so vereinzelt wohnen, ungefähr das vorstellt, was den Städtern eine Börse oder ein Kasino. Während sie so bei einander standen, tönte der schrille Klang über den kleinen Waldstreifen herüber, welcher zwischen dem Hofe und dem Kirchlein sich hinstreckt.

Aller Augen richteten sich sofort auf Denjenigen, den es anging, und Mehrere, welche glauben mochten, er habe das Zeichen nicht gehört, riefen ihm zu: „Warum läuten sie denn bei dir? Da muß was auskommen sein!"

Der Herr des Hofes gab sich keiner Täuschung hin, daß es in der That nur etwas ganz Außerordentliches sein könne, was den Lärmruf verursachte. Er erschrak und rannte, ohne sich von den Umstehenden, von denen ihm jedoch Einige neugierig nachfolgten, aufhalten zu lassen, dem Gangsteig entgegen, welcher sich vom Sträßlein gegen das Gehölz hin abzweigt, an dessen Rand Anton ausgeruht hatte.

Die Entfernung war eine kurze und so erreichte er rasch die Hausflur, auf welche Anton, der nunmehr den Kasten ganz und gar weggeschoben hatte, von der Küchenschwelle aus hineinsah.

Ohne ein Wort zu reden, nahm ihn Anton bei der Hand, führte ihn über die Schwelle und deutete auf die zwei Galgengesichter, die stumpfsinnig das Pflaster des Bodens anstarrten, sowie auf den Dritten, der ihn fest betrachtete.

Eine jähe Angst zuckte beim Anblick des Dritten über das Gesicht des Mannes. „Ist meinen Leuten etwas geschehen?" fragte er stammelnd. „Nein", antwortete Anton, „sie sind alle gesund und wohl in der Wohnstube."

„Ja, wer hat denn dir geholfen, die Lumpen so zuzurichten, wie sie daliegen?"

„Wer anders als der Stock, die Stange da. Wir zwei haben zusammengeholfen gegen die drei."

Der Bauer hatte noch nicht recht Zeit gehabt, den Retter auszufragen, wer er sei und woher er komme, und ihm zu danken, als schon die Anderen aus der Kirche nachkamen und mit Ausrufen der Verwunderung und des Entsetzens sich die Szene betrachteten. Zu gleicher Zeit kam auch die Frau mit den Kindern aus dem Wohnzimmer herüber und Alle umdrängten und beglückwünschten Anton als den Erretter.

Es dauerte eine geraume Weile, bis man von ihm abließ und sich an eine genauere Besichtigung der Uebelthäter machte. Es mochten wohl bekannte Diebe und Landstreicher sein, denn der Eine und der Andere wurde von den Anwesenden erkannt. Der Größte lehnte immer noch mit dem Rücken an der Wand und schaute auf den Bauern. Der aber wendete den Kopf ab.

„Du, bist du auch da?" hörte man bald von Diesem bald von Jenem rufen.

Das meiste Aufsehen aber machte der größte unter den Räubern, eben derjenige, der den Schrotschuß in den Kasten abgefeuert hatte.

„Der Hühnerbub!" scholl es gleichzeitig aus mehr als einem Munde.

Um zu wissen, was das bedeuten soll, muß erwähnt werden, daß man unter diesem Spitznamen eine im ganzen Pongau bis ins Flachland hinaus bekannte Persönlichkeit verstand, die unter verschiedenen Verkleidungen auftrat und sich den Beschäftigungen des Wilddiebens und Schwärzens hingab. Der Hühnerbub war allgemein bekannt. Mehrmals schon war er eingesperrt gewesen, immer aber war es ihm gelungen, wieder zu entwischen.

Unter allgemeinem Jubel wurden die Zwei auf einen Wagen geladen, noch mehr gefesselt und nunmehr ging es Hallein zu, wo ihrer ein festes Gewahrsam harrte. Der Hühnerbub aber schritt, ohne daß ihm Einer zu nahe zu treten wagte, nebenher.

Die Szene auf dem Wagen hatte die allgemeine Aufmerksamkeit so in Anspruch genommen, daß Niemand bemerkte, wie Anton verschwand. Als sich der Bauer wieder nach ihm umsah, um ihn zu bewirthen und zu beschenken, war er nicht mehr zu finden.

Wir überlassen die Bauern ihrem abermaligen Erstaunen, welches wir aus bekannten Gründen nicht theilen können, und eilen dem Flüchtling nach, um seine weiteren Schicksale zu erfahren.

Wenn von der weiteren Flucht Antons gegen das

Pongau hin noch mehr erwähnt werden sollte, so müßte geschildert werden, mit welcher Qual des Hungers er zu kämpfen hatte und wie oft er auf seinen drei Nachtmärschen (denn des Tags über hielt er sich im Walde versteckt) in irgend einem Geräusch den nachsetzenden Verfolger wähnte. Ein Gluckſen der Welle im Fluß, ein im Winde knarrender Zweig, eine im fernen Dorf verhallende Menschenstimme — Alles das däuchten ihm, während er auf Gangsteigen und Bergpfaden dahin eilte, eben so viele Unglücksbotschaften.

So oft er dergleichen vernahm, suchte er Zuflucht im nächsten Dickicht und blieb darin so lange unbeweglich sitzen, bis er die Täuschung erkannte oder auf die Meinung gerieth, die Gefahr sei vorüber.

Nächst dem väterlichen Hause beschäftigte seine Gedanken am meisten das in dem einsamen Hause erlebte Abenteuer. Manchmal, während er zitternd hinter seinem Busche in die Nacht hinaus horchte, überkam ihn Reue ob des Aufsehens, welches er durch sein Dazwischentreten erregt hatte.

Das Gerücht von dem unbekannten Burschen, durch welchen die Weiber befreit worden waren, mußte sich ja verbreiten, und wenn es Einem von Denjenigen zu Ohren kam, welche ihn verfolgten, so lag für diesen nichts näher, als die Muthmaßung, es möchten der Flüchtling

und der Held jener Räubergeschichte eine und die nämliche Person sein.

Wenn er aber fortwandernd diese Möglichkeit weiter überlegte, so verlor sie für ihn nach und nach ihre Schrecken, denn er mußte sich sagen, daß er unter allen Umständen, mochte man ihn als den mit jenem Vorfall Verflochtenen entdecken oder nicht, in der Richtung verfolgt werden würde, in welcher er wirklich floh. Auch die Verfolgung in seiner Heimath war ihm ja gewiß.

Oft wandten sich seine Gedanken auf den Hühnerbuben zu, welcher bei dem Auftritt im Bauernhause der Rädelsführer gewesen zu sein schien. Er konnte sich erinnern, zu Hause von diesem Menschen als von einem berühmten Schwärzer reden gehört zu haben. Der Hühnerbub mußte also im Uebrigen ein weit verwegenerer Bursche sein, als er sich bei dem kurzen Gefechte in der Küche gezeigt hatte. Unbegreiflich blieb ihm die eigenthümliche Haltung desselben ihm, seinen Genossen und dem Bauern gegenüber. Es sah gar nicht so aus, als ob er ein Freund der zwei Geknebelten gewesen wäre. Und zwischen ihm und dem Bauern mochte wohl irgend etwas Geheimnißvolles liegen. Aber in den Gedanken an den Hühnerbuben mischte sich eine für ihn ziemlich trostreiche Betrachtung. Wenn dieser Mensch trotz des Rufes, der von seinen Thaten ausging, sich immer noch in der Freiheit

befand, um wie viel leichter würde es dann ihm sein, von den Schergen unbehelligt zu bleiben.

Endlich, in der dritten Nacht, erreichte er den mit grünen Wasserbinsen bedeckten Sumpf, in dessen Mitte die braunen Holzhäuser von Altenmarkt stehen, und als der Tag über den Tauern graute, sah er Wagrain, in dessen Nähe an einer Berglehne sein väterliches Haus stand. Er befand sich nunmehr in einem erbarmungswürdigen Zustand. Seine Kleider waren durch das Herumkriechen in den Wäldern zerrissen, seine Haut an vielen Stellen aufgeritzt und die Füße so wund, daß er sie kaum mehr bewegen konnte. Die Soldatenschuhe, die ihm ohnehin nur mangelhaft gepaßt hatten, weil eben die Füße in die einmal vorhandenen Schuhe sich wohl oder übel fügen mußten, hatten seine Fersen mit blutigen Beulen bedeckt. Nimmt man dazu die Wirkungen des Hungers und der Müdigkeit, so läßt sich begreifen, daß er im Angesichte seiner Heimat in einem Dickicht von Fichten zusammensank. Er zog seine Schuhe aus und erquickte die erhitzten und verwundeten Füße im reichlichen Thau. Dies erfrischte ihn so sehr, daß er bald wieder im Stande war, zu denken und zu überlegen, was zu thun sei, bevor die Leute auf die Felder und Wiesen herauskämen.

Sich dem Hause seines Vaters zu nähern, war unmöglich. Er hätte dadurch sich und die Seinigen in

die unmittelbarste Gefahr gebracht. Jemanden mit irgend einer Botschaft dorthin zu schicken, das durfte er ebenso wenig wagen, denn wenn nicht schon Schergen da waren, die auf ihn lauerten, so war deren Ankunft jeden Augenblick zu gewärtigen und hing sodann sein Schicksal an einem Haare, das heißt an der Vorsicht und Schweigsamkeit oder an der Unvorsichtigkeit des Boten.

Endlich fiel ihm ein Auskunftsmittel bei.

Wie viele Pongauer Bauern, hatte auch Antons Vater oben auf dem Berge irgendwo ein Zuïehen oder Berglehen, das heißt ein hölzernes Häuschen, welches zur Unterkunft der Kühe diente, die dort oben weideten, zur Aufbewahrung von Heu, zum Zufluchtsort bei Wettern.

Unter den gegenwärtigen Umständen war es das Gerathenste, sich dorthin zu flüchten. Es konnte nicht lange anstehen, bis Jemand aus dem Hause dort hinauf kam, um die Kühe zu pflegen und zu melken. Bis dahin vermochte er sich unter den Futtervorräthen zu verstecken und mit der Ankunft eines dem Hause Angehörigen war er ja der nächsten Sorge, das heißt der Sorge um Nahrung überhoben.

Es gelang Anton, das Berglehen zu erreichen, während sich schon ringsherum die bewaldeten Kuppen rötheten und die nackten Schrofen wie Kegel von Bernstein in die Luft schauten. Niemand hatte ihn gesehen.

Der Stall des Berglehens stand offen; Anton aber schritt vorsichtig hinein, erklomm den oberen Boden, auf welchem sich frisch gemähtes Gras befand, machte darin eine Höhlung und verkroch sich so, daß ihn ein menschliches Auge, wenn es nicht nachdrücklich spähte, schwerlich entdecken konnte.

Er wurde aber dennoch entdeckt, freilich von einem Geschöpfe, an welches er am wenigsten gedacht hatte.

Während er eben von Hunger und qualvoller Erwartung gepeinigt im duftigen Grase lag, näherte sich Marie, seine Schwester, langsam dem Berglehen. Sie sang lustig in den hellen Morgen hinaus und blickte bald zur Tiefe hinab, wo ein langer Nebelstreifen den Lauf des Flusses andeutete, bald um sich herum in das Alpenrosengestrüpp, durch welches sich ein schmaler gelber Pfad in Zickzackwindungen hindurchzog.

Die Alpenrosen waren bereits aufgeblüht und viele weiße Perlen lagen in den rothen Kelchen. Das Mädchen bückte sich, um einen Strauß dieser Blumen an seinen Hut zu stecken, und sang wieder lustig fort, immer leichten Fußes die Höhe ansteigend.

Auch der große weiße, zottige Hund Kastor, welcher das Mädchen begleitete, war guter Dinge. Bald sprang er munter durch das Gestrüpp, bald wälzte er sich auf dem schwer von Thau benetzten Boden.

Plötzlich aber stand er still, schnüffelte unablässig an einer Stelle des Rasens herum, hob den rechten Vorderfuß in die Höhe und gab einen winselnden Laut von sich, dem bald ein starkes Bellen folgte.

Sodann lief er rasch, ohne die Nase vom Boden wegzuheben, dem Häuschen zu, stieß die Thüre mit der Nase auf und war in wenigen Sätzen oben auf dem Grasboden, wo er Anton mit Geheul begrüßte und vor Freude das eine und das andere Mal über ihn hinwegsprang.

Mariens Erstaunen, als sie den Bruder in diesem Zustand erblickte, war grenzenlos. Sie vergoß Thränen, als er ihr mit schwacher Stimme die Art und Weise erzählte, in welcher er hierher gekommen war, und sie bat, ihm so rasch als möglich irgend welche Nahrung zukommen zu lassen.

Das Mädchen stieg vom Boden hinab, molk rasch die weiße Kuh und brachte dem Bruder die schäumende Milch im Holzgefäß. Es blieb kein Tropfen davon übrig.

„Ich sehe wohl", sagte das Mädchen nach einer Weile, „daß jetzt keine Zeit zum Erzählen ist. Ich will schnell nach Hause laufen, es dem Vater sagen und machen, daß dir recht bald etwas heraufgetragen wird. Auch ein anderes Gewand brauchst Du nothwendig," fügte es hinzu, indem es den zerrissenen Mantel und den Soldatenanzug mitleidig betrachtete.

Anton hatte nichts dagegen, daß sich Marie sogleich wieder verabschiedete. Denn erstlich strengte ihn das Sprechen an und sodann hatte er große Sehnsucht, seinen Vater wiederzusehen.

Er schärfte Marie ein, vorläufig ja keinem Menschen als dem Vater etwas von seiner Ankunft mitzutheilen. Das Mädchen versprach es und lockte den Hund, daß er ihm nachfolgen sollte.

Kastor aber hatte keine rechte Lust, von dem wiedergefundenen Sohn des Hauses abzulassen. Mit vieler Mühe gelang es Anton, ihn zum Fortgehen zu bringen. Er besorgte, daß der Hund durch sein Gebell ihn verrathen möchte, wenn irgend ein Unberufener die Hütte beträte. Das Mädchen verließ die Hütte, Anton kroch in seinen Grashaufen und es war wieder still um den einsamen Zufluchtsort. Nur einige Nebelhaufen irrten am Abhang umher und manchmal fiel unter einer Bewegung des Morgenwindes ein Thautropfen vom gezahnten Blatt oder von der brennendrothen Gluth der Alpenrose.

Zweites Capitel.

Das Wiedersehen.

Wir versetzen uns nunmehr in die zirbengetäfelte Wohnstube des Aichbauern, des Vaters des Flüchtlings.

Ein großer stämmiger Mann — es ist der Aichbauer selbst — geht schweigend in der Stube auf und ab, daß unter seinen wuchtigen Tritten die alten Bretter knarren. Auf der Bank neben dem großen grünen Ofen sitzt das Weib, die Hände in den Schooß gelegt, und am Fenster steht Marie, die beiden mit ängstlichen Blicken betrachtend. Man hört nur das Ticken der großen Wanduhr und die Bewegung eines Kreuzschnabels, der im winzigen Käfig von einer Seite seines Gefängnisses zur anderen flattert.

Hier und da wischte sich die Mutter mit ihrer Schürze die verweinten Augen ab, was der Mann nicht zu bemerken schien, denn er blieb nicht stehen, sondern ging mit gleich gemessenem Schritte hin und her, mit den Daumen unter seine Hosenträger greifend und nur manch-

mal einen Blick durch die niedrigen Fenster werfend, wie wenn er draußen die Ankunft von irgend Jemand erwartete oder fürchtete.

„Ich hab' mir's schon lang gedacht," nahm er endlich bedächtig das Wort, „daß es so kommen würde, wie es jetzt gekommen ist."

Dann ging er wieder hin und her und fuhr fort:

„Es ist ein wahres Kreuz heut zu Tag, wenn einem unser Herrgott gesunde Kinder schenkt, die zum Soldaten taugen."

Die Mutter, welche bis jetzt keinen Antheil an dem genommen hatte, was im Zimmer vorging, erhob den Kopf und sagte langsam:

„Noch das größere Kreuz wär's aber, wenn die Kinder nicht reverig (stark und gesund) sind."

Die ewigen Kriege," bemerkte der Aichbauer, ohne das Wort des Weibes zu beachten, „nehmen kein Ende mehr."

„Du kannst es doch nicht ändern", erwiderte die Frau, fast schluchzend. „Es ist schon einmal so, und weil's so gekommen ist, so darf man nicht verzagt werden. Unser Herrgott wird schon wissen, warum er uns das geschickt hat. Er verläßt uns auch nicht. Wir müssen der Zukunft getrost entgegenschauen."

„Hast Recht, Mutter", sagte der Bauer. Nachdem

er sodann schweigend noch eine geraume Weile auf- und abgeschritten war, blieb er stehen, schaute sein Weib an und flüsterte ihm zu:

„Richten wir dem Anton jetzt was zusammen; denn wie die Marie sagt, ist er elend herunter."

„Ja," erwiderte die Mutter, „wir müssen schauen, daß er zu Stand kommt; denn so, wie er jetzt ist, kann er nicht lange bleiben."

„Und du, Marie", sagte der Bauer, „du gehst jetzt gleich zum Grafenwirth hinunter und kaufst ein Sulfara und ein Tamatiskenöl".*)

„Warum denn, Vater?" frug das Mädchen verwundert. „Es fehlt ja dem Anton gar nichts, als daß er müd' ist und sich in den Stauden die Haut ein wenig verkratzt hat."

„Frag' nicht so albern", entgegnete der Aichbauer. ‚Es ist ja nicht für den Anton, daß du es holst."

Als ihn aber auch das Weib fragend anblickte, konnte er trotz der üblen Laune, welche seine Stirne in Falten zog, nicht umhin, über die Einfalt seiner Angehörigen zu lächeln.

---

*) Bäuerische Ausdrücke für Schwefelblumen und einen Extrakt aus Tamarix germanica, die in der Volks-Arzneikunde vorkommen.

„Das Mädel soll das Zeug holen," sagte er, „und zum Grafenwirth sagen, es sei eine Kuh krank geworden droben im Zulehen. Das ist, damit es den Leuten nicht auffällt, wenn sie uns öfter hinaufgehen sehen. Und daß du mir ja vor keinem Menschen in der Welt nur ein Wort davon verlauten lässest, daß dein Bruder droben ist, soviel sage ich dir!"

„So gescheidt bin ich wohl selber, Vater," entgegnete das Mädchen, indem es noch beim Hinausgehen den Kopf etwas schnippisch umwandte.

„Wenn du das sagen läßt, Vater," bemerkte nunmehr die Bäuerin, „so mußt du aber dafür sorgen, daß eine Kuh im Stall bleibt; denn die Leute wissen ja genau, wie viel Stück wir haben, und wenn sie sie alle auf der Weide sehen, so kann's leicht sein, daß sie die Köpfe zusammenstecken und meinen, es sei etwas nicht richtig."

„Das versteht sich," erwiderte der Aichbauer. „Da brauchte Eins kein Pfiffikus zu sein, um uns das nachzurechnen. Die Marie muß deshalb, sowie sie zurückkommt, ins Zulehen hinauf, dem Anton die Sachen bringen und eine Kuh fest im Stall anhängen."

Bald darauf kehrte das Mädchen mit dem Verlangten zurück.

„Noch etwas dürfen wir nicht vergessen," fuhr der Aichbauer in seinen Anordnungen fort. „Ich kann nicht

zum Anton hinaufgehen, bevor es dunkel wird, denn wenn er schon seit vier Tagen auf und davon ist, so werden die Schergen nicht mehr lange ausbleiben, die um das Haus herum Späße halten. Er selber muß so bald wie möglich schauen, daß er wieder aus dem Zulehen davon kommt. Und da soll ihm die Marie einen Schnaps mit hinauf nehmen, er muß sich die Füße waschen, damit er so bald als möglich wieder laufen kann."

Das Weib blickte den Mann bestürzt an.

„Ja, was soll's denn mit dem Anton werden?" sagte es, sich mit dem Schürzenzipfel über's Aug' fahrend.

„Dalkete Frag'," entgegnete der Bauer kurz. „Jede Stund' können die Gerichtler kommen, im ganzen Haus Alles zu oberst zu unterst kehren, um den Deserteur einzufangen. Wenn sie dann nichts finden, werden sie das Zulehen schon erfragen. Der Anton muß also fort!"

„Wird er denn nicht ganz verzagt werden," sagte die Frau schüchtern, „wenn er hört, daß er wieder weiter soll, kaum daß er ausgeruht hat?"

„Ach was," erwiderte der Bauer. „Du, Marie, brauchst ihm davon noch nichts verlauten zu lassen. Ich werd' schon das Alles selber mit ihm ausmachen, wenn ich am Abend hinaufkomme. Vorderhand sagst du ihm nur, er soll sich die Füße mit dem Branntwein waschen. Und vergiß nicht, die Kuh anzuhängen."

Mittlerweile war die Bäuerin in die Küche hinausgegangen, hatte ein großes Stück geräuchertes Fleisch von der Stange, Eier, Brod und Butter aus einem Kasten genommen und das Ganze in einen Tragkorb gethan.

Mit diesem Tragkorb belud sich das Mädchen und nahm Abschied von den Eltern, nachdem ihm nochmals vom Vater die größte Vorsicht und Schweigsamkeit anempfohlen worden war.

Der abendliche Gang des besorgten Vaters war von einem gewaltigen Unwetter begünstigt.

Denn eine Gunst des Zufalls konnte man wohl ein Gewitter nennen, welches alle Leute von den Feldern und Wiesen in ihre Häuser trieb.

Es war noch nicht völlig dunkel, als der alte Mann zum Anfang des Gangsteiges kam, der sich über die Wiesen und an einzelnen Waldgruppen hin gegen das Zulehen hinaufzieht.

Nicht wenig überrascht war er, als er hinter sich auf dem nassen Boden klatschende Schritte vernahm. Er drehte sich erschreckt um, weil ihm seine Furcht schon irgend einen Verfolger vormalte, der hinter das Geheimniß gekommen sei. Als er einen Weiberkittel bemerkte, beruhigte er sich, welche Beruhigung aber fast in Zorn überging, als er sein eigenes Weib erkannte.

„Was willst du denn?“ herrschte er sie an. „Ist etwas vergessen worden?“

Statt der Antwort erfolgte ein Schluchzen.

Der Bauer begriff, daß es sich um weiter nichts handelte, als daß die Mutter dem Drange, den Sohn wiederzusehen, nicht hatte widerstehen können.

„Habe ich dir nicht gesagt, du sollst zu Haus bleiben!“ brummte er. „Wie leicht kann ein Nachbar zu uns kommen, dann ist Niemand zu Haus und das muß auffallen. Was sollen denn die Leute denken, wenn wir gleich alle zwei nicht daheim sind?“

Die Frau hatte einige Mühe sich zu sammeln, dann antwortete sie:

„Nu, ich hab' dem Mädel gesagt, wenn Jemand kommt, so bin ich mit dem Basl, das auf Besuch war, wegwärts gegangen“.

„Ja, wenn aber Jemand durchaus nach dir verlangt?“ wandte der Aichbauer ein.

„Da muß halt das Mädel sagen, ich komm gleich zurück“, antwortete die Frau, indem sie ihren Mann mit bittenden Blicken anschaute.

Wohl regte sich in diesem ein schmerzliches Gefühl, aber er unterdrückte es und sagte trocken:

„Meinetwegen, in Gottesnamen, wenn's schon nicht anders ist, so geh halt mit.“

Während die beiden alten Leute miteinander auf dem nassen Pfade mühsam emporstiegen, fielen die letzten Strahlen der Sonne über die hohen Berge hin. Die Gipfel im Süden standen so in der Röthe des Abendhimmels, daß sie durch den Regen hindurch wie selbst von Flammen durchglüht, wie durchsichtige Krystallmassen ausschauten. Die Gesichter der Beiden selbst hatten einen unheimlichen gelbrothen Wiederschein angenommen.

Endlich sank die Sonne völlig und dann glänzten einige der höchsten Schiefergrate, vom Regen benetzt, talgig wie Asbest.

Das Gewitter hatte aber deswegen noch nicht ausgetobt. Im Gegentheil, es begann, sich in einer viel seltsameren Weise zu entwickeln.

Man sah, als es schon ganz dunkel geworden war, Blitze aus den Wolkenbänken, die hier und dort unter den Gipfeln hinzogen, gegen diese hinaufzucken. So wurden einzelne Grate und Giebel erst sichtbar, wenn sie einen Augenblick von diesem höllischen Strahl beleuchtet wurden.

Das Weib murmelte hie und da einige Worte des Gebetes vor sich hin, der Mann aber stieg lautlos bergan.

Endlich, als sie schon tiefe Dunkelheit umfing, gelangten sie an die unverschlossene Thüre des Zulehens.

Anton, welcher sich mittlerweile gesättigt und gut

ausgeruht hatte, lag oben auf dem für die Rinder bestimmten Futterhaufen.

„Vater, seid Ihr's?“ rief es herab, als er Geräusch an der Thüre hörte.

Die Mutter stieß einen Schrei aus und ging mit vorgestreckten Händen in den dunkeln Raum hinein. Der Vater aber blieb ruhig und ohne ein Wort zu sagen stehen. Als die Frau dem mittlerweile herabgestiegenen Flüchtling sich gerade gegenüber befand und hörte, wie er ein Mal über das andere Mal rief: „Gott sei Dank, daß ich nur noch einmal zu euch gekommen bin!“, betastete und befühlte sie ihren Sohn an Kopf und Armen, wie wenn sie erst dadurch sich hätte vergewissern wollen, daß er wirklich vor ihr stand.

Dann schloß sie ihn in die Arme und küßte ihn blindlings auf Haar und Stirne.

Alles das ging in der tiefsten Finsterniß vor sich, denn an diesem versteckten Orte Licht anzuzünden, mußte ihnen wegen der Späher, die kommen konnten, die Vorsicht verbieten.

Der alte Aichbauer sprach nur einige wenige Worte des Willkomms.

Es war ihm unmöglich, unter den Verhältnissen, in welchen sein Sohn eingetroffen war, Freude zu bezeugen. Ebensowenig gestattete es das Mitgefühl, ihm Vorwürfe

zu machen. Wußte man ja doch allgemein im Lande, wie schlecht es den Soldaten erging, und hatte sich schon überall das Gerücht von dem neuen bevorstehenden schrecklichen Feldzug verbreitet, dessen Ziel in unbekannte Länder gerichtet war, aus welchen unter Hunderten nicht Einer zurückkehren könnte.

Ueberdieß war es keineswegs des Aichbauern Art, Gefühle und Empfindungen durch einen Wortschwall zu verrathen. Er überließ das dem Weibe, welches nicht müde wurde, Anton zu liebkosen und immer und immer wieder die nämlichen Fragen zu stellen.

Nachdem er so lange Zeit geschwiegen, nahm endlich der Vater wieder das Wort:

„Anton, es ist schon einige Tage her, daß du aus Salzburg fort bist, und vielleicht dauert es nur mehr gerade so viele Stunden, bis sie kommen und dich hier suchen. Du hast also da auf keine Sicherheit mehr zu hoffen. Ich mein', du kannst für jetzt gar nichts Gescheidteres thun, als weggehen und dich im Bärenloch verstecken. Natürlich soll dies nur für ein paar Tage gelten."

Der Anton wie die Frau mochten von diesem Vorschlage betroffen sein, denn sie erwiderten kein Wort. Der Aichbauer, dessen Worte keinerlei Gemüthsbewegung verriethen, als er den Sohn in diese nur von Thieren aufgesuchte Wildniß wies, sagte weiter:

„Du hast jetzt auf ein paar Tage genug zu essen. Das nimmst du mit und bleibst ganz ruhig im Bärenloch. Du weißt, das Bärenloch gehört zu meinem Alpenboden und ich hab's entdeckt. Sonst weiß kein Mensch was davon. Du kannst dir wohl denken, daß Niemand hinauf kommt, wenn ich dir gleich sage, daß ich meine Sparpfennige dort oben versteckt habe, wie die Franzosen im Land waren."

„Glaub' schon, Vater," erwiderte der Anton leise.

„Du brauchst aber nicht lange oben zu bleiben", fuhr der Aichbauer fort. „Schau nur jedesmal, wenn es Nacht wird, gegen unser Haus zu herunter. Siehst du einmal, daß der Raumhaufen (Haufen von dürrem Reisig und andern Abfällen), der im Weitfeld auf der Leiten unter dem großen Nußbaum liegt, angezündet ist, so ist Alles wieder sicher und du kannst wieder auf ein kurzes Zeitl ins Zulehen herunter kommen. Ich werde dann schon da sein, und dann reden wir's miteinander ab, was mit dir werden soll."

Dem Anton war es zwar nicht völlig geheuer bei dieser Botschaft, aber er mußte sich selbst sagen, daß vorläufig klügerer Entschluß gefaßt werden konnte. „Ich werd' heut noch fortgehen, Vater," sagte er nach kurzem Stillschweigen. „Ich fürcht' selber, ihr könntet Recht haben." „Nu, so behüt' dich Gott", sagte der Aichbauer. Die Mutter gab ihm noch einen Kuß auf die Stirne.

„Ja, behüt' euch Gott Alle miteinander", erwiderte der Anton zum Abschied.

Der alte Mann war schon wieder über der Schwelle, als ihm noch etwas beifiel und er wieder zurückkehrte.

„Noch eins", sagte er zu dem noch unter der Thüre stehenden Anton. „Ich hab' vergessen, zu sagen, daß alle Augenblick die Liesel, die Magd, heraufkommen muß, um die Kuh anzuhängen. Es soll ausschauen, als ob ein Stück Vieh krank war, damit es nicht auffällt, wenn wir da häufiger ab- und zugehen. Die Liesel fürchtet sich bei der Nacht und hat gewiß den Hund, den Kastor, mitgenommen. Es kann leicht sein, daß dir der Hund nachläuft. Wenn er's thut, so gib ihm ein paar ordentliche Hiebe, denn der wär' noch der erste, der dich geschwind verrathet."

Mit diesen Worten gingen die zwei alten Leute in die Nacht hinein, den Berg hinab.

Drittes Capitel.

Das Bärenloch.

Als sie in ihrem Hause angekommen waren, aus dessen engem Fenster ihnen ein trübrothes Licht in der tiefen Dunkelheit als Wegweiser gedient hatte, fanden sie dort einen absonderlichen Besuch vor.

Es war ein altes Weib, Namens Barbara, welches nicht im besten Rufe stand. Man sagte der Barbel nach, daß sie dem Gerichtsdiener den Spion mache, wo dieser es für gerathen hielt, nicht selbst aufzutreten.

Die Barbel sagte, sie habe nur ein wenig mit der Liesel plaudern wollen, habe aber gehört, daß diese ins Zulehen hinaufgegangen sei wegen der kranken Kuh, und wolle sich nunmehr gleich wieder empfehlen.

Das Letztere sagte sie wohl im Hinblick auf den Aichbauern, von dem sie wußte, daß er es keineswegs gern sah, wenn sie sein Haus heimsuchte. Er wollte mit dem boshaften Weibe und ihren Klatschereien nichts zu schaffen

haben. Sie betrat deshalb das Haus niemals, wenn sie wußte, daß der Mann daheim war.

Auch jetzt stand sie ohne Weiteres auf und verließ das Haus, den beiden alten Leuten mit heiserer Stimme gute Nacht wünschend.

Der Aichbauer schlug unmuthig hinter ihr die Thüre zu, daß die Klinke klirrend ins Schloß fuhr.

Während die Frau sich anschickte, in die Schlafkammer zu gehen, sagte er brummend:

„Schau, schau, ist die Habergais (Vogel der kleinsten Eulenart, von dessen Nähe am Hause man sich nichts Gutes verspricht) schon wieder da!"

„Gott, wenn sie nur nicht nach dem Buben spionirt!" flüsterte die Frau.

„Ja, wo der Teufel selbst nichts ausricht', da schickt er ein altes Weib hin," fuhr der Aichbauer fort. „Es ist ein altes Sprüchwort und wahr bleibt's." —

Am nächsten Morgen ging der Aichbauer früh in den Markt, um gelegentlich zu erspähen, ob dort noch nichts über den flüchtigen Soldaten bekannt sei.

Die Marie blieb zu Hause, um die Arbeit der abwesenden Liesel zu thun. Die Knechte aber waren ins Feld und in den Wald gegangen.

Die Bäuerin stand in der rußigen Küche und schickte sich an, die Morgensuppe zu bereiten, als die alte Barbara

auf der Schwelle der offenen Küchenthüre erschien, den Kopf vorstreckte und langsam hereintrippelte.

„Guten Morgen, Andl, (Anna) bist schon auf und kochst auch schon?" sagte das alte Weib und ging, da es die Luft von dem gefürchteten Manne rein sah, ohne Weiteres zum Herd.

Die Bäuerin verfärbte sich ein wenig, doch gelang es ihr, sofort wieder die Fassung zu behaupten, die, wie sie schon aus der Warnung ihres Mannes wohl wußte, diesem Weibe gegenüber durchaus nothwendig war.

„Guten Morgen, Wam!" (Barbara) erwiderte sie freundlich. Denn die List, welche kein Weib verläßt, lehrte sie, heute völlig unbefangen zu scheinen. „Bist du schon aus dem Nest? Magst eine Suppe?"

„Ja Gott vergelt es dir und dem Bauern und segne es euch an euern Kindern," erwiderte das Weib. „Ist die Liesel noch immer droben beim Füttern, weil sie heut auch noch nicht da ist?"

„Ja, ja, sie ist über Nacht droben geblieben weil das Vieh krank ist."

„So, so!" hüstelte die Alte als Antwort.

Die Bäuerin hatte nunmehr schon fast die Gewißheit erlangt, daß hinter dem Besuche der Alten die Absicht stecke, welche ihr Mann vermuthet hatte. Obwohl vor-

bereitet, konnte sie aber doch nur mit Mühe ihren Schrecken verbergen, als das Weib urplötzlich fragte:

„Und wie gehts denn dem Anton?"

„O, ich denk net schlecht", antwortete sie nach einer Weile. „Er hat erst vor etlichen Wochen schreiben lassen. Gesund ist er und wie's schon so ist beim Soldatenleben, da darf einer froh sein, wenn er nur gesund bleibt."

„Ist ihm doch net etwa gar öd?*) Das Heimweh soll was Schreckliches sein, ich hab's oft genug gehört von Anderen."

„Ich denk net", sagte die Frau gelassen. „Er hätt's uns sonst gewiß schreiben lassen. Auch haben wir ihm sagen lassen, daß wir im Herbst hinauskommen, weil wir ins Plain**) wallfahrten gehen. Nachher suchen wir ihn auf, ich und mein Mann."

Die Bäuerin bemerkte das boshafte Lächeln nicht, welches über die Züge des alten Weibes hinglitt, als es fortfuhr:

„Sie sagen ja, daß der Krieg wieder angeht, und daß sie diesmal weit fort müssen, die Soldaten. Heißen thuts gar, in's Rußland hinein. Das ist so weit weg, daß kein Mensch mehr heimkommen könnt', es wär' ganz unmöglich."

---

*) Oed sein, so viel wie heimwehkrank sein.

**) Maria Plain, Wallfahrtsort bei Salzburg

„Ja, wenn's ihm so beschaffen (bestimmt) ist von oben, so mögen wir auch nichts machen," erwiderte die Bäuerin, ruhig in dem bereits aufschäumenden Kessel herumrührend.

„Aber, Andl, dein eigenes Kind ist ja der Anton doch. Und ein schöner Bub ist's auch. Es wär' dir halt doch gewiß recht arg, wenn du ihn nimmer säheſt."

„Wäre mir freilich recht hart, aber was wollt ich machen? Ich müßt doch Alles Dem oben überlassen."

Die Alte mochte nunmehr glauben, daß die geeignete Zeit gekommen sei, das entscheidende Wort zu wagen. Denn sie drückte sich nunmehr ganz an die Bäuerin hin, schaute ihr schmeichelnd ins Gesicht und sagte lächelnd:

„Geh, Andl! Dein Vater ist auch ein Deserteur gewesen, schau, es bleibt bei den Kindern selten aus, sie gerathen immer nach. Wenn's einmal der Fall sein sollt', so wirst du doch deswegen den Anton net verstoßen! Sie sind doch auch net zu neiden, die Leut'."

„Wam, ich sag' dir so viel. Der Bub' ist alt genug und gescheidt genug. Er weiß schon, was er thun darf und was net. Die Obrigkeit ist von Gott eingesetzt und wir müssen folgen, weil wir schlechte Bauern sind. Wir können ihm net helfen, ich hab' ein anderes Kind auch noch, das ich wegen seiner net vergessen darf. Daß wir

uns aber deswegen ins Unglück stürzen, das möcht' ich net verantworten."

„Ja, Andl," sagte die alte Hexe giftig, „ich glaub's gern, daß es dir recht schwer fallen müßt', wenn der Bub plötzlich in's Haus käm'. Er wär' ja zum derbarmen und ihr auch und alle, die's angeht, weil die Leut' den Buben so viel lieb haben. Erst vor kurzer Zeit sollen mehrere desertirt sein, heißt's. Ich weiß net' wer's alle sind und wie viel. Aber ich thät' mich halt doch fürchten für den Anton, ohne allen G'spaß."

Nunmehr riß der Frau die Geduld über die Unverschämtheit der hinterlistigen, zudringlichen Vettel. Auch war sie es überdrüssig, dem Weibe Rede stehen und sich verstellen zu sollen. Sie machte nunmehr gar kein Hehl mehr daraus, daß ihr die Spionin überlästig war.

Sie antwortete barsch:

„An einem sommerlangen Tag laßt sich viel zusammenreden, wovon oft die Hälfte net wahr ist. Da hast eine Maisen (Butterbrod) und Mehl zu einem Mus. Bet' einen Vaterunser für uns und b'hüt dich Gott. Ich muß jetzt den Männerleuten das Essen ansagen gehen."

Auf diese Abfertigung hin konnte die Alte nicht länger bleiben.

Sie bedankte sich und ging vor Zorn zitternd weiter, ihrem Dorfe zu.

Die Bäuerin aber lief in's Feld hinaus und schrie den Knechten, sie möchten zur Suppe kommen, welche über dem Geplauder mit der Alten längst ausgekocht worden war.

Etwa eine Stunde später kehrte der Aichbauer aus dem Marktflecken zurück. Er hatte nicht das Geringste in Erfahrung bringen können, weder vor der Kirche noch im Wirthshaus wurde eine Silbe gesprochen, die darauf hindeutete, daß man einen flüchtigen Deserteur verfolge.

Nur der Gerichtsdiener, welcher eben vor dem Gemeindehause auf die schwarze Tafel einen Zettel anklebte, beobachtete ihn, wie es ihm däuchte, mit einem eigenthümlichen Blick. Der Aichbauer war aber an ihm vorüber gegangen, ohne in seiner Haltung etwas Anderes als die größte Gleichgültigkeit merken zu lassen.

Hatte nun dieser Blick wirklich etwas zu bedeuten oder nicht — für denjenigen, der sich belastet fühlt, gewinnen Mienen und Geberden Anderer eine Bedeutung, von welcher er gar nichts merken würde, wenn er sich sicher fühlte.

So ging auch dieser Blick des Schergen dem Aichbauer nicht mehr aus dem Sinne.

Auf dem Heimwege stieg in ihm plötzlich noch ein anderer beängstigender Gedanke auf.

Wie wäre es denn, wenn den Anton oben in seinem

Lärmloch Langeweile anwandelte und er es sich beikommen ließe, zu seiner Zerstreuung die umliegenden Sennhütten zu besuchen?

Das durfte unter keiner Bedingung geschehen. Der Aichbauer beschloß deshalb, sofort hinaufzugehen und seinen Sohn vor einem derartigen Streich zu warnen.

Diesmal gedachte er jedoch die Vorsicht so weit zu treiben, daß er nicht einmal daheim etwas von dem Ziel seines Ganges verlauten ließ. Er aß seine Morgensuppe und sagte nur, daß er auf die Alm gehen wolle, um nach dem Vieh zu sehen. Um diese Behauptung glaubwürdiger zu machen, nahm er einige Brocken Steinsalz mit, die er an den Stellen, wo sich Salzlecken für Schafe und Ziegen befinden, niederlegen wollte. Im Uebrigen versprach er, bald nach Mittag wieder zu Hause zu gehen.

Mittlerweile hatte sich's Anton in seinem Bärenloch ziemlich bequem gemacht. Es war dies eine Höhle im Schiefergestein, deren Oeffnung von Jemandem, der von ihrem Dasein nichts wußte, sehr schwer aufgefunden und aus einiger Entfernung unmöglich gesehen werden konnte. Um hinein zu kommen, mußte man sich an einer fast lothrechten Felswand mittels der Krummholzstauden von Absatz zu Absatz emporschwingen. Diese Krummholzstauden versteckten auch den Einganz zur Höhle ganz und gar.

Anton hatte sich noch in der Nacht aus Zweigen und einem Grasbündel, welches von ihm aus dem Zulehen mitgenommen worden war, ein erträgliches Lager zurecht gemacht und sehr gut darauf geschlafen. Wußte er doch, daß er sich vorläufig hier in vollständiger Sicherheit befinde.

Es war schon spät, als er aufwachte. Das erste, was er that, war, die Umgebung in der Höhle beim Tageslicht zu mustern. Er konnte das, ohne dieselbe zu verlassen. Denn unter ihm lag ein großer Theil des Almbodens weithin ausgebreitet. Ohne daß er seinen Kopf merklich aus dem Dickicht des Krummholzes hervorstreckte, überschaute er das Thal bis zum Zulehen und alle die Stege, welche nach dieser Höhe führen konnten.

Eben verweilte sein Blick auf einem schwärzlichen Gegenstand, den er für einen vom Blitz oder von einem Hirtenfeuer verkohlten Baumstamm hielt, als er bemerkte, daß sich dieser bewegte.

Jetzt stand er noch über der grünen Wiese, bald darauf verschwand er unter Bäumen.

Erst als der nämliche Gegenstand sich über das weiße Geröll eines Bachbettes hinbewegte, erkannte Anton eine menschliche Gestalt.

Hätte er nicht gewußt, daß die Höhle völlig unbekannt war, so hätte ihn vielleicht einige Besorgniß überkommen können. Unter diesen Umständen war es jedoch

nur Neugierde, welche ihn antrieb, durch das Dickicht der Legföhren hindurch den Schritten des Unbekannten mit den Augen zu folgen. Als die Gestalt schon ganz nahe am Felsen war und die nächsten Augenblicke dieselbe unter dem Gestrüpp verschwinden lassen mußten, erkannte der Flüchtling seinen Vater. Er wußte nun, daß der Besuch ihm galt.

Nunmehr legte er sich mit dem Bauch auf den Boden der Höhle und lauschte, den Kopf über den Rand vorgestreckt, dem Geräusch in den Zweigen und dem Knirschen der Steine, welches immer näher zu ihn heran kam.

Endlich, nach kaum einer Viertelstunde, tauchte die Gestalt aus dem Gestrüpp empor.

„Guten Morgen, Vater, schon auf heut?" sagte er, sich munterer stellend, als es ihm wohl im Innersten zu Muthe war.

„Guten Morgen, Anton, wie geht's dir?" antwortete ihm der Mann, keuchend von der Anstrengung des steilen Anstieges.

„O, ich mein', ich bin im Himmel, weil ich nur wieder daheim bin," erwiderte der Bursche.

„Daheim?" wiederholte der Alte mit bitterem Lächeln.

„Hör mich an, Anton", fuhr er fort, sich den Schweiß mit dem Aermel von der Stirn trocknend. „Ich kann

nur ein paar Augenblicke bei dir da her oben bleiben, weil ich nicht sicher bin, ob ich nicht ausgekundschaftet werde. Ich sag' dir in allem Ernst, Anton, daß du mir in keine Almhütte gehst. Die paar Tag wirst du es da heroben wohl derleiden und nachher muß sich's ja doch ändern, hoff' ich."

„Vater, ihr dürft euch wohl darauf verlassen, daß ich nirgends net hingeh'", erwiderte Anton fast erschrocken. „Aber ist denn was geschehen?"

„Geschehen ist noch nichts", erwiderte der Bauer, noch immer tief aufathmend. „Aber die alte Wam ist bei der Mutter gewesen und hat so hin und her geredet und das halt ich für kein gutes Zeichen."

„Hat sie etwas gewußt?"

„Das weiß ich net, aber der Argwohn geht mir net aus dem Kopf. Merk' dir's also noch einmal. Ich muß jetzt wieder fort von dir, denn jeder Augenblick kann gefährlich werden. Folg' also dem, was ich sag', und leb' wohl, bis ich wieder komm' oder dir das Zeichen geb', von dem ich gestern geredet hab'. Du erinnerst dich doch und hast es nicht vergessen?"

„Ja, ja Vater, ich weiß Alles — das Feuer unten beim Zulehen, wollt' ich sagen, beim Nußbaum —"

„Ich hab' dir auch eine Flasche Branntwein mit-

gebracht," sagte der Alte, indem er dieselbe aus der inneren Tasche seines Kittels zog. „So, nochmal leb' wohl! Ich geh' jetzt in die Almhütten."

Mit diesen Worten ließ sich der Bauer wieder an den Zweigen hinab und war bald verschwunden. Anton aber begab sich auf sein Lager zurück, nachdenklich geworden über die Botschaft, welche ihm sein Vater gebracht hatte.

Viertes Capitel.

Ein Besuch der hohen Obrigkeit.

Der Aichbauer hielt es für gerathen, sich des Scheines wegen in die Almhütte zu begeben, obwohl er dort in Wirklichkeit gar nichts zu thun hatte. Es mußte aber hier etwaiger Nachfragen wegen mit der größten Vorsicht gehandelt werden.

Er stellte dort bei der Sennerin verschiedene gleichgiltige Nachfragen nach den Thieren, ging hin und her, prüfte die Geräthe, schaute nach dem Butterfaß, that aber das Alles so zerstreut, daß es der Sennerin sicher aufgefallen wäre, wenn sie ihn dabei beobachtet hätte.

Es war aber auch dem Aichbauer in der That nicht geheuer. Je mehr er über die Erscheinung des alten Weibes nachdachte, desto mehr setzte sich in ihm die Ueberzeugung fest, daß irgend etwas hinter dem Treiben der übel berufenen Hexe stecken müsse. Er hatte sich zwar vorgenommen, in seinem Aeußeren durch seine Mienen

und sein Betragen nicht das Geringste zu verrathen, allein es wollte ihm schlecht gelingen.

Als er zu Hause wieder angelangt war und man das Mittagessen, mit welchem man auf ihn gewartet hatte, auf den Tisch trug, vermochte er nichts über die Lippen zu bringen. Er sagte deshalb, daß er auf der Almhütte zu viel Butter gegessen habe und ihm darüber der Hunger völlig vergangen sei.

Nach dem Essen blieb er gewöhnlich zu Hause. Heute aber wagte er es nicht, denn er fürchtete, sein ganzes Wesen möchte ihn verrathen.

Er ging deshalb auf das Feld hinaus und schritt nachdenklich an den Rainen auf und ab. Hastig dampfte er seine Pfeife, die ihm nach wenigen Augenblicken immer wieder ausging. Er zündete sie stets wieder an — aber mit dem Rauchen ging es einmal heute nicht.

So trieb er sich draußen herum, bis es schon fast dämmerte. Dann ging er nach Hause, furchtsam, wie wenn ihm bei jedem Schritt etwas Unerwartetes zustoßen könnte.

Als er sich daheim an den Tisch setzte, verlangte er von der Frau ein Glas Schwarzbeeren-Branntwein, der bei ihm selbst im Hause gebrannt worden war. Es geschah das sonst nur bei seltener Veranlassung — heute aber verlangte ihn darnach, um die trüben Gedanken zu ver-

scheuchen. Die Frau saß ihm schweigend gegenüber — auch sie fühlte sich von dem Geheimniß, das sie zu wahren hatte, schwer bedrückt.

Die geringste Unvorsichtigkeit, ein böser Zufall konnte ja das Verderben ihres Sohnes herbeiführen. Zwischen Furcht und Hoffnung war es eine unerträgliche Lage.

Indessen wurde zwischen den beiden Gatten kein Wort ausgetauscht. Sie betrachteten einander hie und da verstohlen, Marie wagte es nicht, das Stillschweigen zu unterbrechen. Sie verschwand früher als gewöhnlich, ihre Kammer aufzusuchen. Es war lange Zeit nicht mehr so still gewesen im Hause.

Plötzlich wurde diese Stille durch ein paar Schläge gegen die bereits versperrte Hausthür unterbrochen. Die beiden alten Leute erbleichten und fuhren zusammen. Es dauerte eine Weile, bis sich der Aichbauer vom Stuhle erheben konnte. Der Schrecken hatte ihn für den Augenblick gelähmt.

„Jetzt gilt's!" flüsterte er der Frau zu, welche sich halb erhoben hatte, dann aber wieder zusammen sank und sich das Gesicht mit beiden Händen bedeckte

Das Anschlagen wurde wiederholt, ehe noch der Aichbauer draußen im Gange war.

„Wer ist draußen?" rief er mit einer Stimme, die er mit aller Mühe barsch zu machen versuchte.

„Das wirst du schon sehen!" erscholl es von draußen zurück. „Aufgemacht!"

Der Riegel wurde zurückgeschoben, die Thüre ging auf und im nämlichen Augenblicke war dem Aichbauer schon eine Laterne unter das Gesicht gehalten.

Es war eine bewaffnete Rotte von fünf bis sechs Mann, welche sich über die Schwelle drängte.

„Deinen Buben wollen wir, der von Salzburg desertirt ist!" herrschte ihn der Führer der Rotte an, indem er mit der Laterne einen Kreis um den Kopf des Gefragten beschrieb.

Ueber diese Rohheit war dem Bauern seine Fassung wiedergekehrt. Er antwortete ganz ruhig:

„Bei mir ist der Anton nimmer gewesen, seit ihr ihn fort habt."

Der Anführer der Rotte rief etwas in die Dunkelheit hinaus, was durch einen andern Ruf beantwortet wurde. Zugleich hörte man Waffengeklirr und der Bauer nahm nun wahr, daß sein Haus von einer ziemlichen Anzahl von Männern umstellt sein müsse.

„Haltet mir den Kerl!" sagte der Anführer der Rotte, indem er dem Aichbauer einen Faustschlag auf die Brust versetzte. „Wir wollen unterdessen das Nest da ausräumen."

Die Rotte vertheilte sich nunmehr durch alle Stuben, durch die Stallung, den Heuboden, den Holzraum, kurzum

überall vom Dach bis zum Keller. Das Mädchen wurde aus dem Bett geworfen und mit Scherzworten, welche es noch niemals vernommen hatte, durch die Stube gejagt.

Der Bäuerin wurde gedroht, man würde sie aufhängen, wenn sie den Zufluchtsort ihres Sohnes nicht verriethe, und einer der Schergen, welcher mit einem Strick versehen war, um den Gesuchten zu knebeln, machte Miene, die Drohung auszuführen. Der Aichbauer, welcher draußen in der Flur bewacht wurde, wollte auf das Geschrei herbeieilen, aber einige Kolbenhiebe machten ihn in die Knie sinken.

Das ganze Haus war voll von Rufen, Schreien, Fluchen und Lachen.

Es stand noch der Branntweinkrug da, aus welchem sich der Bauer vorher ein Gläschen hatte einschenken lassen. Dieser Krug machte die Runde unter den Bütteln und steigerte die Freude an der Rohheit, mit welcher sie Geräthe zertrümmerten, die Heiligenbilder in den Stubenecken zerschlugen und die Knechte mißhandelten.

Man hielt der Bäuerin ein Bajonnet vor die Brust mit der Aufforderung, weiteren Branntwein herbeizuschaffen. Als dies geschehen war, wurde in langen Zügen getrunken. Ein Theil der Rotte holte das Mädchen aus der Schlafkammer herüber und zwang es mit vorgehaltenen Bajonnetten,

nur mit seinem Hemd bekleidet, vor ihnen in der Stube zu tanzen.

Während sie sich so belustigten, begann die Wanduhr zu schlagen. Es war dies ein Zeichen für sie, dieselbe zur Zielscheibe zu nehmen. Nach drei oder vier Schüssen lag die Uhr zertrümmert auf dem Boden.

Glücklicher Weise hielt sich der Anführer noch innerhalb einer gewissen Nüchternheit. Wäre dem nicht so gewesen, so wäre vielleicht der Vorschlag der Betrunkenen ausgeführt worden, welche meinten, man solle den Heustadel anzünden und den Fuchs ausräuchern, wenn er nicht gutwillig aus seinem Loche heraus wolle.

Glücklicher Weise wurde das durch den Anführer verhindert. Die Schergen ließen aber ihren Zorn darüber, daß ihnen dieser Scherz, sowie überhaupt die ganze Nachsuchung, mißlungen war, an den Inwohnern aus. Von der Bäuerin angefangen bis zum letzten Knecht war Niemand da, dessen Gesicht nicht blutrünstig geschlagen worden wäre.

Ehe die Rotte das Haus verließ, wurden die Mißhandelten gezwungen, ein Hoch auf den gnädigen Landesvater, Seine Majestät den König von Baiern, auszubringen.

„Jetzt gehen wir noch zu den andern Stadeln und auf deine Almhütte!" sagte der Rottenführer im Fortgehen. „Wehe dir, wenn wir dort etwas finden!"

Lassen wir nunmehr den Aichbauern schlaflos vor Zorn

und Sorgen in seinem Bette und die Schergen ihre Nachsuchungen auf dem Gebirge vornehmen und wenden uns zu einem anderen Hause, wo wir eine Persönlichkeit kennen lernen, die man mit dem Schicksal Antons zu verflechten suchte, und die nur durch Blödsinn abgehalten wurde, ihm gefährlich zu werden.

In geringer Entfernung von Wagrain gegen Norden hin steht auf einem bewaldeten Abhange eine armselige Behausung

Dieselbe ist, wie es in der Gegend üblich, aus Holz gebaut. Nach dem in der Gegend eingeführten Gebrauche befindet sich der Stall für das Kleinvieh über der Behausung der Menschen. Dort oben ist eben die Frau beschäftigt, die einzige Ziege zu füttern.

Unten in der Stube befindet sich ein Mann von nahezu sechzig Jahren, ärmlichen und erschöpften Aussehens. Vor ihm liegt ein großer Haufen von Reisern. Auf dem Altvaterstuhl oder „Aehnlsitz" beim Ofen sitzt ein altes Mütterchen, das sich mit einem Spinnrade beschäftigt. Die Reiser lagen offenbar da, damit der Mann aus ihnen Besen binde. Und wenn nun einmal vom Besenbinden die Rede ist, so braucht wohl nicht weiter gesagt zu werden, daß wir es hier mit einem der armseligsten Menschen zu thun haben, denn nur Derjenige wendet sich zu einer solchen Beschäftigung, der kein ein-

träglicheres Handwerk gelernt hat. Die Leute betrachten einen solchen fast wie ausgestoßen aus der Genossenschaft der Menschen. Diese lieblose Meinung wurzelt wohl in dem nämlichen Grunde, aus welchem die Verachtung gegen den Bettler hervorgeht. Das Besenbinden ist doch eine ehrliche Arbeit, wird aber, weil es sehr wenig einträgt, nicht für viel besser als Betteln erachtet. Mögen indessen die Leute Recht haben oder nicht, die Wahrheit ist, daß man das Besenmachen als die letzte Staffel vor dem Verhungern anschaut.

Wer mit einer solchen Meinung in diese Hütte gekommen wäre, würde durch das, was er da zu sehen und zu hören bekommen hätte, keines Besseren belehrt worden sein. Die ganze Hütte stand schief und war baufällig, wo immer man nur hinschaute. Die paar Betten bestanden aus Lumpen, es fehlte an Stühlen und anderem Geräth. Kurzum, die Hütte zeigte von außen und von innen Spuren der höchsten Armseligkeit.

Während so der alte Mann mit seinen Reisern beschäftigt war, ging die Thüre auf und es kam ein Knecht eines kleinen Händlers im Dorfe, des sogenannten „Grögerkramers", herein.

„Grüß Gott, Rupp, wie geht's?" sagte der Eintretende.

Der Angeredete blickte von seiner Arbeit auf und

grinste ihn mit dummem Lächeln an. Dabei zeigte er Stummeln von Zähnen, die durch Tabakkauen geschwärzt waren.

„Könntest du mir nicht drei Dutzend Besen liefern für den Kramer?" fuhr der Knecht in seiner Anrede fort. Rupp glotzte ihn an und zwang sich offenbar, den ihm wunderbaren Sinn der Rede zu fassen, ohne daß sie wiederholt zu werden brauchte. Ein so großartiger Antrag war ihm sicherlich etwas völlig Ungewöhnliches.

„Ja, Besen willst?" stieß er endlich heiser hervor.

„Wohl, Rupp, Besen brauch ich."

„Wie viele wären denn das in einer Woche?" frug der Mann, der sich nur vermittelst einer solchen Angabe zurecht zu finden wußte.

„Wie viel machst du denn an einem Tag?"

„O, wenn's Reisig gut ist, bei dem langen Tag jetzt wohl sechs Stück."

„Nu, so machst du für den Kramer sechs Tag lang Besen. Auf ein paar Stück mehr oder weniger geht's da nicht zusammen. Verstehst du mich?"

„Es ist schon recht," erwiderte der Rupp, „seinen breiten Mund verziehend."

„Willst du darauf gleich ein Geld haben, auf deinen Verdienst?

„Könnt's wohl brauchen," sagte der Rupp, seinen Besuch überrascht anschauend.

„Vergelt's Gott viel tausend Mal!" fuhr er fort und wiederholte seine Danksagung fast so viel Mal, als Besen bei ihm bestellt wurden.

„Hast du denn immer so viel zu leben, Rupp," sagte der Knecht, den der Anblick dieser Armuth mitleidig stimmte, „tragt dir dein Verdienst so viel oder tragt's das Fuchsfangen, daß ihr alle drei leben könnt, du, deine Alte und die Mutter? Vieh, scheint mir, habt ihr auch schier keins, ein jeder Mund will zu essen haben und das Jahr ist doch lang."

„Freilich geht's oft recht schmal her," erwiderte der Rupp, aber Hunger haben wir bis jetzt doch keinen ausgestanden."

Während dieser Worte kam das Weib herein, betrachtete den Besuch schüchtern, sprach einige Worte als Gruß, machte sich aber schnell etwas zu schaffen, was sie aus der Nähe desselben brachte. Denn viele Bewohner dieser Einöden empfinden den Fremden gegenüber ein Gefühl, welches man nahezu Furcht nennen könnte.

Der Knecht machte sich nichts daraus, denn er hatte dergleichen schon öfter wahrgenommen. Ohne auf die Frau weiter zu achten, fuhr er zu Rupp gewandt fort:

„Ich hätt' noch Allerlei, was ich brauchen könnt', Rupp," sagte der Knecht.

„Und was soll's sein?"

„Ich will dir's im Vertrauen sagen. Mein Herr der Kramer hat seit Jahren mit dem Aichbauer etwas auszufechten. Jetzt ist dem sein Sohn von den Soldaten in Salzburg davon gelaufen. Der Herr meint, er könnt' nicht weit von da sein. Wenn du deine Augen ein wenig aufmachen thätest, Rupp, es wär' dein Schaden nicht."

Der alte Besenbinder schaute den Versucher starr an, als ob er ihn nicht begriffe.

Die Augen des Knechtes waren unverwandt auf den Idioten gerichtet.

„Wenn du uns ein Wildpret bringst, wird es gut bezahlt," sagte er eindringlich nach einer Weile. „Und wenn du dem Herrn etwas vom Toni erzählen kannst, noch besser," fügte er langsam hinzu.

Mit dem Rupp aber war offenbar nichts mehr zu machen. Der stierte schweigend in einen Winkel hinein und sagte endlich nur, daß er, wenn er mit den Besen nach Bischofshofen komme, von der Sache reden wolle.

Fünftes Capitel.

Die Späher arbeiten.

Es vergingen mehrere Tage, daß der Aichbauer, nach dem Besuche, den er erhalten hatte, es nicht wagte, seinen Sohn im „Bärenloch" zu besuchen.

Mit den Bütteln hatten die verdächtigen Streifungen in der Nähe seines Hauses ihr Ende noch nicht erreicht. Alle Augenblicke meldete dieser oder jener der Dienstboten, daß ein unheimlicher Mensch, ein unbekanntes Gesicht, draußen herumstreiche.

Eine der Mägde hatte zur Mittagszeit, als sie nach einigen verirrten Hühnern schaute, mitten im Gestrüpp einen Menschen bemerkt, der sich plötzlich schlafend stellte, als er sie gewahr wurde. Zur Nachtzeit, wo man ein geringes Geräusch auf weite Entfernung vernimmt, waren am Waldsaum hin mehrmals Schritte gehört worden. Niemand hatte dort etwas zu thun. Marie behauptete sogar, sie habe, als sie bei Nacht aufwachte, im Mondschein Jemanden gesehen, der rasch über die Dielen hinlief, mit welchen der Raum vor der Hausthüre belegt ist.

Aus allen diesen Anzeichen schloß der Aichbauer, daß der Argwohn der Verfolger durch die fruchtlose Nachsuchung im Hause und auf der Alphütte eher noch mehr gereizt als besänftigt worden war. Die Büttel mußten nach wie vor den Verdacht hegen, daß der Flüchtling unmöglich wo anders, als in der Nähe seiner väterlichen Behausung untergebracht worden sein könne. Offenbar hofften sie, daß mit der Zeit die Vorsicht bei den Bewohnern des Aichbauerlehens geringer werden und sie durch Beharrlichkeit es durchsetzen würden, dem Flüchtling, auf dessen Ergreifung bereits ein Preis ausgesetzt war, auf die Fersen zu kommen.

Was aber den bekümmerten Hausvater am meisten in Unruhe versetzte, war das häufige Auftauchen der alten Barbara — dieses Weibes, dessen boshaftes und hinterlistiges Wesen überall gefürchtet wurde und von welchem man sich wohl versehen konnte, daß es gegen eine geringe Belohnung ein Haus in Unglück stürzen würde. Früher hatte sie sich nur zeitweilig sehen lassen, in der letzten Zeit aber sprach sie fast alltäglich vor.

Die Vorwände dazu waren verschiedenartig. Bald sagte sie, sie sei in den Marktflecken geschickt worden, und bot sich an, bei dieser Gelegenheit irgend welche Bestellung auszuführen; bald bettelte sie um Milch oder um Eier; bald zeigte sie ein Brusttuch vor, welches zu verkaufen sie

den Auftrag erhalten haben wollte. Die Dauer ihres Aufenthaltes hing davon ab, ob sie den Bauern zu Haus wußte oder nicht. Im letzteren Fall getraute sie sich stets, viel länger zu verweilen.

Bei einer solchen Gelegenheit rückte sie einmal geradezu mit der Sprache heraus. Indem sie den Ausdruck aller erdenklichen Freundlichkeit in den Blick ihrer listigen Augen zu legen suchte, sagte sie:

„Ja, Bäuerin, von Radstadt sind auch zwei davon, drei von Großarl, einer von St. Johann, zwei von Goldeck und von Altenmarkt gar vier. Unter denen wird der Anton halt auch sein. Ich wüßt' bei meiner Bas in Kleinarl ein ganz sicheres Platzl für den Anton, da hätt' er's gut und kein Mensch suchet ihn auf der Alm, die der Bas gehört. Ich kann so für die vielen Gutthaten, die ich im Haus schon genossen hab', nichts Anderes thun, als beten. Schau, da hätt' ich einmal eine Gelegenheit, mich auch sonst dankbar zu erweisen. Wenn ich was dazu thun kann, dem Anton hinaus zu helfen, so ist die alte Barbara da. Der arme Bub, wie's ihm jetzt gehen mag! Ob er nicht am Ende viel Hunger auszustehen hat! So ein junger Bub und schon so viel ausstehen! Glaub's gern, Bäuerin, daß es euch manchmal die Thränen aus den Augen treibt. Wo muß er sich aufhalten? Am Ende haben sie ihn gar schon wieder eingefangen, oder er ist

irgendwo auf dem Gebirg abgestürzt oder vor Elend verschmachtet!"

Dieser Rede begegnete die Bäuerin, der in der Gefahr die weibliche Klugheit nicht abhanden gekommen war, mit folgender Abfertigung:

„Ich kann's trotzdem noch immer nicht glauben, daß der Anton entflohen sein soll. Wenn sie auch bei uns das Haus nach ihm abgesucht haben, so kann ihm doch in Salzburg selber etwas zugestoßen sein. Und, wenn's auch so wär', so mein' ich doch, hieher hätt' er sich gewiß nit geflüchtet, denn er muß wissen, daß der Vater, der das Alles selber durchgemacht hat, ihm keine Unterstützung zu Theil werden läßt. Er hat oft genug erzählt, wie es einem solchen armen Menschen geht. Ich denk' mir's noch ganz genau, wie einmal — der Anton war noch daheim — am Abend davon die Rede war. Damals hat der Vater gesagt: Mir ist Einer tausendmal lieber bei den Soldaten, als bei dem herumirrenden Leben, wo er ganz zu Grund' gehen muß."

„Ja, ja," erwiderte die Barbara, „man sagt nit umsonst: „Kleine Kinder, kleine Kreuz', große Kinder, große Kreuz'."

Das alte Weib sah wohl, daß gegenüber der Vorsicht der Bäuerin nichts auszurichten sei. Sie beschränkte sich deshalb darauf, noch ein wenig zu klagen, ja sie schränkte sogar das früher Gesagte wieder ein, indem sie hinzufügte,

es sei doch noch nicht ganz gewiß, ob der Anton wirklich unter die Deserteure gegangen sei.

In ähnlicher Weise verlief mehr als eine Zusammenkunft.

Ein anderes Mal kam ein Forstgehilfe, mit welchem der Anton in früherer Zeit viel zusammen gewesen war, auf Besuch. Auch er wußte nichts Anderes, als von den muthmaßlichen Schicksalen des Flüchtlings zu reden.

Der griff die Sache von einer anderen Seite an. Er meinte, kein vernünftiger Mensch könne es dem Anton übel nehmen, daß er einem solchen Sklavenleben sich durch die Flucht entzogen habe. Wer noch ein wenig Verstand im Kopfe habe, der bleibe doch lieber daheim, als daß er sich von den Franzosen ins kalte Rußland mit fortschleppen lasse. Das aber könne ihm verargt werden, daß er seine Eltern nicht benachrichtigt habe, die also über sein Schicksal in der schrecklichsten Ungewißheit bleiben müßten. Wenn man nur wüßte, wo er wäre, so könnte man ihm einen Brief zukommen lassen und ihm mittheilen, daß er jetzt ganz sicher nach Haus kommen könne, denn dem Gesetze sei durch die Hausdurchsuchung ganz und gar Genüge gethan worden. Den Beamten sei die Geschichte selber zuwider und sie würden ihm gewiß kein Haar mehr krümmen, jetzt, wo sie bereits gethan hätten, was sie thun gemußt hätten, und Niemand sie mehr zwinge, noch ein Uebriges zu thun.

Es versteht sich von selbst, daß der Bauer diese Rede des einschmeichelnden Judas als eitlen Dunst durchschaute. Er antwortete, daß sein Sohn schwerlich davon gelaufen sein werde, nachdem er aus des Vaters eigenen Schicksalen das elende Loos eines Flüchtlings gut kennen gelernt habe.

Der Jäger schluckte seinen Aerger hinunter, warf dem Alten einen boshaften Blick zu und empfahl sich.

Nach und nach schien sich in Folge des Mißglückens aller Nachstellungsversuche bei einem hohen löblichen Pfleggericht die Ansicht festzusetzen, daß der Anton doch schwerlich sich in der Gegend aufhalte. Die Behörde hielt es für unwahrscheinlich, daß ihre Weisheit es nicht vermocht habe, der Wahrheit auf die Spur zu kommen. Hatte man doch so viele Kreuz- und Querfragen angestellt, daß sich unabwendbar Jemand von den Leuten im Hause hätte verrathen müssen, wenn der Betreffende etwas von der Anwesenheit des flüchtigen Sohnes gewußt hätte.

Zu allem Ueberflusse versammelte übrigens der Pfleger noch einmal sämmtliche Kundschafter, unter ihnen auch den Grögerkramer und Rupp, den das Reisig-Suchen viel in den Wald hinaus führte, auf dem Gericht. Die Aussage derselben war übereinstimmend, wenngleich es sich der Eine und Andere dieser Leute nicht versagen konnte, irgend eine boshafte Bemerkung in seinen Bericht mit einzumengen.

Sechstes Capitel.

Eine verzauberte Gegend.

Der Unteroffizier Scharnitz, welcher eine „Streife" nach Flüchtlingen ins Großarlerthal zu befehligen hatte, war ein ehemaliger Feuerwerker. Die Eigenschaften, welche ihm zu seiner damaligen Würde verholfen hatten, waren eine „schöne Handschrift" — was man eben in diesen Kreisen unter „schön" versteht, sowie, selbstverständlich, eine ziemliche Uebung im Lesen.

Nach dem Plane, den er und der „Gnädige" miteinander ausgearbeitet hatten, sollte der Trieb in der Gegend von Hüttschlag beginnen und von dort aus sich dem Dorfe, als dem Sitze des Pfleggerichtes, nähern.

Der Weg war ziemlich weit und die Aufgabe ermüdend genug. In Anbetracht dessen hatte ihm der Gnädige die jüngsten und gewandtesten Bursche mitgegeben. Die älteren Männer betheiligten sich dagegen an dem anderen Streifzuge, der gleichzeitig in entgegengesetzter Richtung vorgenommen wurde.

Schweigsam, als handle es sich darum, reißende Thiere oder die verwegensten Mörder einzufangen, schritt der Gerichtsschreiber neben dem Zuge her, fortwährend seine Burschen zählend, ob ihm nicht der Eine oder Andere während des Marsches entwische.

Diese aber mochten andere Absichten haben, denn sie scherzten, lachten, sangen und erquickten sich am mitgebrachten Schnaps. Es herrschte eine ausgelassene Munterkeit.

Der gute Mann kannte seine Leute zu wenig. Hätte er statt schroffer Fernhaltung sich mehr mit ihnen abgegeben, so wäre er vielleicht darauf gekommen, daß die Sache doch nicht so geheuer sein konnte, wie sie aussah.

Hie und da begegneten dem Zuge alte Leute, meist Bettler, die sich hier und dort im Thale bei mitleidigen Bauern ihre Nahrung für den kommenden Tag gesammelt hatten. Doch wurde kein Wort gewechselt.

Nach und nach verloren sich diese einsamen Wanderer. Doch, als sie sich dem Hofe Kardeis näherten, hörte man plötzlich hoch oben in den Felsen Chöre von Eulen, Uhus und der gefürchteten Habergeis (einer kleinen Käuzleinart).

Scharnitz verlangsamte seine Schritte und die Burschen wurden stiller.

Jetzt hörte man jenen eigenthümlichen, kurz abgerissenen Juhschrei, welcher beim Volke als ein Zeichen der Anwesenheit des Teufels gilt.

Da erklärten die Burschen, sie wollten nicht mehr weitergehen.

„Wo der Aubui schreit, ist der Tschavigl nit weit und wo die Habergeis schreit, ist der Teufel nit weit", sagte Einer von ihnen.

Scharnitz aber erklärte, seinen Weg fortsetzen zu wollen. „Wie weit haben wir denn noch bis zum nächsten Bauernhaus?" fragte er.

„Beiläufig noch eine halbe Stunde, wenn wir recht langsam gehen."

„Wie heißt dieses Bauernhaus?"

„Beim Sonner."

„Gut, so gehen wir."

Die Burschen fügten sich und gingen, wenn auch widersprechend.

Als sie beim Sonner ankamen, begann sofort die Durchsuchung des Hauses.

Scharnitz war erst ein einziges Mal da gewesen und das war im Winter, wo die Gegend ganz anders aussieht. Er hatte somit wenig Ortskenntniß. Ueberdem war die Nacht sehr dunkel. Von Süden zogen Wetterwolken herauf; man sah keine fünf Schritte weit.

Die Burschen hatten deshalb leichtes Spiel, ihn zu betrügen. Denn zum eigentlichen Ziele, wo sich die Flüchtlinge zumeist aufhielten, war von hier noch eine

ziemliche Strecke. Aber dieses sollten sie heute nicht mehr erreichen — dafür war gesorgt.

Haus und Hof wurden umstellt und Scharnitz selber schlug mit einem Gewehrkolben dröhnend gegen die Thüre des Sonnerhauses.

Endlich erschien der Bauer. Er fragte barsch, was denn los sei, daß man sein Haus mitten in der Nacht auf solche Weise beunruhige.

Darauf wurde ihm bedeutet, daß er alle Räumlichkeiten des Hauses und der anderen Gebäude sofort zu öffnen und herzuzeigen, vorher aber anzugeben habe, ob er irgend Jemanden beherberge.

„Bei mir ist Niemand. Sucht selber", erwiderte der Sonner trotzig.

Alle Gemächer, jeder Winkel, selbst die Ehebetten wurden untersucht. Jeder männliche Dienstbote hatte sich genau auszuweisen, wo er zu Hause sei, obwohl die Knechte alle miteinander schon ältere Leute waren.

Trotzdem hätte ein Eingeweihter hier leicht Beute gemacht. Seitwärts in einem Winkel stand ein mit alten Kleidern bedeckter Gegenstand von Holz, der wie eine Truhe aussah, in Wirklichkeit aber ein Bett war. Darin mußte vor wenigen Minuten noch ein Mensch gelegen haben, denn es war warm.

Von den Burschen, die bestimmt waren, das Haus

zu umzingeln, war nämlich Einer rasch an der hölzernen Rückseite hinaufgeklettert und hatte die Insassen gewarnt. Die Thür wurde erst auf wiederholtes Pochen geöffnet, und so konnte der Bauer, welcher wußte, daß Einer bei der Streife war, der seine Geliebte hier im Hause hatte, mit Sicherheit annehmen, daß die Warnung an den richtigen Mann gerathen war. Darauf flogen die Kleidungsstücke auf den Kasten und Niemand merkte etwas.

Der Geflüchtete begab sich im Hemde auf das Hausdach, wo er so lange verblieb, bis sich die Streife wieder entfernte.

Unter solchen Umständen blieb dem großen General Scharnitz nichts Anderes übrig, als das nämliche zu thun, was so viele, zum Theil noch berühmtere Vorgänger mitunter zu thun gezwungen wurden, nämlich auf seiner ganzen Schlachtlinie zum Rückmarsch blasen zu lassen. Er konnte das um so leichter thun, als er seine Aufgabe hier im Sonnerhaus mit Erfolg beendet: er hatte nämlich nichts gefunden, der königlich baierischen Regierung konnte versichert werden, daß sich im Sonnerhause hinten in Großarl kein Deserteur befinde. Seine Untergebenen ließen es sich nicht zweimal sagen, daß sie den Schauplatz ihrer Thaten räumen sollten. In einem Nu standen sie Alle auf dem kothigen Grund vor dem Hause und harrten der Dinge, die da kommen sollten. Manches Wort wurde

von Ohr zu Ohr geflüstert, welches wohl in einem lustigen Gegensatze zu den Empfindungen stehen mochte, welche die Brust des Anführers bewegten. Man erzählt sich, daß einst zu Rom, wenn die siegreich heimkehrenden Feldherren die große Triumphstraße hinaufzogen, die Soldaten des Gefolges sich mit Spottliedern ergötzten. Gerade so war es auf diesem denkwürdigen Zuge in Großarl, unmittelbar nachdem das Sonnerhaus geräumt wurde.

Der Chronist entschlägt sich hier der Verpflichtung, die Unternehmungen gegen verschiedene andere Häuser, die an der Zaungasse stehen, mit der gleichen Ausführlichkeit zu schildern. Er müßte dabei sich fortwährend wiederholen und die nämlichen Zusammen- und Auseinanderziehungen des oberkommandantlichen Gesichtes darstellen. Der königlich baierische Streifzug erreichte in dieser Gegend nichts.

So wurde also beschlossen, weiter gegen die „Kräh", eine Ansammlung von kleinen braunen Holzhütten, und in die sogenannte Wolfsau hinaufzurücken.

Die Großarler Wolfsau ist im ganzen Pongau und Pinzgau als ein verruchter Ort bekannt. In der Wolfsau ist so zu sagen die Hochschule der Hexen, es wird dort mehr gezaubert, als sonst überall, es wimmelt von absonderlichen Dingen, von unheimlichen Erscheinungen und Blendwerk.

Es ist aber die Natur dort hinten auch darnach, daß sich solche Meinungen in den Köpfen der Leute leicht festsetzen können. Alles ist grauslich: die Felsen, die grünen Chloritwände hängen bröckelig über der engen Thalsohle. Die Birkenwäldchen, die sich unter sie hingewagt haben, gleichen in ihrem mageren, gebückten Zustand den alten gekrümmten Bettelweibern, die als die Wolfsauer Hexen bekannt sind. Denn sie können nicht gerad wachsen, weil sechs oder acht Monate des Jahres hindurch Schnee auf sie von den Wänden herabfällt und weil sie außerdem von vielen Steinen verwundet werden, die von den nämlichen Wänden herabkommen.

An diesem seltsamen Orte verursachte das Gebell eines Hundes einen schier endlosen Lärm, der durch die Wände bis zum ewigen Eis, das gar nicht mehr so fern lag, hin kläffte. Allgegenwärtig war ein dumpfes Surren der Gletscherwasser, die sich in vielfachen Windungen neben einander durch die Erlenauen dahinzogen.

An diesem gefürchteten Orte, der wie gesagt nur aus Hütten und Heustadeln bestand, die sich indessen insgesammt in einem gleichmäßigen Verfalle befanden, war nunmehr die Streifwache zu dunkler Nachtzeit angekommen.

Es dürfte heute schwer sein, zu entscheiden, ob dasjenige, was nunmehr die Schaar erduldete, derselben in der That von den unheimlichen Bewohnern

der Wolfsau angethan wurde, weil ja alle diese Zauberer und Hexen über den Landfriedensbruch Mißvergnügen empfinden mußten, oder aber, ob nur die Furcht vor den unbekannten Gewalten, auf deren Gebiet sie sich eingelassen hatten, so wirkte, oder aber, ob nicht am Ende gar, was sie auszustehen vorgaben, nur Lug und Trug war, gemacht, um den unerschrockenen Anführer auf die schnödeste Art zum Rückzug zu vermögen. Indem der Erzähler Alles dies vorläufig dahingestellt sein lassen will, geht er auf die Schilderung des kläglichen Zustandes über, in welchen die Mannschaft des General Scharnitz sofort verfiel, nachdem sie die Marken der Wolfsau überschritten hatte.

Urplötzlich stieß einer von den Burschen wiederholte Schreie aus, fiel auf dem Wege zusammen und behauptete, er könne kein einziges Glied rühren. Alles Zureden fruchtete nichts. Der Kämpfer schrie fort und fort und behauptete, es sei unmöglich, den Arm wie den Fuß zu rühren. Er bat nur immer, sie möchten ihn vom Wege wegschleppen und unter einen Baum auf eine grüne Wiese legen. Dort sollten sie ihn bis zur Morgendämmerung ruhen lassen, um welche Zeit die Kraft der Zauberer und Hexen im Auslöschen ist, denn vor dem lieben Tageslicht können ihre Künste nicht bestehen.

Es wurde seinen Bitten nicht willfahrt, sondern er ruhig mit weiter geschleppt, während die Anderen mit

Mühe das Lachen unterdrückten, welches seine Possen bei ihnen hervorriefen.

Vielleicht hätte noch der Eine oder der Andere Lust gehabt, diesem Beispiele zu folgen, als sie aber sahen, daß aus der Rast unter den Bäumen nichts werden konnte, so trabten sie mit. Damit ist aber nicht gesagt, daß es ohne weitere Bosheit der Zauberer abging. Dem Einen versagte plötzlich die Sprache, so daß er durch Zeichen andeuten mußte, was er wollte, ein Anderer schüttelte den Kopf hin und her, wie wenn sich der leibhaftige Teufel darin eingenistet hätte.

Wenn an dieser Schaar gezaubert wurde, so gab es dagegen unter ihr wieder nicht Wenige, welche ihrerseits eine Art von Zauberer-Schabernak aufführten.

Es befand sich nämlich unter der Gesellschaft eine erkleckliche Anzahl von Bauchrednern.

Ein Kunststück wäre es freilich nicht gewesen, diesen Bauchrednern, welche theilweise schon als Wildschützen sich auf die Nachahmung verschiedener Thierstimmen verstanden, auf ihr Treiben zu kommen. Kein Mensch, der seine fünf Sinne bei einander hat, mochte überdies glauben, daß die Uhus gleich in Schaaren herumfliegen und schreien, so zahlreich wie die Dohlen um einen alten Kirchthurm. Es schien aber, als ob dem alten Scharnitz, der ja ohnehin, wie die Herren Beamten im

Marktflecken mitunter sagten, „kein starker Lateiner" war, die geheimnißvollen Schrecken der Wolfsau das Konzept völlig verrückt hätten. Vor dem Uhugeheul kam die Stimme des gesunden Menschenverstandes nicht auf. Indessen beschränkten sich die Künstler nicht nur auf das Nachahmen von Eulenrufen. Urplötzlich ertönten Stimmen, die so klangen, als ob sie aus der Erde emporstiegen. Die Wolfsau glich in diesem Augenblicke ganz und gar jener Wolfsschlucht, in welcher einige Jahrzehnte später der große Tondichter die zauberischen Schrecken des deutschen Waldes lebendig gemacht hat.

Nichts fehlte jetzt mehr als die Entdeckung, die Scharnitz an seinem Gewehr machte. Als er einmal wieder zufällig mit der Hand an die Stelle gerieth, an welcher das Schloß befestigt ist, verspürte er, daß der Hahn fehle. Diese Wahrnehmung gab dem dunkeln Gefühle, daß man hier in ein Netz von Zauberei verstrickt sei, neue Nahrung. Ein Schauder lief dem Alten über den Rücken. Indessen hätte er nicht weit zu gehen gebraucht, um sein eigenes Gewehr in bestem Zustande wiederzufinden. Denn das schadhafte, welches er eben trug, hatte ihm Einer aus seiner muthwilligen Schaar unvermerkt in die Hand geschmuggelt.

Es war keine kleine Aufgabe für den Tapferen, in der Gänsehaut, die ihn überflog, und in dem Wirrwarr, in dem sich seine Vorstellungen befanden, die Autorität

aufrecht zu erhalten, deren er als Anführer bedurfte. Indessen raffte er alle seine Kräfte zusammen, um die ihm nachfolgende Mannschaft mit folgender Rede zu begeistern: „Auf Kinder, durch's Dörfl müssen wir noch kommen, damit wir die vorgeschriebene Route auf jeden Fall zurückgelegt haben!"

Dieses Kommando, aus welchem hervorging, daß an eine Durchsuchung der Häuser von Wolfsau nicht mehr gedacht würde, nahmen die Burschen ohne irgendwelche Widerrede entgegen. Wußten sie doch, daß in den elenden Hütten dieses verrufenen Dorfes sich eine hübsche Anzahl von Deserteuren versteckt hielten. Zwar verstummten die Uhurufe noch immer nicht. Es wäre auch für die Käuzlein noch nicht an der Zeit gewesen, ihr Konzert abzubrechen. Denn der Herr Scharnitz mußte zuerst völlig aus dem Dörflein und dessen Nähe hinausgeschreckt sein.

Um das Maß voll zu machen, erhob sich, als die kleine Brigade etwa halbwegs zwischen Wolfsau und Hüttschlag angekommen war, ein großartiges Hochgewitter mit Fluthregen.

Das nahm aber den Burschen ihre Munterkeit nicht Sie waren so froh, daß ihnen drunten ihre Listen gelungen waren, und so vergnügt im Hinblick auf die Erzählungen, welche sie von den heutigen Heldenthaten überall zum Besten geben würden, daß sie des Naßwerdens nicht

achteten. Manchmal fuhr ein Blitz durch die stockfinstere Nacht herab und dann erschienen die Hütten der Wolfsau in dem grüngelben Lichte in der That wie eine satanische Gegend.

Zu Hüttschlag befand sich damals ein bedeutendes Kupfer- und Schwefelbergwerk mit den dazu gehörigen Häusern.

Noch heute staunen die wenigen Fremdlinge, die ihr Weg in das entlegene Großarler Thal führt, über die massiven Gebäude, die allerdings zu der großen und lautlosen Einöde, welche sie dort umgiebt, in einem sehr überraschenden Gegensatze stehen. Jetzt sind die Werke alle verlassen und die stattlichen Häuser werden nach und nach Ruinen.

Zu jener Zeit waren alle diese Häuser bewohnt, meist von den Beamten des Bergwerks.

Außer den massiven Bauten standen nur noch einige elende Hütten herum, in welchen ein Theil der Bergknappen hauste. Das strenge Regiment des „Verwesers" erstreckte sich natürlich auch auf diese Hütten und das zu der ganzen Ansiedlung gehörige Wirthshaus, so daß es für einen unbefugten Wandersmann wohl nicht gerade etwas Leichtes war, in Hüttschlag über Nacht zu bleiben, ohne daß er der Spürnase der dortigen hohen Obrigkeit verfiel.

Es mochte also völlig unnöthig sein, hier nachzusuchen

Dennoch aber führte Scharnitz seine Schaaren in das bergmännische Wirthshaus. Erstlich war es das arge Unwetter, welches ihm selbst als Vorwand diente, zweitens die Pflichttreue, welche überall nachzusehen gebot, und drittens der Bierdurst, der sich allmählich während der nächtlichen Hetze der ganzen tapferen Gesellschaft bemächtigt hatte.

Drinnen brannte noch ein trübes Talglicht — zum Luxus der Lampen hatte man sich damals in den Bergwirthshäusern noch nicht emporgeschwungen. Von außen aber wurde das weiße Haus ab und zu grell durch die Blitze erleuchtet.

Als das Streifkorps zur Thüre hereinkam, saß ein alter Mensch in etwas fadenscheinigem Gewande vor einem Glas Bier. In der zweifelhaften Beleuchtung des Talglichtes nahm sich derselbe noch polizeiwidriger aus, als er vielleicht ohne dies dreinschaute. Von Herrn Scharnitz und seiner Truppe nahm er nicht die geringste Notiz, sondern stierte, den Kopf zwischen die zwei Hände gestützt, theilnahmslos in das Licht, als ob außer ihm Niemand in der Stube wäre.

Dieses Benehmen empörte den Herrn Scharnitz in einem solchen Grade, daß er sein Gewehr, von welchem ihm die Hexen in der Wolfsau das Schloß weggezaubert hatten, barsch auf den Stubenboden stieß und dem nächtlichen Einsiedler in die Ohren schrie:

„Woher sind wir?“

Statt der Antwort erhob der verspätete Zecher ruhig den Kopf, schaute den Eindringling höhnisch an und versank wieder in sein Hinbrüten.

„He, wer sind wir?“ wiederholte Scharnitz, indem sich sein Schreien zum Gebrüll steigerte.

Darüber fingen selbst seine Untergebenen zu lachen an.

Der eine und andere meinte, es sei doch ein gar zu alter Deserteur, den man da anhalte.

Der Mann aber lehnte sich gegen den hinter ihm befindlichen Tisch und sagte:

„Das heiß' ich mir eine saubere Kommission, die die Leute nicht einmal kennt.“

„Wie so, das bitte ich mir aus?“ erwiderte Scharnitz.

„Gesagt hab' ich's schon,“ brummte der Gast. „Ihr müßt früher aufstehen, wenn ihr was ausrichten wollt. Was wollt denn ihr da herin? Da krabbelt ihr einmal nach funfzig Jahren dahin, ihr Gerichtler, wo wir schon längst Bahn gebrochen haben.“

Die Burschen des Streifkorps hatten bereits an einem Tische Platz genommen und sich Bier geben lassen. Der Streit zwischen ihrem Anführer und dem Gaste kümmerte sie nicht im Geringsten.

Ehe Herr Scharnitz Zeit hatte, in seiner Inquisition fortzufahren, sagte der verdächtige Gast:

„Doch, was red' ich viel? Grüßt mir den Herrn Oberschreiber recht schön und sagt ihm, der Kirschbranntwein ist heuer besser als im vorigen Jahr. Er soll einmal an einem Samstag hereinkommen, damit er über Sonntag ausschlafen kann. In Hüttschlag herin braucht er sich nicht viel zu geniren."

Diese Ansprache verbreitete über die räthselhafte Persönlichkeit ein neues Licht.

Scharnitz nahm seine Mütze ab und sagte in unterwürfigem Tone:

„Ich glaube gar, ich habe die Ehre, mit Herrn Rauchmeister Schwefel zu sprechen?"

Der Angeredete nickte spöttisch mit dem Kopfe und erwiderte:

„Titulirt mich, wie ihr wollt. Je schöner ihr es macht, desto mehr wird es euch zur Empfehlung gereichen!"

Der alte Scharnitz wußte nicht, was er auf derlei entgegnen sollte. Er nahm, wie übergossen, neben seinen Waffengefährten Platz und forderte ein Glas Bier. Um aber doch das Gespräch mit dem störrischen Würdenträger nicht völlig abzubrechen, that er noch eine gleichgiltige Frage:

„Wie viel Uhr ist es in Hüttschlag?"

Der grobe Rauchmeister blies eine Wolke Tabaksqualm in das trübe Licht und sagte:

„Gerad so viel als gestern um die Zeit, nur um Tag und Nacht später, Herr Scharnitz!"

Der Korpsführer stand im Begriffe, hierauf etwas zu erwidern, wurde aber durch das nur schwach unterdrückte Gelächter seiner Mannschaft davon abgeschreckt. Es überkam ihn eine Ahnung, als ob man sich über ihn lustig mache.

Er trachtete nunmehr, seinen Zorn an dem Wirthe auszulassen, der eben schlaftrunken in die rauchige Stube hereingehumpelt kam, um sich das nächtliche Streifkorps zu betrachten. Vom Herrn Beamten nahm er Fußtritte an, aber mit dem Wirth, als einem Bauern, gedachte er zu machen, was er wollte. Er fuhr ihn so barsch als möglich mit der Frage an:

„Hier ist wohl kein fremder Reisender über Nacht, he?"

Dem Wirth aber schien die Autorität des Korpskommandanten nicht gerade niederdrückend.

Er zuckte die Achseln und erwiderte gelassen:

„Bei mir da ist Keiner, was sonst in Hüttschlag sich aufhält, das muß der Herr Rauchmeister wissen."

„O ja," nahm nun wieder der Würdenträger lachend das Wort, indem er mit der Faust auf den Tisch schlug, „kümmert euch nicht um uns, ihr Streifzügler! Wir haben unsere eigene Polizei und an der überflüssig genug, nicht wahr, Wirth?"

„Ich meinet auch," sagte dieser, „wir könnten die Jungen da entbehren."

Rauchmeister Schwefel mußte seinen gut gelaunten Tag haben — er nahm einen großen Schluck und fuhr lachend fort:

„Ueber Tag besetzen wir die Sternwarte dort oben, wo die Bauern den Kometenlauf studiren und ausrechnen, wann die Jupitersmonde auf und untergehen. Dort oben sitzen Leute, die fast so gescheidt sind, wie der Kommandant eines Streifkorps. Des Nachts aber regiert der Herr Nachtwächter. Der ist bei uns der Allwissende, an den müßt ihr euch wenden, wenn ihr strategische Erkundigungen einziehen wollt. Der sitzt, wenn's nichts nachtzuwachen giebt, hier mit dem Wirth zusammen und nimmt dem seinen Rapport an, wie viel Seidel von den Einheimischen vertilgt worden sind. Wer soll denn das besser wissen, als der Wirth?"

Scharnitz wußte nicht, was er sich über dies Kauderwelsch denken sollte. Bald wollte er lachen, aber der Aerger über die Fopperei des Rauchmeisters hinderte ihn im nächsten Augenblicke daran. Bald wollte er diesem trotzig erwidern, aber er getraute sich nicht, den Herrn Beamten vor den Kopf zu stoßen. So hörte er denn ruhig an, was dieser weiter vorzutragen für gut fand. Der aber fuhr höhnisch fort:

„Der Wirth wäre auch kein schlechter Kundschafter. Ihr solltet einmal sehen, wie der den Fremden das Maulwerk in Bewegung setzt, wenn es einmal Einem beifällt, sich daherein zu verirren und unter dem Dache seiner Hütte zu übernachten. Da muß Einer schon viel wissen, wenn er auf alle die Fragen Auskunft geben soll. Was Einer ist, wie viel er hat, wo er herkommt, wo er hingeht, wie's da und dort in der Welt ausschaut, da brennt mehr als eine von den schmierigen Kreuzerkerzen herunter, bis er über alles das seinen Bericht in den Händen hat. Aufrichtig gesagt, Herr Scharnitz, der Wirth der gäbe gar keinen üblen Schergen ab und ich wüßte mehr als Einen, der vom Handwerk ist und doch bei ihm in die Schule gehen könnte. Für das Fach hat er Anlagen, daß die Anderen elende Sudler gegen ihn sind."

Der Wirth schmunzelte und erwiderte:

„Aber Herr Rauchmeister, ich muß doch schön bitten. Sie wissen ja selber, wie die Verhältnisse in Hüttschlag sind. Ich muß selber dem Herrn Verweser drüben immer Bericht erstatten, wie kann ich das thun, wenn ich mich nicht informire? Sie können mir daraus, daß ich herumfrage, kein Verbrechen schnitzen."

„Ich hab' euch auch nur dem Herrn Scharnitz empfehlen wollen," sagte Schwefel.

„Nu, mich wurmt's oft selbst, wenn ich die Fremden,

die über die Tauern oder in den Muhrwinkel gehen, so ausforschen muß, aber ihr wißt, der Verweser —"

„Ja, ja, die Verweser," entgegnete der Rauchmeister, „ich weiß auch ein Lied davon."

„Dumm möcht Einer werden vor dem vielen Aufpassen", bemerkte der Wirth.

Herrn Scharnitz ging keines dieser Worte verloren. Er sah wohl ein, daß ihm hier eine Hausdurchsuchung von keinem Nutzen sein würde, da für die Ordnung bereits durch so treffliche Männer gesorgt war. Es handelte sich nur mehr darum, einen ehrenvollen Rückzug anzutreten.

„Es ruft uns die Pflicht," sagte er nach einer Weile zum Wirth, „daß wir nach kurzer Rast allhie unsern Weg fortsetzen. Wir sind ohnedies schon allzulange geblieben — gute Nacht also, meine Herren, und nichts für ungut, Herr Rauchmeister!"

Mit diesen Worten humpelte die merkwürdige Brigade zur Thüre hinaus. Der Rauchmeister aber rief ihnen nach:

„Gute Nacht und kehrt daheim zu, wenn ihr nach Haus kommt!"

Siebentes Capitel.

Die Warnungs-Feuer.

Der Wirth und der Rauchmeister blieben also allein zurück und ergötzten sich nicht wenig über das Streifkorps.

„Thät' mir wirklich leid um die paar armen Teufel, die wir im Haus haben, wenn sie dahinter gekommen wären."

„Da hat's keine Noth, Rauchmeister," entgegnete der Wirth. „Da müßte der Scharnitz nicht sein, was er ist, um jemals einen Deserteur zu fangen."

„Wissen möcht' ich's aber doch, wo sie hin sind", bemerkte Schwefel. „Es ist besser, wenn man den Feind nicht zu sehr verachtet. Es könnte sie das Wetter zurücktreiben, noch einmal ein Gewitter über die Tauern ziehen und die Burschen hieher jagen."

Der Wirth nickte und ging vor die Thüre hinaus.

Das Gewitter hatte sich ausgetobt und viele Sterne schauten durch die Zwischenräume der Wolken herab. Die

Ache tobte, denn sie war von den Regenfluthen sehr angeschwellt worden. Darum war es eine Weile ziemlich schwer, das Geräusch der Fortziehenden zu vernehmen. Der Wirth, den sein gerühmtes Spionagetalent hier so weit im Stich gelassen hatte, daß er nicht einmal daran dachte, den Herrn Scharnitz zu fragen, wo sie hingingen, war in Zweifel, ob sie sich nach Süden gewendet hätten oder nach Norden.

Im ersteren Falle hätten sie das Thal vollends bis zu den letzten Hütten hin abgesucht, bis zu dem Walle, den die theilweise vereisten Gebirge in der Richtung gegen Kärnten hin bilden, im letzteren wären sie gegen das Dorf hin zurückgekehrt.

Nach einiger Zeit merkte der Wirth aus dem Bellen der Hunde in jener Richtung, daß sie in der That vorgezogen hatten, den höchsten und wildesten Theil des Thales mit der Ehre ihres Besuches für diesmal zu verschonen.

„Sie sind thalwärts", rief der Wirth Herrn Schwefel zu, der sich vorher von ihm ein neues Maß Wein hatte geben lassen, wie um den Sieg zu feiern, den sie über die Dummheit des Streifkorps-Führers davongetragen hatten.

Schwefel war einer jener alten Berufsmenschen, die in ihrem Leben viele Zurücksetzungen unverdient erfahren und manche Ungerechtigkeit mit angesehen haben. Es hatte sich dadurch in ihm ein Geist der Widersetzlichkeit

herangebildet, dem es genügte, daß etwas von den oberen Gewalthabern kam, um es widerwärtig zu finden. Es lag ihm an der baierischen nicht mehr und nicht weniger als an der weiland erzbischöflichen Regierung — sein Haß traf alle diejenigen, welche mehr Macht hatten, als er selber. Man fürchtete ihn wegen seiner bösen Zunge und in Wirklichkeit gab es, obwohl er sich stets für den Unterdrückten hielt, damals in Hüttschlag keine einflußreichere Persönlichkeit, denn selbst der allgewaltige Verweser scheute sich, mit seinem versauerten Untergebenen in die Haare zu gerathen.

„Herr Schwefel", scholl es nun wieder von der Thüre her, „schauen Sie doch, was dort oben auf den Bergen vorgeht!"

„Was wird's wieder sein?" brummte der Angeredete und nahm einen gewaltigen Schluck, um während seiner Abwesenheit von der Flasche an der Thür nicht dursten zu müssen.

„Dort seht hinauf!"

Es war ein prächtiges Schauspiel, das sich hier darbot. Auf verschiedenen Spitzen zeigten sich blutrothe Sterne, ruhige Punkte, die ganz deutlich durch die Dämpfe hindurch wahrzunehmen waren, die nach dem Gewitter auf dem Boden der höheren Matten aufstiegen.

Manchmal loderte der Stern auf. Dann sah man

eine Flammensäule in den dunstigen Nachthimmel emporschlagen. Sämmtliche Feuer, etwa sechs bis acht an der Zahl, brannten nahe am Eingang des Thales.

„Es giebt halt doch überall noch gute Leut'", sagte der Wirth. „Wenn's draußen unheimlich wird für die armen Buben, wenn's heißt: „Sie gehen wieder Deserteur' fangen", dann findet sich doch noch der und jener, der auf den Berg geht und das Warnungszeichen weit über das Land hinleuchten läßt. Gestern erst haben der Herr Vikar und der Schulmeister draußen am Sonnenkogel ein solches Feuer gesehen — heute brennen sie richtig schon bei uns herinnen im Arlerischen. Wenn's nur nicht zu spät wird für die armen Teufel — ich fürcht' mich schier."

„Gewiß nit", sagte der Rauchmeister. „Ich war heute Mittag im Wachwirthshaus und habe von der Wirthin erfahren, daß das alte Bettelweib da war, die ihr auch kennt. Ich müßt' mich schlecht auf der ihr Geschäft verstehen, wenn ihr das Weib nicht die Nachricht von dem Streifkorps für heute Nacht gebracht hätte, denn ich habe die zwei eine lange Weile mit einander flüstern gesehen."

„Wenn das ist," entgegnete der Wirth, „dann hab ich auch keine Angst mehr, denn das Bettelweib kenn' ich gut. Es wird sich wohl auch an anderen Orten damit ein Mittagessen für die nächsten Tage verdient haben."

Schwefel gab ihm Recht und so traten die beiden würdigen Männer in die Stube zurück, um ihr Geschäft hinter den Krügen und Flaschen fortzusetzen.

Mittlerweile trabte Scharnitz mit seiner Brigade weiter, ohne daß er auf die Feuer aufmerksam geworden wäre, welche doch alle seine Bemühungen zu Schanden machten. Wohl belustigten sich die Burschen heimlich über die „Zündwürmeln", wie sie es nannten, und hatten ihre Freude daran, daß es den Kundschaftern der Deserteure geglückt war, die Warnungszeichen noch rechtzeitig zu geben.

Scharnitz aber fuhr fort, sich noch mehr durch seine Reden lächerlich zu machen. „Man lebt, um zu dienen," sagte er, „nicht, um zu faullenzen."

Mit Berücksichtigung dieses Grundsatzes wurden in der finsteren Nacht auf dem Heimwege noch mehrere Häuser heimgesucht.

Da Scharnitz vermuthete, es möchte vielleicht dennoch der eine oder andere Flüchtling irgendwo versteckt sein, so ließ er nunmehr vor den Häusern einige Gewehre abschießen, bevor die Nachsuchung begann. Er glaubte dadurch den Bauern Schrecken einzujagen und mehr Respekt zu erzwingen. Nach dem Schießen wurde unter höllischem Geschrei Einlaß gefordert und sodann in die Häuser ein-

gedrungen. Die Bewohner wurden unter Kolbenstößen inquirirt, der Hausrath durch Bajonnetstiche beschädigt.

Die jungen Bursche wollten freilich von der Sache, für welche sie da herumzogen, nichts wissen, aber die Gelegenheit, Muthwillen zu treiben, ließ sich doch kein einziger entgehen.

Als sie bei der Wacht in der Klamm ankamen, ließ sich der Feldherr den Schlüssel zu dem Thore geben, welches den ebenen Großarler Fahrweg und damit das Thal gegen Außen hin absperrt. Dann stellte er einen Posten von fünf Mann daneben auf und so glaubte er, daß ihm keiner der Deserteure entkommen könne, welche sich möglicherweise in das Thal geflüchtet hatten.

Achtes Capitel.

In Großarl.

Mittlerweile waren Vater und Sohn in der eifrigsten Unterhaltung begriffen.

„Hast Hunger, Anton?" frug der alte Bauer. „Schau', ich hab' dir etwas mitgebracht und außerdem hat die Liesl auch noch frisch gekocht."

Dem Anton war durch den Aufenthalt in seiner Höhle, in der rauhen Luft des Berges die Eßlust zu jeder Stunde wach. Er griff rasch zu und vertilgte den großen Vorrath, ohne ein Wort zu sprechen. Letzteres hatte er auch nicht nothwendig, denn es war der Vater, der zu sprechen hatte.

Nachdem die Liesl fortgeschickt worden war, um nach dem Vieh zu schauen, blieben die Beiden allein an dem wilden Orte.

„Anton," hob der Alte an, „ich mein', du kannst hier nimmer länger bleiben. Wie leicht wär's, daß du uns doch

noch einmal verrathen werden könntest! Bis jetzt hat zwar freilich kein Mensch eine Ahnung, daß du da bist, und ich und die Mutter ließen uns eher die Zunge ausreißen, als daß wir uns etwas verplauderten — aber man muß sich auf alles Unglück vorsehen. Bis jetzt haben ich, die Mutter und deine Schwester allen Leuten so vorgeredet, daß im Dorf Jeder meint, du haltest dich wo ganz anders auf. Aber, wie ich sag', ich hab' keine Ruh', so lang du da bist. Höre jetzt, was ich dir vorschlage."

Anton hielt ein wenig im Essen inne und schaute den Vater mit großen Augen an. Der fuhr fort:

„Ich meine, du thust gut, wenn du zu meiner Schwester, der Wirthin in Hüttschlag, gingest und zwar heute Nacht noch. Du bist jetzt so gut ausgerastet, daß du wieder gehen kannst, und Schuhe hast du auch bessere bekommen."

„Aber meine Soldatenmontur?" warf Anton ein, einen großen Bissen hinunterwürgend.

„Bub', da kann ich dir im Augenblick nicht helfen. Du mußt schon die, die du gerade anhast, behalten. Deine früheren Kleider, die du zu Haus zurückgelassen hast, wie du unter die Soldaten gesteckt worden bist, habe ich einem Abbrandler geschenkt, denn es ist mir nicht in den Sinn gekommen, daß wir dich so bald wieder zu sehen kriegen. Verstehst?"

Nach der Miene des Burschen war es mit dessen Verständniß nicht weit her. Der alte Mann fuhr deshalb fort:

„Es ist keine Landstraße, auf die du dich mit deiner Montur wagen sollst. Bei der Nacht kannst du dich auf einem Weg, wie er durch die Großarler Klamm geht, wohl durchschlagen. Den Weg über die Höhen bist du ja schon früher öfter gegangen und wirst ihn deshalb auch in der Nacht nicht verfehlen."

Anton nickte.

„Bevor du zur Wacht niedersteigst, mußt du einige Zeit lang oberhalb auf dem Berge warten und schauen und horchen, ob nicht irgend ein gefährlicher Mensch dort ist. Zum Eingang schleichst du dich hinter den Fichtenstauden her, damit dich Niemand sieht, der auf der Straße steht oder geht."

Dem Anton steckte offenbar noch immer seine Soldatenmontur im Kopfe. Er konnte dem Gedankengange seines Vaters nicht so rasch folgen. Darum sagte er:

„Ich fürcht' mich nur wegen der Montur, Vater."

„Ich kann dir jetzt hier keinen neuen Anzug machen lassen. Um diese Zeit geht es gar nicht. Den Schneider bekommen wir immer erst im Winter. Wenn ich ihn jetzt holen ließe, das würde zu sehr auffallen, die Leute merkten's augenblicklich."

Die Miene Antons war noch weit davon entfernt, eine zufriedengestellte zu scheinen.

Sein Vater fügte als Trost hinzu:

„Du grüßt von uns den Wirth und die Wirthin und sagst, ich laß ihm die scheckige Kuh, die er an Georgi von mir eingehandelt hat, umsonst, wenn er dich eine Zeit lang in seinem Haus versteckt und dir dann weiter hilft. Er kanns schon thun und am guten Willen wird es ihm nicht gebrechen. Ich weiß, daß er oft Deserteure in seinem Haus beherbergt, die über die Tauern gehen. Dann sagst ihm, er soll dir von seinem Gewand geben. Das wird dir ganz gut passen, weil ihr beide von gleicher Größe seid. Wie's dort mit dem Davonkommen steht, das wird der Schwager ganz gut wissen. Vor dem Gerichtsdienersgehülfen wirst du dich nicht viel zu fürchten brauchen, denn der saust schrecklich viel beim Schwager und bezahlt nie. Wenn er in der Stube sitzt und seinen gewöhnlichen Dusel hat, so wird alleweil das Meiste von ihm heraus zu kriegen sein, was vorgeht mit Streifen und anderer Leuteschinderei. Das versteht der Schwager schon, da brauchst du keine Angst zu haben."

„Mir wärs am liebsten, Vater, wenn ihr gleich mit hinein gingt, oder doch wenigstens bald hinter mir her, ihr könntet mit dem Wirth leichter Alles ausmachen, als ich."

„Das kann nit sein. Bedenk' nur, was die Leut sagten, wenn ich auf einmal jetzt, wo's die viele Arbeit mit dem Wiesmahd und überall giebt, von Haus weg wäre. Aber in ein paar Wochen ist's anders. Die wollen wir drüber hingehen lassen. Dann komm ich ins Großarl und werd' dich wohl antreffen. Für jetzt sag' ich dir nur noch einmal: Paß auf, daß sie dich nit einfangen. Ich hätt' keine ruhige Stund' mehr, wenn mir so was zu Ohren käme."

„Ja, ja, Vater," sagte Anton, indem er seine Mahlzeit eben mit einem nachdrücklichen Bissen beendigte, „ich werd' die Augen schon offen behalten und wenn ich den blauen Kittel einmal ausgezogen habe, dann kriegt mich keiner wieder hinein."

„Hoffen wir's," erwiderte der Bauer. „Wir müssen uns aber gleich auch den Fall überlegen, daß der Schwager dich nirgends in der Nähe verstecken kann, daß es zu gefährlich wird. Wenns so kommt, dann gehst du ins Kaiserliche hinüber, in die Steiermark. Laß dir aber, bevor du über das Gebirg gehst, nur ein ordentliches Gewand vom Schwager geben. Und das Haar schmierst du dir mit Speck oder Schmalz und legst dich sodann in die Sonne, damit du die lichten Haare verlierst und dich der Beschreibung nach Keiner mehr kennt. Verstehst mich, das mußt du thun!"

Anton, der mit seinen Schüsseln nunmehr zu Ende gekommen war, fand jetzt die Redefreiheit.

„Ja, ja, Vater, ich werd' gewiß Alles befolgen. Jetzt behüt' Euch Gott Alle mit einander! Grüß mir Alle, die Mutter und die Schwester, und nehmt's mir halt nicht übel, daß ich euch so viel Kummer gemacht habe, und du, lieber Vater, besonders nicht!"

Der Alte beschloß, dem Auftritte ein Ende zu machen, denn es fing an, ihm absonderlich warm zu werden.

„Was einmal geschehen ist", sagte er trocken, „das kann man nimmer ungeschehen machen. Behüt dich Gott, leb wohl!"

Noch ein Händedruck und Vater und Sohn waren geschieden. Ersterer trug bittere Sorge mit nach Haus, denn es war ihm nicht unbekannt, daß in Großarl häufige Streifzüge unternommen wurden, und wie leicht konnte der Sohn einem solchen, und wenn er auch von einem Scharnitz angeführt war, in die Hände fallen! Letzterer dachte nicht viel weiter als an das Hüttschlager Wirthshaus und wie es ihm wohl dort ergehen würde.

Schon begannen die höchsten Spitzen der Gebirge sich zu röthen, als er in die Großarler Thalsohle hinabstieg. Bald flimmerte auch der Schaum der Ache im Morgenlicht, die Thautropfen flimmerten, der Wald, während

der Nacht feucht geworden, hauchte seinen wohligen Dunst in die ersten Strahlen des Gestirns.

Der lange Winter dieser rauhen Gebirgsgegend wird durch einen kurzen Sommer voll unbeschreiblicher Pracht belohnt. Wenn das blaue Eis der Ferner, von der gleichförmigen sonst darüber hingebreiteten Schneedecke befreit, schimmert, die Wasser tosen, die Hänge von einer Farbenpracht geschmückt werden, welche die Bewohner der Ebene nicht kennen, so ist es nicht nur der Gegensatz gegen den trüben Winter, welcher hier wirkt, sondern die große Schönheit des Bildes an und für sich. Es ist nicht nur die Freiheit im Gegensatz zum Kerker.

Ueber zahllose goldene, himmelblaue, schneeweiße Blüthen des Waldufers sprüht das Wasser hin, das aus den Eisgefilden herabstürzt. Den Flüchtling muthete es wie ein Einklang mit seiner eigenen Befreiung an, als er zu diesen unbändigen Wellen hinabstieg.

Vorsichtig, wie ihm gerathen war, schlich er durch den vom vergangenen Gewitter schwer durchnäßten Fichtenschlag in der Nähe der Wacht, eilte durch dieselbe und kam nach einem ermüdenden Gange glücklich nach Hüttschlag — in den Spuren der Häscher wandelnd, welche sich die Nacht über hier herumgetrieben hatten. Es war die Frühe eines Sonntages, der Weg deshalb verlassen. Nur die Rinder, die hier und dort im Walde oder hinter

den Zäunen grasten, betrachteten ihn neugierig. So wurde er trotz seines blauen Soldatengewandes nicht gewahrt, und hätte ihn auch Jemand gesehen, so wäre er wohl von den Meisten eher in seinem Vorhaben unterstützt als gehemmt worden. Es wimmelte von Deserteuren auf den kärntnischen Alpen, in den Bergen, welche die Grenzscheide der beiden Länder bilden.

Neuntes Capitel.

Kriegsgräuel.

Die Gerüchte von den Gräueln des fernen Rußlands hatten eine beträchtliche Anzahl von Soldaten veranlaßt, ihre Gewehre in einem Winkel der Kaserne stehen zu lassen und irgend eine verborgene Gegend der Heimath aufzusuchen.

In den Landen, über welche der vor wenigen Jahren durch die Franzosen zum „König" gemachte baierische Kurfürst erst seit kurzer Zeit herrschte, waren die Flüchtlinge häufiger, als in den alten Provinzen, deren Bevölkerung daran gewöhnt war, Gut und Blut für den Nutzen einer Dynastie zu lassen, welche das eigene Land mehr als einmal verschachern gewollt hatte. Dort herrschten noch jene Gesinnungen, welche einst die Bauern zu dem seltsamen Rufe begeistert hatten: „Lieber baierisch sterben, als österreichisch verderben!" In Tirol und Salzburg aber, ganz besonders in dem ersteren Lande, blieb man der alten Ordnung der Dinge zugethan, obgleich sie, das blutige Soldatenspiel (an dem übrigens Baiern nicht

schuld war) abgerechnet, um nichts besser genannt werden konnte als das neue Unterthanenverhältniß. Das Salzburger Land war von seinen Erzbischöfen und ihrer Klerisei in einer Weise mißhandelt worden, wie es die Baiern niemals thaten, eine schier spanische Wirthschaft drückte auch das arme Bergland. Dennoch aber war man, kraft des Beharrungsvermögens, welches in den Bewohnern der Hochthäler lebendig ist, dem Andenken an den Erzbischof mehr zugeneigt, als den königlich baierischen Landrichtern und Pflegern.

Der Grund davon mochte vielfach in der Persönlichkeit der letzteren liegen. Die Baiern können auch aus ihren alten Provinzen und aus noch viel späterer Zeit, welche erst durch das Jahr 1848 einigermaßen abgeschlossen wurde, vielleicht mehr als irgend ein anderer deutscher Volksstamm von der Willkür, Launenhaftigkeit und Tücke jener kleinen Tyrannen erzählen, die man oft mit Paschas verglichen hat. In ihren Händen war Rechtspflege und Verwaltung vereint. Gefängniß- und Prügelstrafen verhängten sie häufig nach ihren eigenen Einfällen, nicht nach dem Gesetze, das ihnen viel zu viel freie Hand ließ. Die Unbotmäßigkeit und Entsittlichung unter dem Landvolke war theilweise ihr Werk. Noch jetzt malt man in Baiern, wenn man die widerwärtigste Karrikatur des Bureau-Selbstherrscherthums bezeichnen will, den „vormärzlichen

Landrichter" an die Wand. Diese Männer, unwissend und ohne allgemeine Bildung, bösen Kettenhunden im Amte, Hausknechten in der Kneipe gleich, hatten für die Aufgaben ihres Amtes in der Regel keinen anderen Sinn, als die Gewissenhaftigkeit, mit welcher sie ihre Bureaustunden abhockten. Für das öffentliche Wohl noch in anderer Weise zu sorgen, fiel Wenigen ein.

So stand es mit der Stimmung der Bevölkerung und dieselbe wäre auch in's Heer, das heißt unter die Stellungspflichtigen der neuen Gebiete eingedrungen, auch wenn sie nicht unter harter Behandlung zu leiden gehabt hätten, während sie die Waffen trugen — eine Behandlung, die sich im Uebrigen von der, wie sie in jenen Zeiten unter allen Heeren der Brauch war, nicht unterschied. Sie brachten den Widerwillen gegen ihr Loos schon aus der Heimath mit.

Nun kam noch die Aussicht auf den großen Krieg dazu, über dessen Gefahren die unsinnigsten Meinungen herumgetragen wurden. Rußland wurde als eine Gegend angesehen, in der man erfrieren oder verhungern müsse und die Kosaken als ein schauderhaftes Mittelding zwischen Mensch und wildem Thier. Es war vor Allem das völlig Unbekannte, das unbewußt Schrecken einjagte. In dieser Hinsicht haben wir in der neuesten Zeit an vielen Franzosen

und Französinnen ein Beispiel gehabt, welche sich die herannahenden deutschen Krieger als Wehrwölfe vorstellten.

Es liefen also viele Soldaten davon, bevor sie ihr Bündel nach den Ufern der Moskwa schnüren mußten. Ein nicht geringer Theil aber wurde wieder eingefangen, weil die Leute oft, der Wege und Stege unkundig, in ihrer Verwirrung den Häschern entgegen rannten. Viele Tage lang hörten dann diejenigen, welche in der Nähe der Kaserne wohnten, das Jammergeschrei der zum Spießruthenlaufen Verurtheilten, vom dumpfen Wirbel der Trommeln nicht völlig erstickt. Oft fanden sich auch Zuschauer zu diesen Vollstreckungen ein, insbesondere des Samstags, an welchem immer eine größere Anzahl solcher Missethäter abgestraft und zur Begeisterung für König und Vaterland bekehrt wurde.

Man sah, wie der Offizier die Fronten hinabschritt und nachsah, ob der Daumen vorschriftsmäßig an der zum Hauen bestimmten Gerte so sitze, daß die Hand einen gehörigen Hieb damit ausführen konnte, und wie er über wachte, ob nicht irgend Einer der zum Schlagen ihres Kameraden Aufgestellten zu lässig im Fuchteln war und mit der Gerte einen zu geringen Bogen in der Luft beschrieb, ehe er sie auf die Schultern des Opfers niederfallen ließ. Von kurzen Trommelschlägen begleitet schritt der Letztere entblößt bis an die Hüften durch die Reihen.

Bald überrieselte das Blut ihm die Augen, daß er nicht mehr sehen konnte. Dann wurde er geführt. Wenn Einer zusammenstürzte, wurde der Arzt geholt, um sein Gutachten abzugeben, ob der Mann noch weitere Hiebe vertrage, bis die Zahl voll wäre. Bejahte er es, so zogen diejenigen, welche bis jetzt Spalier gebildet hatten, an ihm vorüber und geißelten ihn liegend. Wurde die Frage verneint, so legte man ihm ein mit Salzwasser getränktes Betttuch über Schultern und Rücken und forderte ihn auf, sich für die „gnädige Strafe" zu bedanken.

Von solchen Gräueln war Vieles bekannt und durch die Lügenhaftigkeit vieler Flüchtlinge noch vergrößert und übertrieben unter die Leute gebracht worden. Daher kam es, daß wohl nur sehr Wenige einem solchen Menschen ein ernstliches Hinderniß in den Weg gelegt hätten.

Doch kehren wir zu Anton und der Geschichte seiner Flucht zurück.

Zehntes Capitel.

Der Futterstall.

Die Schwester Anton's war allerdings bereits von der Flucht desselben aus der Festung zu Salzburg benachrichtigt, doch aber auf's Höchste überrascht, als der Bruder in der abgerissenen Soldatenmontur zu ihr in die Stube trat und sich zu erkennen gab, denn ohne Weiteres hätte sie ihn in dem überhetzten und verwahrlosten Zustande nicht erkannt.

Außer ihrem Manne konnte die Anwesenheit desselben auch einem jungen weiblichen Dienstboten nicht verschwiegen werden. Das Stillschweigen dieser Dirne wurde sofort durch das Versprechen eines neuen lodenen Kittels erkauft, welches damals der vornehmste im Gebirge bekannte Stoff war, denn man wußte noch nichts von den vielen Geweben und Zeugen, die zu jener Zeit nur in den Städten zu finden waren, heute aber von jedem Dorfkrämer verkauft werden.

Beim Morgenimbiß waren selbstverständlich diese sechs

Augen unablässig auf den jungen, unter so merkwürdigen Umständen unter ihr Dach gerathenen Wanderer gerichtet. Man unterbrach ihn nicht, während er ein Gericht hinunterschlang, das sonst auf drei Mann berechnet gewesen wäre. Nachdem er aber hiemit zu Ende gekommen war, begann der Wirth folgendermaßen:

„Für heute, Anton, werde ich im Futterstall droben die geheime, hintere Thüre aufmachen. Sie war lange Zeit vernagelt und von meinen Leuten kennt sie, so viel ich weiß, Niemand. Lange kann ich dich freilich nicht dort lassen. Es war erst heute Nacht der Dummkopf von Scharnitz da, der mir das Haus zu oberst zu unterst hat kehren wollen und es vielleicht mit seinem vernagelten Schädel auch gethan hätte, wenn ihm der Rauchmeister, der da war, nicht eine Nase drehte. Morgen übergiebt der Gnädige in seinem Zorn darüber, daß der Scharnitz nie etwas aufgreift, das Streifkorps-Kommando vielleicht einem Anderen und dann kann ich dir nicht gut stehen, ob der Schwefel mir das Volk noch einmal aus dem Haus schafft. Doch bis auf morgen haben wir jedenfalls Ruhe. Darum hör', was ich dir sage. Brod und Käs findest du im hintersten Theil vom Futterstall und wenn du Milch brauchst, so warte auf die Kühe, die Abends in den Stall kommen."

„Ich fürcht' immer, sie streifen heute wieder," bemerkte

die Wirthin. „Mann, ich glaube, es ist gut, wenn wir ihn so bald als möglich hinaufbringen. Ich könnt's vor dem Bruder meiner Lebtage nicht verantworten, wenn ihm bei uns da heroben etwas zustieße."

„Ich glaub' auch nach allen Anzeichen," sagte die junge und schmucke Dirne, „daß sich heute wieder eine Streife einfindet."

Der Wirth warf ihr einen eigenthümlichen Blick zu, welcher wohl eine Vermuthung ausdrücken sollte, auf welche Weise sie zu ihren „Anzeichen" gekommen war. Doch unterdrückte er jede Bemerkung und hörte nun aufmerksam, was ihm Anton im Namen seines Vaters ausrichtete.

Lächelnd erwiderte er:

„Für die nothwendige Kleidung werde ich schon Sorge tragen. Denn in der Montur, die du anhast, kannst du so wie so nirgends hingehen."

„Und fortgehen kann er nicht," bemerkte die Dirne, so lange ihm das Haar, das sie ihm bei den Soldaten abgeschnitten haben, nicht wieder gewachsen ist."

„Das versteht sich," bekräftigte die Schwester.

„Nu, nu," sagte der Wirth, „so weit läßt sich jetzt noch gar nichts bestimmen. Kommt Zeit, kommt Rath. Vorderhand müssen wir schauen, daß wir dich und uns in kein Unglück stürzen."

Der Rathschlag der Wirthin drang durch und noch

am nämlichen Tage ging Anton (und zwar, um alles Aufsehen zu vermeiden, ganz allein) nach dem bezeichneten Futterstadel.

Der Weg dahin führte ihn durch Legföhrengestrüpp, zwischen welchem die rothe Pracht der Alpenrosen ausgebreitet lag, dann über Geröll, endlich auf eine gute Bergwiese, auf der hier und dort langästige Ahorne standen, den Rindern ein Schutz gegen Sonnenhitze, Stechfliegen oder plötzliche Unwetter.

Die Wiese lag schon ziemlich hoch. Man blickte von ihr aus auf die grauen Wände der Uebergossener Alm und sah den weißen Streifen, den Rand des Gletschers, der ihre Hochfläche überlagert.

Außerdem gewahrte man von hier aus den Thalweg, der nach Hüttschlag führt, den „See", viele braune Hütten zu beiden Seiten des Baches, der dort hinten aus den Firnfeldern über graues Geröll und bruchige Wände herab zusammenfließt.

Das Thal lag bis zur „Wacht" hin ganz eben vor ihm da — sehr günstig für den Flüchtling, dem es auf diese Weise möglich war, etwaige Verfolger schon aus weiter Entfernung zu erspähen.

Im Rücken stand dieser „Futterstall" völlig geschützt, denn er lehnte sich gegen einen grauen, sehr steilen Felsen, über dessen Wandabfall sich Niemand herab wagen konnte,

auch nicht, wenn er sich an die Büsche anklammerte, die hier und dort auf winzigen Vorsprüngen des Absturzes ein kümmerliches Dasein fristeten.

Als der Flüchtling vor diesem Gebäude, welches sein nächster Zufluchtsort vor den Verfolgern sein sollte, ankam, war es, wie sich von selbst versteht, seine nächste Aufgabe, alle Aus- und Eingänge, sowie das Innere genau zu untersuchen und sich mit dem Hause so bekannt zu machen, daß ihm für eine etwaige Ueberrumpelung das Verbergen oder die Flucht ermöglicht war. Das Gebäude schaute weit stattlicher aus, als die gewöhnlichen Futterstadel des Gebirges, man konnte es eher für ein Wohnhaus, als für eine jener Stallungen auf dem Gebirge halten, in welchen das während der Tageszeit auf den Almenböden herumstreifende Vieh während der Nacht Obdach findet.

Zu einem Wohnhause fehlte nur der Rauchfang, der freilich in allen solchen Ansiedelungen für eine gänzlich überflüssige Einrichtung gehalten wird. Lieber lassen sich die Leute vom Qualm, der von den Feuerstätten der Legföhren und anderen feuchten und harzigen Holzes ausgeht, die Augen zerbeißen, als daß sie sich einen Kamin auf das Dach setzen. Ein Loch, welches in der Schindelbedeckung angebracht ist, düngt ihnen genügend.

Das Erdgeschoß war aus Findlingsteinen aufgemauert

und mit Mörtel grob beworfen, das obere Stockwerk aber von Holz gezimmert.

Als der Flüchtling eintrat, fand er die Stuben noch so wohnlich, als hätten vor nicht langer Zeit Leute darin gehaust. Es befanden sich Tische und Bänke darin und die Scheiben (denn das Haus hatte ganz gegen den gewöhnlichen Brauch bei solchen Futterställen Fenster) waren nicht zerschlagen. Papierfetzen, mit heiligen Bildern bemalt, klebten an der Wand, selbst ein erblindeter Spiegel hing in einer Ecke, an welcher ein Kruzifix befestigt war, dem in der Dornenkrone noch längst verwelkte Blumen staken.

Anton kümmerte sich vornehmlich um die Ausgänge. Bei einem plötzlichen Erscheinen von Häschern kam Alles darauf an, unbemerkt eine Thür zu gewinnen, welche dieselben nicht leicht finden konnten. Da galt es nun vor Allem das Auffinden der hinteren Thür, von welcher ihm der Wirth gesagt hatte.

Zuerst untersuchte er den unteren Raum, dessen Mauerwerk von innen mit Brettern verschalt war. Er klopfte hier und dort, aber er konnte keine Spur einer Thür entdecken. Ueberall klang es ihm so entgegen, als ob sich hinter den Brettern keine Höhlung, sondern unmittelbar das Mauerwerk befände.

„Sie wird doch nicht im oberen Stockwerk sein!"

murmelte er vor sich hin, während er in dem dämmerigen Raume hin und hertastete. Das war allerdings eine große Unwahrscheinlichkeit, denn was hätte wohl eine Thüre im oberen Raum, der einige Klafter über den Erdboden erhoben war, für einen Zweck gehabt.

Aber die Fruchtlosigkeit seiner Untersuchungen trieb ihn doch hinauf. Die Räumlichkeit dort oben war nicht in Stuben abgetheilt, sondern eine einzige große niedere Stube, die offenbar einmal als Magazin zur Aufbewahrung von irgend welchen Gegenständen gedient haben mußte. Von welchen aber, darüber zerbrach sich Anton den Kopf umsonst. Auch hier konnte von einer verborgenen Thür kaum eine Rede sein, denn es war Alles glattes Getäfel. Doch klopfte er zum Ueberfluß auch da allenthalben an den Wänden herum. Nirgends zeigte sich eine Spur von Höhlung, nirgends ein anderer Ton, als der gleichmäßige der vom Knöchel berührten Verschalung, keine Fuge, keine Ritze.

Indem er schon verzweifelte, stieg er wieder in den unteren Raum hinab. Er wiederholte sich noch einmal Alles in der Erinnerung, was der Schwager gesagt hatte. Indem er Wort für Wort hersagte, ging ihm aus den Andeutungen desselben doch allmählich wieder klar hervor, daß, wenn überhaupt hier eine verborgene Thür war, dieselbe sich im Erdgeschosse des Hauses befinden müsse.

Doch, schoß ihm auf einmal der Zweifel auf, war er denn überhaupt in das richtige Gebäude gerathen und befand sich am Ende der Futterstall des Schwagers nicht noch weiter oben im Gebirge? Sah denn das Gebäude aus wie ein Futterstall? Anton konnte sich nicht entsinnen, jemals einen so stattlichen gesehen zu haben

Ehe er das Haus verließ, um sich auf diesem Abhang noch weiter umzusehen, beschloß er, noch einen Versuch zu machen.

Das obere Stockwerk ließ er diesmal ununtersucht, denn was konnte dort, wo die Holzwände nach allen Seiten hin frei standen und ein halsbrecherischer Sprung nothwendig gewesen wäre, eine verborgene Thür nutzen?

In den unteren Räumlichkeiten aber begann er wieder an die Bretter zu klopfen, mit denen das Mauerwerk bedeckt war. In seiner gereizten Stimmung riß er auch hie und da an den Brettern, als wenn er beauftragt wäre, hier ein Zerstörungswerk zu verrichten. An jedem einzelnen Brette wurde gezerrt.

Als er beim siebenten oder achten angekommen war, packte ihn eine wirkliche Wuth, er that einen gewaltigen Ruck und siehe da! die Entdeckung war gemacht.

Drei Bretter, welche an einem wagrecht liegenden Balken unten und oben befestigt waren, bewegten sich leicht

im Halbkreise, während die übrigen zu beiden Seiten angebrachten Bretter unbeweglich festgenagelt waren.

Damit war es aber noch nicht genug. Denn hinter dieser beweglichen Verschalung befand sich eine zweite, scheinbar ebenfalls fest, die aber Anton, in richtiger Ahnung, daß sie nicht umsonst, das heißt zu einem weiteren unnöthigen Schutz der Mauer, hier angebracht sein könne, als beweglich entdeckte. Auch hier ließen sich die Bretter ganz leicht um einen Balken, an dem sie befestigt waren, zurücklegen und als dies geschehen war, griff er an eine wirkliche, durch einen Riegel zu versperrende Thür.

Diese Thüre führte aber nicht ins Freie, sondern in eine dunkle Höhlung, die sich da befand, wo das Haus an den mit Buschwerk bewachsenen Felsen anstieß.

Die Neugierde war bei Anton nunmehr auf das Höchste gestiegen. In diese Höhle mußte er sofort vordringen. Doch sah er ein, daß dies ohne Feuerzeug nicht durchzuführen sei. Es mußte aus langen Holzspähnen, die in einem Winkel lagen, eine Art Fackel gemacht werden.

Das Feuer entzündete er durch Stahl, Schwamm und Stein an Schwefelfäden. Als die bläuliche Flamme aufflackerte, setzte er mit den Schwefelfäden die Spähne in Brand. Knisternd zerstreuten sich die Funken und es war ein Glück, daß in diesem Theile des Gebäudes keine

brennbaren Gegenstände wie Heu, Reisigbündel u. dergl. herumlagen.

Die Fackel beleuchtete zunächst die gähnende schwarze Oeffnung, in die ein Mensch gebückt eintreten konnte. Der Gang, zu dem sie führte, hatte Aehnlichkeit mit den Stollen, welche von Bergleuten gegraben ins Innere der Erde führen. Anton erkannte das an der Beschaffenheit der Behauung der Wände, denn er hatte in früherer Zeit oftmals Knappen in Großarl, Gastein und Rauris besucht und sich in den Schachten umgesehen, in welchen sie zu arbeiten hatten.

Als Anton den Schwefelfaden und das übrige Feuerzeug entdeckte, sagte er zu sich selbst:

„Nun, der Schwager hat Wort gehalten. Es ist da für mich vorgesehen. Ich zweifle nicht mehr, daß die hintere Thür da eine wirkliche Thür ist, und daß ich durch den Stollen irgendwo ins Freie komme.

Indessen konnte er es doch nicht unterlassen, sich zu bekreuzen, bevor er den Gang ins Innere dieses seltsamen Schachtes antrat.

Bevor er weiter schritt, blieb er noch einen Augenblick lang stehen und dachte über denjenigen nach, der mit seiner Vertäfelung den Eingang in dieser Weise versteckt hatte.

Gesetzt auch, irgend einem Häscher wäre das näm-

liche gelungen, was ihm, nämlich die Entdeckung des ersten beweglichen Verschlages, so war damit noch lange nicht das Auffinden des zweiten gegeben. Im Gegentheil konnte mit Wahrscheinlichkeit vermuthet werden, daß der Häscher, wenn er hinter den Brettern noch eine andere Verschalung vorfand, sich denken würde:

„Da sind die Nägel, welche die Bretter zusammengehalten haben, durch Rost zerstört worden oder allmählich herausgefallen — es ist eben ein altes Rattenloch. Dahinter werden sich die Bretter wohl besser erhalten haben."

Und mit diesen Gedanken, die Anton etwaigen Häschern zutraute, mußten sie an der durch Zufall im Gefuge der Bretter entstandenen Oeffnung vorüber gehen.

Ohne ganz insbesondere auf das Vorhandensein einer solchen Oeffnung aufmerksam gemacht worden zu sein, däuchte dem Flüchtling die Entdeckung derselben nahezu unmöglich.

Mit der Spannung auf die Dinge, deren Entdeckung ihm hier bevorstand, verband sich ein Gefühl der Dankbarkeit gegen den unbekannten Wohlthäter, der hier ein nahezu völlig sicheres Asyl, wenn auch vielleicht in ganz anderer Absicht, eröffnet hatte.

Und über die wirkliche Absicht, mit der seiner Zeit zur Anlage dieses Ganges geschritten worden war, sollte er nicht lange in Zweifel bleiben.

Er war mit seiner Fackel kaum einige Schritte weit

in den Gang vorgedrungen, als er an den Wänden Spuren von Queckſilbererz bemerkte. Ihm, der in Großarl aufgewachſen, waren viele Erze, wie ſo manchen anderen Einwohnern des Thales, von Jugend auf bekannte Gegenſtände. Als Knabe hatte er mit Schlacken geſpielt und ſpäter im Verkehr mit vielen Altersgenoſſen, die auf den Radhausberg oder auf den Hohen Goldberg gingen oder in Hüttſchlag drinnen beſchäftigt waren, eine gewiſſe Kenntniß über Steine und Erze erlangt, die in jenen Hochthälern gefunden werden.

Der Gang war alſo ein alter bergmänniſcher Stollen, in welchem man ſeiner Zeit auf Queckſilber ſchürfte.

Mit dieſem Gange war aber nun auch erklärt, warum das Gebäude ſich in einem Zuſtand befand, der es von außen durchaus nicht als Futterſtadel erkennen ließ.

Zu dem Stollen gehörte ein Berghaus und dies und nichts anderes war einſt das maſſive Obdach geweſen, in welchem der Flüchtling hier ſo unerwartet eine Zufluchtsſtätte gefunden hatte.

Verlaſſene Stollen giebt es im Salzburgiſchen Hochlande eine Menge. Sei es, daß die Ausbeute allmählich nachließ, ſei es, daß gemach ein Gletſcher ſich vor das Tagloch legte, ſei es die zunehmende Unwirthlichkeit der Höhen an und für ſich — genug an vielen

Stellen findet man die Oeffnung von Schachten, über deren Betrieb Niemand mehr etwas weiß.

Ein Hauptgrund des Verlassens vieler Bergbaue liegt in der Verfolgung, welche vor zwei und drei Jahrhunderten gegen die vielen lutherischen Knappen eingeleitet wurde, die sich theils aus Sachsen hierher, nach den erzreichen, eisbedeckten Gebirgen gezogen hatten, oder aber die als Einheimische von der neuen Lehre ergriffen worden waren. Viele von diesen mußten das Land verlassen und in ihrem Ingrimm verschütteten sie hier und dort irgend welche gute Grube. Es geschah dies aus Rache, um die geistlichen Tyrannen, welche zum größten Theil Herren der Gruben ihres Landes waren, für die ihnen, ihren Weibern und Kindern zugefügten Mißhandlungen zu züchtigen und ihnen ein schlimmes Andenken an die Verjagten zu hinterlassen.

Solchergestalt sind die Gründe, aus welchen Stollen verlassen aufgefunden werden, verschiedener Art.

Elftes Capitel.

Ein verlassener Stollen.

Welche Bewandtniß es mit demjenigen hatte, den Anton antraf, ist nicht mehr zu erfragen gewesen. Am wahrscheinlichsten ist, daß die Ausbeute an Quecksilbererzen allmählich nachließ und daß man den Bau aufgab, weil die Unternehmer keinen Nutzen mehr bei ihrer Arbeit fanden.

Anton war bereits eine Viertelstunde lang in gebückter Stellung durch den feuchten Gang neugierig und langsam dahingeschritten. Die Flamme seiner prasselnden Holzfackel zeigte ihm den matten, getrübtsilberigen Glanz manches Erzstückes, von welchem eine Kante durch das Behauen im Stollen blosgelegt worden war. Der Gang zog sich bald auf-, bald abwärts, bald eng, bald weiter, je nachdem es das Bedürfniß der Arbeitenden, die vielleicht vor drei Jahrhunderten hier hantirten, mit sich gebracht hatte. An vielen Stellen lagen noch in Haufen Erze herum,

welche von jenen Knappen bei der vielleicht plötzlich eingetretenen Unterbrechung ihrer Arbeit zurückgelassen worden waren.

Plötzlich flackerte die Fackel höher auf und reichlichere Funken flogen gegen die Wände.

Da ihm das Licht des Tagloches längst verschwunden war und sich bis dahin nirgends ein Luftzug hatte verspüren lassen, so erhob Anton verwundert den Kopf, um nachzuspüren, woher diese Strömung käme. Geraume Zeit vermochte er im unsicheren Lichte der schwankenden Flamme mitten in den Finsternissen des Schachtes nichts zu entdecken, doch bemerkte er, daß gerade an dieser Stelle ein reicher Erzanbruch sich befand. Mehr metallhaltige Steine als sonst irgendwo ragten aus der Wand hervor. Er stand an einem Orte, an welchem sich, bergmännisch gesprochen, ein „schöner Verhau" befand und wo sich der Gang in all seiner Veredlung zeigte.

Anton verstand hinlänglich vom Treiben der Knappen, um zu wissen, daß man an solchen Stellen oft seitwärts und nach oben hin Schachte schlägt. Indessen wäre er auf solches Nachsuchen dennoch nicht gerathen, wenn ihn eben die vom Luftzug bewegte Fackel nicht darauf aufmerksam gemacht hätte.

Indem er sich genau umsah und sein Licht in allen Richtungen gegen die Wandung hinhielt, entdeckte er in

der That plötzlich einen engen Schacht, der sich fast lothrecht in die Höhe zog. Die Neugierde reizte Anton, sofort eine Besteigung dieses Schachtes zu versuchen.

Dies war aber mit der Fackel in der Hand welche ihn hinderte, seine zehn Finger zum Klettern, mit zu benutzen, ein schwieriges Stück Arbeit. Kaum war er in dem steilen Rohre eine Klafter hoch gestiegen, so rutschte er, unfähig sich festzuhalten, wieder auf die Sohle des Hauptstollens zurück. Nachdem er den nämlichen Versuch mehrmals wiederholt hatte, kam es ihm schließlich undenkbar vor, daß die Knappen in früherer Zeit auf diese Weise an die Stätte ihres Tagewerkes gekommen sein konnten.

Er leuchtete nunmehr in ängstlicher Spannung in dem ganzen Raume umher, um sich zu vergewissern, ob ihm in der That nichts Anderes übrig bliebe, als wie ein Schornsteinfeger die Wände des Schachts zu erklimmen — bei welcher Arbeit er indessen in jedem Falle seine Fackel hätte zurücklassen müssen, da er der Hände dazu eben so gut benöthigte, als der Ferse und Knie.

Die Neugierde ließ ihm keine Ruhe. Der Luftzug, vor welchem seine Flamme sich hin und her bewegte, deutete ja an, daß der Schacht irgendwo zu Tag führte.

Während er herumsuchte, brannte die Fackel nieder und er war gezwungen, in das Gebäude zurückzukehren, um sich neuen Leuchtstoff zu holen. Diesmal brachte er

mehrere Fackeln mit, denn er zweifelte nicht daran, Entdeckungen zu machen, welche ihn längere Zeit, an welcher es ihm übrigens keineswegs gebrach, unter der Erde aufhalten würden.

Als er sich nun die Umgebung beim Fackelschein abermals betrachtete, fielen ihm einige Stufen in die Augen, welche an der rechten Ecke der Schachtwand, die auf den Stollen auslief, eingehauen waren. Durch diese treppenartigen Absätze, über welche gewiß früher die Knappen hinaufstiegen, war der Zugang zu demselben ganz leicht gemacht.

Im Uebrigen zog sich der Schacht keineswegs sehr weit in die Höhe. Anton war etwa sechs oder sieben Klafter hinaufgestiegen, als er plötzlich wieder Fels über sich spürte und wahrnahm, wie der Schacht hier in einen Stollen einmündete, der mit dem unteren Stollen, von welchem er herauf gekommen war, in gleicher Richtung lief.

Als er einige Schritte in diesem oberen Gange gemacht hatte, nahm er wahr, daß helles Licht eindrang. Der Stollen endete hier zu Tage. Und als er bis an die Oeffnung vortrat und hinausschaute, wurde es ihm klar, daß sich das Taglech mitten in der Felswand befand, an welche sich das Gebäude anlehnte. Er sah die Büsche auf den Vorsprüngen und das Dach des Hauses, sowie das tiefe Thal mit dem Gletscherbache unter sich.

Nachdem er sich dort zur Genüge umgeschaut hatte, trachtete er auch das im Berge gelegene Ende dieses Stollens aufzufinden. Er entdeckte es bald und fand, daß es seiner Lage nach dem Ende des unteren Stollens, das heißt dessen Ausmündung in das Gebäude, nahezu entspreche.

Das war abermals eine wichtige Entdeckung.

Noch mehr aber wurde seine Neugierde durch die Wahrnehmung befriedigt, daß auch von diesem Stollen aus ein Schacht sich nach oben zog. Hier verspürte er keinen Zugwind und die Fackel brannte ruhig weiter, ohne mehr Funken von sich weg prasseln zu lassen, als man es gewöhnlich beim Kienholz sieht.

Der Grund davon lag darin, daß die Oeffnung dieses Schachtes gegen das Tageslicht hin, eine Oeffnung, die sich ebenfalls an der Wand und etwa zwanzig Klafter über der anderen befinden mußte, durch herabgestürzte Steine völlig verstopft war, so daß nur wenige Strahlen durch die Zwischenräume der Trümmer in den Schacht eindringen konnten.

Die größte Ueberraschung aber stand ihm bevor, als er vom Schachte wieder in den oberen Stollen herabstieg.

Hart neben dem Eingange desselben befand sich in der Wand eine Nische, eine vollständige Kochstätte.

Es waren da einige eiserne Pfannen und Häfen, Teller,

Löffel und anderes Geschirr — kurzum eine vollständige Einrichtung zum Zubereiten der einfachen Speisen, an die das Bergvolk gewöhnt ist.

Hart daneben war ein Haufen klein gespaltenen Holzes aufgespeichert, ein Vorrath, mit welchem sich eine ziemliche Zeit lang reichen ließ.

Und neben dem Holze, von den Scheiten noch zur Hälfte versteckt, spürte sein Auge eine dunkelroth angestrichene Truhe auf, von der Art derjenigen, in welchen die Gebirgsbauern ihre Vorräthe an Eßwaaren aufheben.

Er räumte sofort die Scheite vom Deckel weg, hob diesen auf und entdeckte einen Haufen Mehl und einen Kübel voll Schmalz. Das Alles war von Anton's Schwager dorthin geschafft worden, der sich selbst zeitweilig im Gebäude sozusagen in der Sommerfrische aufhielt.

Was er aber nicht dorthin hatte schaffen können, das war eine köstliche Wasserader, welche mit leisem Gelispel und eigenthümlichem Metallklang, wie wenn mit einem Hölzchen sacht auf ein kupfernes Becken geschlagen wird, aus einer Ritze des Felsens im Stollen selbst hervortroff.

Durch diese Entdeckung war auch für den Durst gesorgt, wie durch die Vorräthe des Wirths gegen den Hunger.

Während er von diesem Wasser trank, kam ihm der

Gedanke, hier seine Wohnstätte aufzuschlagen. Der obere Stollen schien ihm geeigneter als der untere. Es konnte sich am Ende doch wohl zutragen, daß durch irgend welchen Zufall die Oeffnung in der Verschalung unten aufgefunden wurde. War einmal die Thüre entdeckt, so entging der untere Stollen einer genauen Durchsuchung nicht. Dagegen war es ihm ein Leichtes, irgend eine Vorrichtung anzubringen, die ihn von dem Eindringen Unberufener drunten augenblicklich in Kenntniß setzte.

In diesem Falle hatte er alle Wahrscheinlichkeit für sich, daß die von ihm nur nach langem Suchen entdeckten Stufen, die in den Schacht heraufführten, von den Verfolgern nicht angetroffen werden würden.

Sollte es ihnen aber in der That gelingen, den Aufgang zu finden, so konnten ein paar in den Schacht hineingeworfene Steine das weitere Vordringen ganz und gar verhindern. Der Schacht blieb dadurch verstopft, wie es jener obere war. Selbst mehrere Personen wären nicht im Stande gewesen, von unten herauf die eingezwängten Steine mit vereinten Kräften wegzuräumen.

Es blieb noch ein Fall und zwar der aller schlimmste, nämlich daß es Verfolgern gelänge, früher, als er sich durch Steine hätte abzusperren vermocht, in den oberen Stollen zu gelangen. Dann blieb ihm immerhin noch die Tagmündung als Weg zur Flucht, zur Freiheit. Gelangte

er gleich durch dieselbe nur auf eine schroffe Felswand, so fühlte er sich doch hinreichend gewandt im Klettern, um den nachsetzenden Häschern mit Hülfe der Büsche und schmalen Felsbänder entgehen zu können.

Die Entdeckungsreise war mit dem Auffinden aller der erwähnten Dinge vollendet. Aber die Aufregung, die Anstrengung, die Ueberraschung wirkten zusammen, um Anton zu vermögen, daß er vorläufig nicht in das Gebäude zurückkehrte, sondern die entstandene Eßlust sofort durch einen Versuch in der Kochkunst an dieser Stätte befriedigte.

Er reinigte die Kochgeschirre mit dem heraussprudelnden Wasser, brachte Alles wieder in Ordnung, schleppte sich von unten dürres Moos und Heu hinauf und legte sich am Eingange des Stollens, an dessen Oeffnung gegen die Felswand hinaus, zur Ruhe.

Während er im Innern der Erde herumsuchte, war draußen ein gewaltiges Gewitter über die Berge dahin gegangen, ohne daß er in seinen Schachten und Stollen etwas davon verspürt hätte.

Jetzt sah er den Frieden nach dem Kriege. Die Legföhren und die Heckenrosen die sich zwischen ihnen vom Felsen aus emporrankten, waren noch von den lauwarmen Tropfen benetzt. In der weiten Welt zogen die Völker gegen einander zu einem der mörderischsten Kriege und

in dieser Höhlung, die man als einen Aufenthaltsort für wilde Thiere ansehen konnte, hauste ein Geächteter.

Der aber, wenn er über die Heckenrosen hinschaute, die sich im warmem Wind bewegten, sah die jenseitigen Berge im siebenfältigen Feuer eines Doppel-Regenbogens erglühen. Dünste bewirkten es, daß der Flüchtling von der Farbengluth hauptsächlich nur die festlichsten Feuer, das Dunkel- und das Veilchenroth sah. Die hohen Berge loderten alle von diesem Glühen überdeckt, auch die unteren Wälder verschwammen mit ihrem Grün in dem rothen Flirren.

Ueberall diesem stand in den grauen Lüften ein dritter Bogen. Bald aber sah der Verfolgte von allem diesem nur mehr farbige Bruchstücke in den Wolken hängen.

Er legte sich auf sein Moos. Da es ihm gut geht, so können wir ihn der Ruhe überlassen und nunmehr nachschauen, was an einem nahgelegenen Schauplatz, dort drüben in der Nähe der Uebergossener Alm, von der man hier einen weißen Streifen sieht, vorgeht und was dort Leute thun, die bald in unsere Geschichte mitwirkend eingreifen werden.

Zwölftes Capitel.

Die Steine im Brunnen.

An einem heißen Nachmittage (trotz des Getöses der Salzach in dem engen schluchtenartigen Thale hatte man die Hauptuhr des Marktes Werfen Zwei schlagen hören) kam ein absonderlicher Mensch des Weges unter der Veste her gegen die Gußhütten. Seine Kleidung war zwar diejenige der Thalbewohner — eine Jacke, kurze Beinkleider, Strümpfe und Bundschuhe nebst einem breitkrempigen Hut, — aber sie sah aus, als ob viele Unwetter, Stürme und Regen die Bleicharbeit an ihren Fasern vorgenommen hätten. Auch das Gesicht des etwa fünfunddreißigjährigen Mannes war wetterhart und braun. Augen und Nase zeugten von Thatkraft, und daß er sich mehr im Freien umhertrieb, als zu Hause saß, das bewiesen die straffen Muskeln des mageren Körpers. Er trug einen Rucksack und einen langen hainbuchenen Stock. Zeitweilig

schaute er sich wie scheu um, ob Niemand hinter ihm herkomme. Diejenigen, die ihm entgegenkamen, vermied er zu begrüßen. Er schaute seitwärts in den Wald oder trat an das Straßengeländer, als ob er etwas im Wasser zu suchen hätte, das unten vorbeirauscht.

An einer Stelle hielt er sich besonders lange auf, weil eben einige Fuhrknechte, die in der Gußhütte Eisenwaaren geladen hatten, neben ihren schweren Lastwagen gar langsam vorübergingen und ihm sicherlich mit Muße ins Gesicht geschaut hätten, wenn dieses nicht von ihm dem Wasser zugewendet worden wäre. Als diese eine gute Strecke entfernt waren, schritt er schnell quer über die Straße und war mit einem Satze unter den Bäumen des Berghanges verschwunden, welcher der Werfener Veste gerade gegenüber liegt.

Nachdem er sich dort eine Weile durch das Unterholz und die Farrenkräuter hindurchgearbeitet hatte, erreichte er einen schmalen, steilen Steg, der sich am Hange, von Lärchen überschattet, hinaufzieht. Dieser Steg war ein schwarzer, im Waldboden ausgetretener Humusstreifen, auf welchem Hirten und Vieh zu der Alpe emporgingen, die jenseits des Lärchenwaldes liegt. Es dauerte mehr als eine Stunde, bis er den Wald hinter sich hatte und eine freie Almweide erreichte, von welcher der Blick ungehindert auf die grauen Abstürze des Haagen- wie des Tännen-

gebirges fällt. Doch unser Mann hatte für solche Abschweifung keinen Sinn. Er stieg, so rasch er konnte, den steilen Almboden über das glatte, kurze Gras hinweg an und rastete keinen Augenblick, bevor er nicht einen „Scherm" erreichte. Unter dieser Bezeichnung versteht man eine nur nach einer Seite hin geschlossene Hütte oder vielmehr ein Obdach, das bestimmt ist, die auf der Alm weidenden Rinder vor argem Wetter, Schneegestöber oder zu großer Hitze einigermaßen zu bergen. Solche „Scherme" sind meist in der Nähe von Quellen oder Brunnen angelegt und das war auch bei dem „Scherm" der Fall, in welchem der Mann nunmehr seinen Rucksack niederlegte.

Das erste, was er that, war, daß er sich zu dem Stück Rinde auf die Knie niederließ, über welches aus einer Erdspalte das Wasser rann, und den Durst löschte, der in ihm durch das Ersteigen der Höhe entstanden war. Sodann aber spähte er, offenbar von hoher Neugierde getrieben, in den Trog, aus dem dort zeitweilig die Rinder trinken. Es ist ein einziger ausgehöhlter Baumstamm.

Der Boden des Troges oder „Holzstockes" war so ziemlich mit graugrünem Schlamm und einigen auf- und abwallenden Algen bedeckt. Auch lagen am Rande, in den Schlamm halb versunken, einige Steinchen. Ein Unbefangener hätte sich wohl wundern und fragen mögen, auf

welche Weise diese in den Quelltrog hineingerathen waren. Auch dieses Mannes Aufmerksamkeit galt ganz und gar diesen Steinchen. Er zählte sie und überzählte sie noch einmal.

Noch auffallender aber war ein großer Stein, der mitten im Troge lag. Auch diesen betrachtete der Mann mit Aufmerksamkeit.

Endlich murmelte er vor sich hin: „Also Alle, und nur der alte Griesgram ist allein zu Hause geblieben!"

Sodann fischte er die kleinen wie den großen sämmtlich heraus und warf sie weit weg zerstreut auf den Rasen. Mit diesem Funde schien er nicht unzufrieden zu sein, denn er nickte munter und schmunzelte. Der lächelnde Ausdruck wich nicht von seinem Munde, bis er die Almhütte erreichte, die etwa eine halbe Stunde vom Scherm entfernt liegt. Rasch schritt er durch die „Almpletschen" (das im Kothsumpf vor den Hütten wuchernde Unkraut) der Thüre zu, an deren Schwelle ihm ein junger Mensch entgegen schaute.

„Guten Abend!" rief ihm unser Wanderer zu.

„Auch guten Abend!" lautete die Antwort.

Die Beiden gingen nunmehr mit einander in die Hütte hinein, wo ein anderer Bursche eben damit beschäftigt war, das Feuer unter dem Kessel mit Krummholzästen zu schüren, deren beizender Qualm den Augen städtischer

Fremdlinge Thränen abpreßt, den Aelplern aber nicht schlimmer als ihre gewohnte Luft vorkommt.

„Bist spät auf dem Weg, Christa (Christian)!" meinte der Bursche, der am Feuer hantirte, indem er den Kopf in die Höhe hob.

„Nu, es langt noch", entgegnete dieser trocken.

„Wohin geht's denn noch heut'?" fragte der Bursche, der vorher unter der Thüre gestanden war.

Statt der Antwort blinzelte Christian mit seinem rechten Auge und machte dazu eine fragende Geberde. Diese wurde von dem Burschen ebenfalls durch ein Blinzeln beantwortet. Dieses Blinzeln wurde von Christian so gedeutet, daß keine Blühnbacher Jäger in der Nähe der Hütte seien. Er gab dem Burschen ein Zeichen, mit ihm vor die Hütte hinauszugehen. Dort fragte er ihn: „Kannst Du aus?"

„Ich werd' schauen, daß ich kommen kann."

„Eigentlich brauchten wir aber noch Einen", fuhr Christian fort. „Wir richten sonst morgen nichts aus. Schau einmal, ob der Andere mitgeht."

„O, der geht ganz gewiß mit, wenn ich geh'", sagte der junge Bursche.

„Vor Drei müßt ihr aufbrechen", antwortete Christian, „wenn uns die Sache gut hinausgehen soll."

„Schon recht."

Darauf gingen Beide wieder in die Hütte. Es wurde nun dem Ankömmling Milch, Butter, Brod und Käse vorgesetzt, mit welchen Vorräthen Christian rasch aufräumte. Unter gleichgültigen Gesprächen vergingen noch einige Stunden — man weiß, daß eine gewisse Geheimnißkrämerei eine Gewöhnung dieser Leute ist —, es wurden einige Pfeifen Tabak geraucht, und erst, als die Sonne hinter dem steinernen Meer schon nahezu verschwunden war, packte Christian seinen Sack wieder auf und ging fort, ohne viel Zeit auf Abschiedsformeln zu verschwenden.

Dreizehntes Capitel.

In der Mondnacht.

Der Abend war herrlich. Wie Flammen, geisterhaft anzuschauen, standen die hohen Kalkfelsen da. Ein kleiner Tümpel glänzte diesen wundersamen Schein wieder, so daß er einer im Feuer vielfarbig angelaufenen Stahlplatte glich.

Christian schritt rasch über den Alpenboden fort, unablässig um sich spähend, ob nicht irgendwo ein unberufener Zuschauer seiner Wanderungen sich verborgen halte.

Nach und nach sank die Dämmerung, welche sich schon längst in's Thal gelagert hatte, auch auf's Gebirge. Seine Umrisse waren nicht mehr blau und duftig, wie während des Tages, sondern nahmen jene schroffen, silhouettenhaften Linien an, welche Gebirgskundigen wohl erinnerlich sind, und zugleich schien es sich um die Hälfte zu erniedrigen. In der Dämmerung oder in der Mondnacht giebt es für das Auge keinen hohen Berg mehr.

In diesem Zwielichtschimmer gelangte Christian an eine schräg auslaufende Felswand.

Die Meisten hätten es nicht gewagt, bei der unsicheren Beleuchtung über das steil in's Dunkel abfallende Gestein hinzuklettern. Er dagegen schritt mit derselben Leichtigkeit, wie vorhin über die Grasmatten, so nun über das glatte Getäfel.

Als er dessen obersten Rand erreicht hatte, erwischte er eine Krummholz- (oder, wie die Pongauer sagen, Latschach-) Staude und kauerte sich einen Augenblick unter ihr nieder.

Gleich darauf tönte der Ruf einer Drossel aus ihren Zweigen. Sofort antwortete ganz in der Nähe der Ruf einer andern Drossel.

Sogleich sprang Christian unter der Legföhre hervor und schwang sich mit ihrer Hilfe auf eine Steinplatte, um das Felseneck herum. Wäre ihm der Sprung nicht geglückt, so hätte man seinen Körper etwa sechshundert Fuß tiefer stückweise zusammen suchen können.

Von der Platte, die er mit diesem gewagten Sprung erreichte, hatte er nur noch einen wenig gefährlichen Satz und er stand am Rande eines Loches, einer Höhle, die sich einige Klafter weit in das Gewänd hinein zieht. Das kleine Gewölbe war von einem flackernden Feuer erhellt. Vor demselben saßen zwei ziemlich verwitterte Männer von

gleichem Alter wie Christian, tabakrauchend und schweigsam in die Flamme paffend. Sowohl um den Zugwind möglichst vom Feuer abzuhalten, als um dessen Glanz zu verbergen, war es von Steinplatten umgeben und außerdem hatten sich die Männer zwischen die Flamme und den Eingang der Höhle gesetzt.

Die Höhle war — wenn man den Maßstab der Bequemlichkeit anwendet, den Hirten und Jäger gewohnt sind — ziemlich behaglich eingerichtet. Sie besaß Betten und Ruhestellen aus hochaufgeschichtetem Moos.

Im Uebrigen waren dermalen die beiden Männer, die am Feuer saßen, nicht die einzigen in der Höhle Anwesenden.

Derjenige, der von außen her, der steilen Felswand gegenüber in der Luft schwebend, das Gewänd aufmerksam betrachtet hätte, würde ein Loch wahrgenommen haben, durch welches auf dieser Seite der Höhlengang zu Tage tritt. In diesem Loch schien ein winziges Tannenstämmchen zu grünen. Diese Täuschung konnte nicht lange währen, denn man hätte das Grün dieses Stämmchens zu oft in unerklärlicher Bewegung gesehen.

Kurz gesagt, in dieser Oeffnung steckte ein Kopf und dieser Kopf trug einen Hut, der übermäßig mit Reisig bekränzt war, um selbst den Fernblick eines mit Sehrohr bewaffneten Jägers irre zu führen.

Dieser Kopf gehörte dem „Wächter“ und wir können mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, daß der Ruf, mit welchem vorhin eine Drossel der anderen geantwortet hatte, von ihm ausgegangen war.

Doch es ist an der Zeit, dem Gespräche zuzuhören, welches sich nach dem Eintritte Christian's in diesem luftigen Schlupfwinkel entspann.

Einer der Burschen am Feuer begrüßte Christian mit den Worten:

„Grüß Gott, Christa, weil du nur da bist!“

„Nu, versteht sich,“ antwortete Christa, „wär' ja doch schad' gewesen um den morgigen Tag.“

Der Andere, der etwas armseliger aussah (er trug einen grünen, durchlöcherten, wie Zündschwamm morschen Hut mit Gemsbart und ein dickes, vielfach geflicktes Wamms), stützte seinen Kopf zwischen die Flächen der beiden Hände und sagte, ohne den Blick von der schwach flackernden Flamme weg zu wenden: „Ach, der liebe Gott weiß, was das wieder für ein Tagewerk werden wird. Vielleicht martern wir uns ab und verdienen nicht einmal das Kraut auf der Decke. Das erste Mal wär's wenigstens nicht, daß es so gegangen ist!“

Sein Kamerad antwortete: „Ich bin schon zufrieden, wenn nur soviel abfällt, daß ich auf den größeren Theil des Winters für das halbe Maul zu leben habe, dann

will ich schon ganz zufrieden sein. Bei den Zeiten kann ich mir nichts verdienen, das weiß ein Jeder — wenigstens im Winter nicht, haben thu ich nichts. Und zum Hungerleiden bin ich am End' doch auch nicht auf der Welt, sollt' man meinen dürfen."

Christian hörte diese und ähnliche Reden eine Weile an, dann sagte er: „Seid nur nicht verzagt, morgen schießen wir ganz gewiß! Und ich sag' euch: Wenn auch unser Zehne wären, so kriegt doch noch Jeder so viel zu tragen, daß er's kaum wird erschleppen können."

Aus der Veränderung in den Gesichtern der Anwesenden konnte man auf das Ansehen schließen, welches Christian bei ihnen genoß. Sie sahen plötzlich vergnügter aus und bliesen ihren Tabak in mächtigeren Wolken.

Wie aber bei diesen Leuten das Mißtrauen und die Bedenklichkeiten immer wieder hinterher kommen, so fing auch der Genannte mit dem geflickten Wamms, der so kümmerlich aussah, abermals zu brüten an. Nach geraumer Zeit sagte er langsam: „Nun, zu gönnen wär's uns schon, wenn wir was erwischten. Es kann sein, vielleicht ist's aber auch nichts. Wenn's uns nur gut ging'!"

„Verlaß dich d'rauf, Scharler Seppl," begütigte Christian, „diesmal wird's uns nicht schlechtgehen!"

„Meinst, du weißt es gewiß, Christa?"

Nunmehr schien diesen die Geduld zu verlassen, denn

er antwortete in gereiztem Tone, indem er seinen Hut auf eins der Mooslager warf: Hab' ich euch einmal etwas vorgelogen? Könnt ihr das sagen? Seid ihr nicht immer selbst schuld daran gewesen, wenn ihr nichts heimgebracht habt? Wenn das Jägern schlecht ausgefallen ist, so nehmt eure eigene Tappigkeit und Dummheit her, aber nit mich!"

Der Scharler Seppl sah ein, daß er mit seinen Einwendungen zu weit gegangen war. Er suchte sofort den Mißmuth Christian's zu beschwichtigen: „Sei nur wieder gut, Christa! Von mir aus hast du ja tausendmal recht. Das wissen wir, daß du nie etwas Dummes angestellt hast und weitaus der Gescheidteste bist unter den Schützen. Wie oft hab' ich schon sagen hören: „Der Christa, der kann mehr als Birnen braten." So sagen die Leut', Aber du darfst uns auch glauben, wenn wir hie und da Angst haben um den Verdienst oder gleich gar um unser Leben."

„Ach was, dummes Zeug," brummte Christian, indem er der Ecke zuging, um sich seinen Hut wieder aufzusetzen, da ein ziemlich kalter Luftzug die Höhle durchstrich, und zugleich auch seinen Sack zu holen, den er dort hingeworfen hatte.

Nun kam der andere Bursche dem Scharler Seppl zu Hilfe: „Wenn's auch nicht grad' um den Verdienst ist,

so möchten wir doch nit gern das Einmaleins lernen (eingesperrt werden). Vor demselbigen hätt' ich noch die meiste Angst; wenn du, Christa, das Alles überlegst, so kannst du uns nicht in übel nehmen, wenn wir hie und da ein wenig verzagt sind."

Dieser begnügte sich damit, die Achseln zu zucken, und machte sich an's Aufschnüren des Ranzens. Aus diesem langte er ansehnliche Stücke von Brod und Speck sowie eine mit Branntwein gefüllte Flasche hervor.

Während er in Bezug auf die Eßwaaren keinerlei Einladung ergehen ließ, so gab er dagegen die Flasche, nachdem er selbst einen tiefen Zug gethan hatte, dem Scharler Seppl, damit sie die Runde mache. Dieses war das einfachste Mittel, um die gestörte Eintracht schleunig wieder herzustellen. Diese Wiederherstellung war aber auch das Nothwendigste und ohne das wäre das Besprechen der weiteren Dinge, die geschehen sollten, unnütz gewesen. Nachdem die Gesellschaft sich am Branntwein gelabt hatte, machte sich's Christian auf seinem Moospolster recht behaglich, zündete nun seinerseits auch die Pfeife an und begann eine Rede zu halten, die nur vom häufigen Wiedereinrichten des mangelhaften Brennapparates derselben unterbrochen wurde.

„Wie steht's denn mit dem Proviant? Habt ihr

Pulver und Blei genug?" so begann die Rede und mit einer Ermahnung zu guter Zuversicht schloß sie.

Der Scharler Seppl antwortete: „Nun, auf zwei Tage meinet ich, könnt's langen."

Nun fragte Christian auch den andern Burschen, den Gächenberger, dieser aber vermochte ihm keine so zufriedenstellende Antwort zu geben.

„Wie kannst mich denn fragen, Christa," ich bin ja drunten im Markt den alten Proviant noch schuldig, woher soll ich denn wieder etwas bekommen? Ich weiß nit, was du nur hast!"

Christian besann sich eine Weile, dann sagte er in gutmüthigem Tone: „Das macht nichts, Gächenberger. Wenn wir alle zusammenhalten, so wird's schon reichen. Im Uebrigen kann ja im Nothfall der Federnhies aushelfen, der hat von Haus aus etwas und thut nit grad nur so wegen der Noth mit, wie wir armen Fretter."

Der Federnhies, eben jener Bursche, der mit seinem reisumkränzten Hut bei dem Felsenloch auf der Wache stand, that wirklich nur aus Leidenschaft mit, theilte die Entbehrungen und Gefahren seiner armen Genossen und konnte gar nicht genug Dienstleistungen aufgetragen erhalten. So hatte er sich auch heute wieder den Wachtposten erbeten, der ihn doch hinderte, gleich den Anderen

sich auf dem Moose auszustrecken, oder sich beim Feuer gütlich zu thun. Mit diesen Ausflügen waren seine wohlhabenden Eltern freilich nichts weniger als einverstanden. Sie boten alles Mögliche auf, um ihn von dieser gefährlichen Gesellschaft zurückzuhalten, doch, wie es in fast allen ähnlichen Fällen zu gehen pflegt, die Zureden, Ermahnungen und Drohungen halfen nichts, und ehe die alten Leute sich dessen versahen, war der Bursche wieder draußen in den Bergen und betheiligte sich an dem Unfug, zu welchem die Noth die armen Gesellen antrieb.

Das Loch, bei welchem der Federnhies Wache hielt, war indessen nicht so weit von der Feuerstelle entfernt, als daß dieser nicht den Verlauf der Reden hätte verfolgen können. Darum drehte er jetzt auch seinen bebuschten Kopf nach unten und rief munter hinab:

„Da braucht ihr keinen Kummer zu haben. Ich mein', ihr könnt doch wissen, daß ich Alles gern mit euch theile!"

„Das ist brav vom Federnhiesl," antwortete Christian. „Mit dem, was unsern Proviant anbelangt, wären wir also im Reinen. Jetzt gebt Acht, wie ich meine, daß wir die Sache anpacken sollen. Der Alte bleibt morgen ganz allein im Jagdschloß, nur die Knechte (Jäger) gehen auf die Höhen hinauf. Ich mein' also, wir brechen bald nach Mitternacht von hier auf, holen die zwei Burschen auf den Almhütten und richten unsere Gänge so ein, daß wir auf

jeden Fall, bevor die Knechte ausfallen, drunten im Blühnbachthal in der Nähe vom Gfranger*) sind."

Die Anderen gaben ihren Beifall durch Nicken zu erkennen und Christian fuhr fort: „In der Nähe vom Gfranger, wo wir auf das Schloß hinschauen können, dort warten wir, bis die Knechte alle aus dem Thore sind. Haben wir die einmal auf dem Berg, dann werdet ihr schon weiter sehen, was geschieht."

Der Scharler Seppl sowohl wie der Gächenberger schauten ihren Hauptmann verwundert an.

„Es ist schon so, wie ich euch sage," fuhr dieser fort. „Kümmert euch vorläufig nicht um Weiteres. Bleibt der Hies wachen?"

„Ja," rief dieser dienstbeflissen herunter.

„Nun, so sorge dafür, daß wir's gewiß nicht verschlafen. Und jetzt seht noch einmal eure Sachen durch, daß Jeder bei der Hand hat, was er braucht, und nicht in der Frühe noch ein Aufenthalt entsteht."

„Wird nichts fehlen!" entgegneten die drei Burschen einstimmig.

Bevor Christian sich auf das Moos hinlegte, rief er

---

*) Gfranger: Einfang, eine mit hohen Planken umgebene Weide.

noch einmal hinauf: „Gute Nacht, alle miteinander und du, Hies, passe ordentlich auf!“

Bald schliefen alle, mit Ausnahme des Federnhies, der aus der engen Felsspalte in die goldene Nacht hinausschaute, in welcher die Berge wie Leichensteine gegen den Himmel ragten und die helle Pracht der Sterne verkündete, daß der Herbst schon beginne, über den flüchtigen Sommer zu siegen.

Bald erlosch auch das Feuer und nun regte sich nichts mehr in der hohen Wildniß.

Vierzehntes Capitel.

Im Morgengrauen.

Ein langgezogenes, gelächterähnliches Rufen — vom Geheul eines Uhu nicht zu unterscheiden — weckte die Schläfer. Es ging vom Federnhies aus, weil der Morgenstern schon über dem Thale erschien.

„Hähähähähä!" so rief es noch einmal durch die Felsenwüste, daß die Wände drüben den Schall zurückwarfen.

Christian und seine Genossen fuhren rasch auf und standen sofort auf den Füßen. Diejenigen Geschäfte, welche man in der Stadt Morgentoilette nennt, wurden von sämmtlichen vernachlässigt und so konnten sie sich sofort daran machen, ihre Vorräthe zusammen zu packen.

Christian fragte noch Jeden mehrmals, ob er wohl die nöthigen Schießvorräthe bei sich führe, und wiederholte die Mahnung, ja nichts in der Höhle zu vergessen, denn

durch eine solche Nachlässigkeit mußte der Eine oder Andere in solche Verlegenheit gerathen, daß die Unternehmung überhaupt darüber verunglücken konnte.

Nachdem sich endlich Alles in Ordnung befindlich erwiesen hatte — ich habe vergessen hinzuzufügen, daß schon vor dem Aufrufen der Schläfer vom Federnhies das Anzünden des Feuers wieder versucht worden war, aber im Zugwind stets wieder erlosch — ging es ans Laden der Gewehre.

Es drang so viel Licht vom sternenklaren Himmel in die Höhle, daß man die Umrisse der Gegenstände wohl erkennen konnte. Doch um Kleinigkeiten zu sehen, dazu bedurfte man eines Lichtes.

Als es daher ans Laden der Gewehre, an das Besehen der Schlösser, an das Ausmessen des Pulvers ging, zog Christian ein kleines, schön geschliffenes Fläschchen hervor, das einen Leuchtstoff enthielt, wie er zu jener Zeit von Leuten in der Lage unserer Gesellschaft mitunter angewandt wurde, der mir aber sehr absonderlich vorkommt und sicherlich für meine Augen zu schwach gewesen wäre. In dem hellgeschliffenen Gläschen befand sich nämlich eine Anzahl von Glühwürmern, die so viel Helle gaben, daß sie für die Behandlung der Gewehre genügte. Wie immer es sich damit verhalte, muß ich gelehrten Entomologen zur Beurtheilung überlassen, — daß solche Fläschchen damals

angewendet wurden, ist dem Erzähler durch ganz unverwerfliche Zeugnisse bekannt. Heute würde Jeder von ihnen schon als Raucher ein Büchschen mit Zündhölzern bei sich gehabt haben — das war aber damals noch ein unbekanntes Ding in diesen Bergen.

„Jetzt wird also geladen!" sagte Christian im phosphorischen Schimmer der seltsamen Leuchte. Redselig, wie er war, versäumte er es nicht, wie in manchen Geschichtsbüchern die Feldherrn vor der Schlacht, eine kleine Ansprache an seine Genossen zu halten. Der Erzähler hält es nicht für nothwendig, dieselbe wiederzugeben, da sie kaum Neues enthalten haben dürfte. Er sprach von der Nothwendigkeit, das eigene Leben zu vertheidigen, die den Wildschützen so oft aufgedrängt werde, warnte aber auf das Eindringlichste davor, anders als im äußersten Falle der Noth auf einen Jäger zu schießen.

Die Gewehre waren hinter einer großen Steinplatte versteckt gewesen, die an der Wand der Höhle lehnte. Ein Unberufener hätte sie dort nicht leicht aufgefunden, denn die Steinplatte lag so nahe am Felsen an, daß man den Zwischenraum fast nur durch Zufall zu entdecken vermochte. Nachdem die Schlösser geprüft waren, machten sich die Leute ans Laden. Die Ladstöcke klapperten lustig und in wenigen Augenblicken waren die etwas antiquarisch aussehenden Waffen in Kriegsbereitschaft versetzt.

Der Scharler Seppl hatte an seinem Gewehre gar noch ein Radschloß — eine Vorrichtung, die den Leuten schon damals noch veralteter vorkam wie heute den Jägern eine Feuersteinbüchse. Als Christian diese ehrwürdige Reliquie gewahrte, lachte er und sagte: „Wenn dir kein krummer Sechszehner zuläuft, so wird's gefehlt sein mit deinem Schießen."

„O je," erwiderte der Scharler Seppl, „die zappelnden (eilfertigen) Leut' haben selten viel Glück." Und dann, hab' ich nicht noch immer geschossen und etwas heimbracht, so oft mir etwas unterkommen ist?"

Nachdem er noch einige Spötteleien über seine Ausrüstung hatte hinnehmen müssen, sagte Christian, während ihn die Gesellen, die Läufe der Gewehre in den Händen, umstanden: „Du, Federhies, bist der Jüngste unter uns — du stellst dich außerhalb des Schlosses, seitwärts vom Weg auf — das Weitere wird sich finden. Für jetzt holst du einmal die zwei Buben auf der Almhütte ab. Du kannst besser laufen als unser Einer, der Scharler Seppl aber bleibt auf dem Lausbuchel unter der großen Staude, gerad dort, wo der Steg vorbeigeht. Der Gächenberger, der stellt sich unter die Hahntaxen, die zwei Buben von der Almhütte, die sollen nur droben am Jägersteig bleiben, wo die Wege auseinandergehen."

„Und was hast denn du vor, Christa," frug der Scharler Seppl.

„Ich schleich' mich zum Schloß hin und vertreib' den Hunden für heut' das Hören und Sehen. Habt ihr Schnupftabak (Nießwurzpulver) für die Viecher?"

„Ja!" war die allgemeine Antwort.

„Ihr müßt euch auf den Boden legen, damit ihr die Tritte der Hirsche und der Knechte leichter unterscheiden könnt, denn in der Dunkelheit ist es nit so leicht zu sagen, von wem ein Lärm ausgeht. Es kann leicht sein, daß sich die Knechte mit dem Aufstehen verspäten — und da wär' es weit g'fehlt, wenn ihr die Hirsche mit den Knechten verwechseltet. Die Hauptsache ist, daß ein Jeder die Knechte zählt — erst wenn sie alle vorbei sind, so kommen wir beim oberen Gfrangereck zusammen. Jetzt mach', Federhies, daß du zu den Buben auf die Hütte hinaufgehst und ihnen den Stand anweisest."

Nachdem der Hies die Höhle auf die nämliche halsbrecherische Art, wie am Abend Christian dieselbe erreicht, verlassen hatte, zündeten sich die Anderen ihre Pfeifen an. Der Tabak galt ihnen für ein Frühstück. Ueberdieß konnten sie, einmal an ihr Geschäft gegangen, es kaum mehr wagen, zu rauchen, da irgend ein Windstoß den Jägern im thauigen Wald den schlechten Geruch zutragen und auf diese Weise das ganze Unternehmen vereiteln konnte.

Nachdem sie sich zur Genüge an dem Kraut erlabt hatten, gingen sie ihrer Wege.

Die drei schritten lautlos, mäuschenstill wie ein Fuchs, der über ein mondbeschienenes Schneefeld auf Raub ausgeht, der Anhöhe zu, von welcher jenseits die Hänge nicht gar steil zum Blühnbach abfallen. Es war Nacht, aber eine Ahnung des Tages wollte sich auf den östlichen Graten zeigen, auf welchen der Himmel mehr weißlich grün blau aufzuliegen schien als anderweitig, wo tief cyanfarben sich das hohe Rund wölbte. Hie und da piepte ein Vogel und zirpte in Zwischenräumen eine einsame Grille. Aus der Tiefe drang noch immer mit derselben geheimnißvollen Macht, wie in der Mitternacht, das bei Tag kaum vernehmbare Rauschen der Wasser in den Thalböden herauf. Die unter der Sonne so schön blaudustigen Berge aber standen noch alle wie niedrige schwarze Hügel von Lava da.

Als sie die Höhe erreicht hatten und in den Blühnbach hinabsehen konnten — der freilich jetzt noch vom Dunkel verdeckt war — schlugen sie durch das schwer bethaute Alpenrosengestrüpp und die nassen Latschachstauden die Richtung nach dem sogenannten Bärensteig ein, welcher Name an die Zeiten erinnert, in welchen der Bär noch zu den gewöhnlichen Jagdthieren dieses Hochgebirges zählte. Heutzutage ist er ganz und gar vertilgt — und man muß

bis in die vergletscherten Wüsten der Mittelalpen hinaufsteigen, um dem Räuber zu begegnen.

Auf dem Bärensteig schritten sie abwärts und hatten binnen einer Stunde nahezu den Boden des Blühnbachthales erreicht. Hier trennten sie sich. Ehe sie aber auseinandergingen, um die Stellen aufzusuchen, die ihnen ihr Anführer bestimmt hatte, hielt es Christian für nothwendig, dem Gächenberger und dem Scharler, die, wenn auch noch „Bursche" im landläufigen Sinn, doch nicht mehr jene jugendliche Behendigkeit besaßen, wie der Federhies, Rathschläge zu geben und Vorsicht zu empfehlen. Im Flüstertone (trotz Nacht und Wildniß hielt er dieß für nothwendig) forderte er sie auf, recht Obacht zu geben und auf ihrer Hut zu sein, da auf den holperigen Pfaden und in der Dunkelheit ihnen bei einiger Unachtsamkeit Allerlei zustoßen könnte. Nachdem sie von einander Abschied genommen, näherte sich Christian dem Jagdschlosse. Gebückt und nach jedem Schritte um sich spähend, schritt er zwischen den Lärchen hin. Hier unten war es noch völlig Nacht — nur die aufblitzenden Schaumstreifen des Baches unterbrachen die Dunkelheit. Doch das Spähen war heute ganz und gar nicht nöthig, denn die Jäger lagen noch alle in den Federn. Christian überzeugte sich hiervon, als er das große Hofthor, das gewiß halb angelehnt gewesen wäre, wenn heute schon Leute das Schloß verlassen

hätten, noch fest verschlossen fand. Das leise Gehen, das Schleichen und langsame Forttasten hatte aber den Zweck, den Herannahenden vor den im Schloß befindlichen Hunden zu verbergen, die sofort gewaltigen Lärm aufgeschlagen hätten, wenn Schritte von ihnen vernommen worden wären.

Diesen wurde jetzt eine Mahlzeit bereitet. Christian langte in seinen Sack und zog daraus ein Papier hervor, in welchem eine hübsche Anzahl klein geschnittener Speckschwartenstückchen eingewickelt war. Diese Speckschwarten hatte der vorsorgliche Christian mit einer Substanz präparirt, von deren Wirkung im weiteren Verlauf der Erzählung die Rede sein wird.

Die Leckerbissen wurden an einer Stelle ausgestreut, auf welcher die Hunde am Tage umherzulaufen gewohnt waren. Doch das schien Christian noch nicht genügend.

Während er zu seinem Standplatz zurückschlich, streute er hinter sich Nießwurzpulver auf den Weg, wodurch das Auffinden der Spur den Kläffern für heut' wenigstens unmöglich wurde.

Trotz der Dunkelheit erreichte er ohne Mühe und ohne sich viel umzuschauen, jene Stelle wieder, an welcher sich sämmtliche Genossen nach der Verabredung zu treffen hatten. In deren Nähe bemerkte er einen mit hohem Gestrüpp und einigen jungen Lärchen bewachsenen Felsblock.

Dieser stand nach allen Seiten hin frei da und war sehr gut geeignet, einen Beobachtungsversteck für denjenigen zu gewähren, der bei der nunmehr beginnenden Dämmerung nach den Vorgängen im Jagdschloß auslugen wollte, denn der Block befand sich so ziemlich in der Mitte des Thales.

Das Erste, was Christian that, als er den Gipfel dieser vereinzelten Höhe erreichte, war, daß er den kleinen Finger der rechten Hand mit seiner Zunge benetzte und denselben hoch über den Kopf erhob, um aus der entsprechenden Kühlung die Richtung des Luftstromes zu erproben. Als sich hieraus ergab, daß der Wind vom Salzachthale wasseraufwärts hereinkomme, hätte wenig gefehlt, daß Christian einen großen Juchschrei ausgestoßen hätte. Denn das war der günstige Wind, sowohl indem er fortdauerndes schönes Wetter verhieß, als insbesondere deshalb, weil er dem Wilde und den Hunden gegenüber ihre Absichten förderte.

Christian unterhielt sich dort oben vorläufig mit dem Betrachten des Himmels. Viele Sterne, insbesondere die den Wildschützen und Jägern wohlbekannte „Sense", waren schon verschwunden und der Unterschied zwischen den dunkeln Jochgraten des Ostens und den unmittelbar darüber liegenden Schichten der Luft wurde immer greller. Schon hoben sich auch die Schaumstreifen, die um die Blöcke

quirlten, nicht mehr so deutlich weiß ab, das Wasser selbst erschien durch das Erlengestrüpp hindurchflimmernd.

Es war nahezu vier Uhr. Nun wurde in einer der Stuben des Erdgeschosses im Jagdschlosse drüben ein Licht sichtbar. Hie und da sah man eine Gestalt daran vorübergehen. Christian entging keine Bewegung, kein Schall, der von dort her drang. Nach kaum einer Viertelstunde knarrte das große Hofthor und sämmtliche Jägerburschen kamen zusammen heraus. Eine Strecke weit gingen sie miteinander dem noch tief beschatteten hinteren Berg zu. Dann trennten sie sich. Christian hörte deutlich ihre Scherzworte und ihr Lachen. Sie gingen in Gruppen von je zwei auseinander den Plätzen zu, welche ihnen der im Jagdschloß zurückgebliebene Waldmeister angewiesen hatte.

Christian unterschied die Richtungen, welche die Einzelnen einschlugen, ganz deutlich am Geklapper der Bergstöcke auf dem Kalksteingeröll. Er war nunmehr seiner Sache so sicher, als ob er selbst dabei gewesen wäre, wie der alte Waldmeister seine Befehle ausgetheilt hatte.

Als es schon fast Tag war, kamen der Gächenberger und der Scharler Seppl, die mittlerweile auf der Höhe fleißig gespäht hatten und einen Bericht über die Anzahl der ausgezogenen Jäger, sowie über die von ihnen eingeschlagenen Richtungen mitbrachten, der mit den Beobachtungen Christian's genau übereinstimmte. Die Jäger

waren sämmtlich den Höhen zugewandert, so daß die Thalsohle ganz und gar „rein" blieb. Ebenso richtig erwies sich die geheimnißvolle Angabe, die Christian gestern im Brunnen gefunden hatte: Die Anzahl der kleinen Steine stimmte mit der der Jägerburschen und der große, von ihnen gesonderte Stein, der mitten im Troge lag, bedeutete den Waldmeister, der in der That nicht mit dabei war, sondern es vorgezogen hatte, zu Hause zu bleiben.

Fünfzehntes Capitel.

Die Jagd.

Die Burschen waren vom Auf- und Abwärtssteigen etwas ermüdet und sowohl aus diesem Grunde, wie um die Jäger sich noch etwas weiter entfernen zu lassen, wurde eine halbstündige Rast gehalten. Endlich nahte der entscheidende Augenblick.

„Ihr Zwei", sagte Christian zu den jungen Burschen von der Almhütte, „ihr geht jetzt in den Gfranger, jagt die Hirschen heraus und treibt sie uns auf diese Seite her. Wenn ihr krachen hört, so zählt ihr die Schüsse. Habt ihr bis zwölf gezählt, so eilt euch, daß ihr schleunig zu uns kommt! Mögen Hirsche sein soviel wie nur immer — nach zwölf Schüssen ist's aus und ihr macht, daß ihr kommt, um uns zu helfen!"

Die Burschen versprachen, diesen Anordnungen pünktlich nachzukommen. Freilich hätten sie lieber geschossen,

als getrieben, aber da ließ sich nun einmal nichts machen. Denn der Federhies und die Anderen hätten sich das Schießen um keinen Preis nehmen lassen.

So zogen sie also wohlgemuth ab.

„Noch eins, ihr Buben! Sobald ihr auf dem ebenen Boden angelangt seid, so könnt ihr mit dem Treiben anfangen. Doch ich mein', es ist besser, ihr geht getrennt an den Planken vom Gfranger hinunter, der Eine auf der Seite von den Planken, der Andere auf einer anderen. Seid ihr am untersten Ende, so steigt ihr an einer und derselben Stelle über. Gebt aber Obacht, daß ihr keinen Lärm macht, denn der Wind kommt von draußen herein."

„Wenn aber der Alte etwas merkt und die Hunde losläßt?" wandte einer der Burschen ein.

„Den habt ihr nicht zu fürchten", sagte Christian. „Ich werd' ihm das Zuhausebleiben schon beibringen. Wie? das werdet ihr hören, so wie ihr zurück seid. Was aber die Hunde anbelangt, so dürft ihr euch darauf verlassen, daß es mit dem Bellen und Wittern bei denen für heute vorbei ist!"

So gingen also die zwei Senner fort und die übrigen vier stellten sich unter die Bäume und an die Stellen, welche Christian schon in der Höhle bestimmt hatte. Der Letztere stand dem Schlosse am nächsten. So

ſtanden ſie alſo ſämmtlich mit den ſchußbereiten Büchſen erwartungsvoll da.

Es dauerte nicht lange, ſo hörte man ein Kniſtern und Raſcheln von zerdrücktem dürrem Holz, zugleich ein Stampfen wie von Pferden. Dies Geräuſch kam näher und näher. Paff! da ſtürzte ein Hirſch. Paff! dort wieder einer und nach etwa zehn Minuten waren zwölf Schüſſe und zwölf Hirſche gefallen.

Die Schüſſe wurden ſelbſtverſtändlich nicht nur von den beiden Treibern, von welchen ſie gezählt werden mußten, ſondern auch vom Waldmeiſter im Schloß gehört. Da wurde es lebendig innerhalb der Mauern. Es mußten die Hunde ſchon losgelaſſen worden ſein, denn man hörte ein furchtbares Bellen. Allmählich ging das Bellen in Winſeln über — dann wurde es wieder ſtill.

Bald darauf vernahm man den alten Waldmeiſter, wie er ſchrie und fluchte; er zankte und polterte im Hofe herum. Das Hofthor öffnete ſich wieder und man ſah ihn mit Büchſe und Hirſchfänger bewaffnet raſch, ſo gut es ſeine alten Beine erlaubten, der Stelle des Frevels zuhinken.

Noch war aber der Waldmeiſter nicht weit gekommen, als ihm ein Unfall begegnete. Da war etwa einen Fuß hoch über den Weg von einer Lärche zur anderen eine Schnur geſpannt, die er in ſeinem Eifer und Zorn um ſo weniger rechtzeitig hatte bemerken können, als es noch

nicht völlig Tag war. Unglücklicher Weise befand sich diesseits der Schnur eine vom Regen der letzten Tage übrig gebliebene Kothlache. In diese fiel der gute Waldmeister mitten hinein.

Aufzustehen war ihm ganz unmöglich, denn sein linker Fuß, den er einmal beim Verfolgen von Wildschützen, als er über eine kleine Wand hinabfiel, zweimal gebrochen hatte und der von einem unkundigen Landarzt ganz schlecht eingerichtet und angeheilt worden war, erlaubte ihm nicht, sich ohne Hülfe aufzurichten.

Er schrie und wetterte, er wand sich und verfluchte die Schützen, das Schloß, die Hirsche, die Hunde und sich selbst — aber es half Alles nichts. Er war von dem schmutzigen Wasser ganz durchtränkt, selbst an den Haaren klebte der Koth der Pfütze, und was ihm nicht minder widerwärtig war, das ebenfalls mit hineingefallene Feuersteingewehr war für heute ganz und gar unschädlich gemacht.

Er schob sich hin und her — aber erst nach langem Bemühen, während dessen er das Gesicht mehrmals in die Lache eintauchen mußte, gelang es ihm, sich auf deren Rand zurückzuschieben. Am Ende wäre der arme Mann gar noch ertrunken, wenn ihm nicht seine Hände diesen Dienst geleistet hätten.

Während der Waldmeister voll Angst und Ingrimm

sich auf diese Weise abarbeitete, waren die Wilderer eben so wenig müßig geblieben.

Zwölf Hirsche lagen erschossen auf dem Boden. Jeder Schuß hatte seine Schuldigkeit gethan, trotz des Zwielichtes, das noch über dem Thale gelagert war.

Von den älteren größeren Thieren, die man wegen ihrer Wucht nicht fortzubringen hoffen konnte, wurden die Häute abgezogen. Die jüngeren dagegen, von denen auch das Fleisch zum Verkaufe bestimmt war, brach man auf und zerstückte sie kunstgerecht, so daß sie getragen zu werden vermochten. Nachdem das geschehen war, ging es an eine nochmalige Musterung der älteren Thiere. Alle fortzuschleppen ging wegen der Kürze der Zeit und der Gefahr durch die Verfolgung der Jäger offenbar nicht an. Doch gönnte man natürlich den Jägern so wenig als möglich. So entschloß man sich denn endlich, nur die zwei allerschwersten liegen zu lassen. Da voraussichtlich die Jäger sich wenigstens des Bratens der abgehäuteten Thiere bemächtigen würden, so rieb Christian die ganze Außenseite derselben mit einer den Wildschützen bekannten Flüssigkeit ein, welche Leibschneiden und Durchfall hervorbringt.

„Daß es euch wohl bekomm'!“ murmelte der Spitzbube in den Bart.

Sämmtliche übrigen bereits abgezogenen größeren

Hirsche dagegen wurden geviertheilt und das Fleisch in eine Felsspalte geschleppt, von der nur die Schützen etwas wußten. Es war immer besser, als sie da den Jägern zur leichten Beute liegen zu lassen — denn mit vieler Wahrscheinlichkeit entging der Versteck ihren Verfolgern.

Indessen waren der Uebelthaten noch nicht genug geschehen. Zunächst tauschten sämmtliche Burschen ihre Gewänder aus und machten sich über die Gesichter allerlei Striche mit Kohlen und Erde, so daß sie aussahen, als kämen sie vom Aufschichten eines Meilers, ganz und gar unkenntlich.

Sodann sprang Christian zu der Pfütze hinab, neben welcher noch immer der Waldmeister lag, unfähig, sich weiter zu bewegen. Er sprach kein Wort, um sich nicht mit der Stimme zu verrathen, dagegen hob er das Gewehr des Verunglückten auf und nahm es ohne Weiteres mit, den Mann noch aus der Entfernung durch Schwenken des Hutes grüßend, was dieser mit Zähneknirschen und heillosen Verwünschungen beantwortete. Im Uebrigen wäre das Erkennen des frechen Wilderers dem Waldmeister auch ohne dessen Maskerade fast unmöglich gewesen — denn er hatte die Augen noch immer voll Schlamm und Koth.

Nachdem auch dieser Raub glücklich vollbracht war,

schickte Christian die zwei dienstfertigen Senner zu einem unten in der Nähe des Eisenwerkes Sulzau gelegenen Bauerhofe, dessen Insassen sich als Hehler gern bei dem Treiben der Wildschützen betheiligten, um dieselben zum Heraufsenden von Pferden und Wagen zu bewegen. — Als dieselben angelangt waren, wurden die ausgeweideten und zerstückten Hirsche, sowie die Häute darauf gelegt und nun ging es, so schnell der holperige Weg es gestattete, rasch thalabwärts am Jagdschloß und am Waldmeister, der noch immer auf dem Boden liegend der Fracht mit ohnmächtigem Grimme nachschaute, vorüber in die Sulzau hinab. Wer den mit Tannenreisern über und über bedeckten Wagen begegnete, konnte dieselben für Kohlen- oder irgend welche andere Fuhrwerke halten und nicht leicht kam Jemand auf die Vermuthung, daß die Pferde, welche von den harmlosen Sennern geführt wurden, eine durch so beispiellose Frechheit gewonnene Jagdbeute bargen. Auch in der Sulzau hatte der Christian seine Leute, die für die vorläufige Unterkunft der erlegten Hirsche sorgten. Von dort wurden sie bei der Nacht wieder weiter nach Werfen geschleppt, wo bereits die Hehler und Diejenigen, welche auf wohlfeile Art zu Hirschbraten kommen wollten, rechtzeitig benachrichtigt darauf warteten.

Die zwei Sennen wurden noch in der Sulzau mit

einem Trinkgeld abgefunden. Eine kleine Summe legte man für das Weib zurück, welches die Steine in den Brunnentrog geworfen hatte, und allen übrigen Erlös theilten Christian, der Scharler Seppl, der Gächenberger und der wachsame Federnhies unter sich in vier gleiche Theile.

Sechszehntes Capitel.

Bei der Frau Waldmeisterin.

Der außergewöhnlich glückliche Erfolg dieses Unternehmens ließ Christian keine Ruhe. Insbesondere eiferte ihn der Gedanke an, die Zeit auszunützen, in welcher die Bewohner des Schlosses an den Beschwerden litten, die ihnen das zweifellos gegessene Hirschfleisch, das die Wilderer an dem Schauplatze ihrer Heldenthaten zurückgelassen hatten, verursacht haben mußte.

Um sich jedoch hinsichtlich des Umstandes, sowie in anderer Hinsicht vollständig über die dermalige Lage der Dinge im Schlosse zu vergewissern, knüpfte er abermals Verbindungen mit dem alten Weibe an, welches ihm seine Orakel im Brunnentroge verkündet hatte.

Als Folge dieser Unterredung sehen wir am nächsten Tage nach dem erzählten Treibjagen ein uraltes Mütterchen von dem Eisenwerk in der Sulzau langsam gegen das Jagdschloß hinauftrippeln.

Diese Frau war dürr wie eine Spinne, gelb wie ein Quittenapfel, runzelich wie ein alter Birkenstamm. Auf die Schläfe hatte sie sich zu allem Ueberfluß einige schwarze Pflästerchen aufgepappt, die ihr vollends das Aussehen einer Hexe gaben. Auf dem gekrümmten Rücken trug sie einen Korb, über die Schulter eine kleine Haue und unter dem rechten Arme war ein zerlumptes Regendach eingeklemmt, über dessen Zweck man sich wohl vergeblich den Kopf zerbrach. Vielleicht hatte sie diese Fetzen eines Schirmes nur mehr aus Gewohnheit bei sich. Hie und da rupfte sie irgend eine Pflanze vom Wege ab, offenbar um ihre Rolle als wandernde Kräutersammlerin zu vervollständigen. In dieser ihrer angenommenen Eigenschaft hoffte sie auch bei den Unpäßlichen des Jagdschlosses auf eine wohlwollende Aufnahme.

Als sie dort ankam, war die „gestrenge Frau Waldmeisterin" eben in der Küche beschäftigt. Ehe das vermeintliche Kräuterweib mit seinem Anliegen zu Wort kommen konnte, brach die Waldmeisterin, froh, Jemanden zu finden, an den sie ihren Bericht über die gestrigen Ungeheuerlichkeiten anbringen konnte, in einen Schwall von Worten aus.

So erzählte sie denn, sich jeden Augenblick durch Ausrufe und Verwünschungen unterbrechend, wie es gestern eine ungeheure Zahl von Wilderern gewagt habe, im Blühnbach-

thal zu jagen. Sie hätten zahllose Mal geschossen und unter anderen den schönsten Hirsch im ganzen Revier, den Liebling des gestrengen Herrn, erlegt. Der gestrenge Herr sei bis an die Zähne bewaffnet unter die Meute dieser Spitzbuben hinausgerannt und habe sich wüthend mit ihnen herumgeschlagen, obwohl ihrer mehr als zwanzig gegen einen standen.

„Der Kampf", fuhr sie fort, „sei so erbittert gewesen, daß sich der Herr vor Wuth gar nicht mehr ausgekannt habe. So sei es ihm nicht eingefallen, das Gewehr, das er bei sich trug, zu benutzen — er habe nur mit dem Hirschfänger herumgehauen. Mit diesem stürzte er sich mitten unter die Wilderer und schlug so auf sie ein, daß ihnen nach einem erbitterten Handgemenge nichts Anderes übrig blieb, als die Flucht zu ergreifen, das heißt diejenigen, die überhaupt noch laufen konnten. Die anderen waren so zugerichtet, daß sie von benachbarten Bauern auf Reisig gebettet und von dannen gefahren werden mußten. Einem der allerfrechsten gelang es, mit der Decke des getödteten Hirsches zu entkommen. Die Knechte waren alle miteinander auf dem Gebirge, doch auf das Krachen der Schüsse kehrten sie bald zurück und brachten die zurückgelassenen Hirsche in das Schloß."

Das alte Kräuterweib schien vor Entsetzen außer sich. Es schlug ein über das andere Mal die Hände über dem

Kopf zusammen und jammerte über die verderbten Zeiten und betheuerte, daß man früher von solchen Unthaten niemals etwas gehört habe. Nachdem sie hinlänglich darüber gejammert hatte, daß es jetzt gar so viel Böse-wichter auf der Welt gebe, dankte sie hundert Mal dem gütigen Schicksal, daß wenigstens dem Herrn Waldmeister nichts geschehen sei. Auch häufte sie Verwünschungen über die Knechte, daß diese so gar zur Unzeit hatten abwesend sein müssen. Und zum Schlusse, nachdem sie sich warm geredet, brach sie über die haarsträubende Unthat in Thränen aus. Die Waldmeisterin fühlte sich durch diese Theilnahme sehr gerührt. Da sie eben von dem aufgefun-denen Hirschfleisch ein Stück in einem großen Kessel sott, bot sie dem Weibe einen Teller voll Fleischbrühe an.

Dieses aber mochte seine Gründe haben, die angebotene Stärkung zurückzuweisen.

„Ich danke vielmals, gestrenge Frau Waldmeisterin", sagte das Weib, „ich habe mich zu unserer lieben Frau nach Maria Plain verlobt, daß ich mein ganzes Leben lang keine Fleischsuppe oder gar Fleisch mehr essen werde."

„Und warum das?" frug die Waldmeisterin.

„Ja, wegen Krämpfen, an denen ich schon seit Jahren leide," erwiderte die Kräutersammlerin. „Helfen hat gar nichts wollen und da ist mir nichts übrig geblieben, als

mich zu verloben. Mein ganzes Leben eſſ' ich kein Fleiſch mehr."

Die Alte war noch nicht völlig im Klaren mit ſich, wie ſie es angeben ſollte, um über den Zuſtand, in dem ſich die Schloßbewohner befanden, Näheres zu erfahren. Chriſtian hatte ihr ſtrengſtens aufgetragen, das Schloß ja nicht zu verlaſſen, ohne ihren Zweck vollſtändig erreicht zu haben. Indem ſie ſich hin und her beſann, wie das am unverdächtigſten anzuſtellen ſei, bemerkte ſie, daß ihr die Waldmeiſterin ſelbſt das Geſchäft leicht mache, indem derſelben offenbar durch reichlichen Genuß ihres Jauſenweines (Kaffee trinken war damals in den Bergen noch etwas ſehr Seltenes) der Kopf warm und die Zunge außerordentlich beredt geworden war. Nach einer Weile hatte ſie denn endlich ihren Angriffsplan fertig. Sie beſchloß, ſich geraden Weges nach einigen der Jägerburſchen zu erkundigen.

„Wie gehts denn dem Kalkbrenner-Franz und dem Nickler-Toni? Ich hoffe doch, der geſtrenge Herr iſt zufrieden mit den zwei jungen Lappen."

„Sie laſſen ſich recht gut an, die Beiden," erwiderte gnädig die Waldmeiſterin.

„Ich ſollte dieſen Beiden eigentlich etwas ausrichten von zwei Sennerinnen," ſagte die Kräuterſammlerin, „Unrechtes iſt es nicht. Ich muß ſagen, ich hab' dieſe zwei

Buben recht gern, ich kenn' sie von klein auf, es waren immer gute Buben."

„So, so," bemerkte die Waldmeisterin, „nu, ich habe nichts dagegen, wenn sie hie und da auf die Almen hinaufgehen. Jugend hat munteres Blut — und was sollen sie denn daheim im Blühnbachthal für eine Freud' haben? Jung ist jung — ich sag' nit nein, wenn sie sich manchmal draußen herumtreiben. Aber heut' kannst du nit zu ihnen kommen — den Jägersknechten ist es insgesammt übel und sie liegen mit Leibschneiden oben in den Kammern herum. Seit die Hirsche aus dem Zwirchgaden in die Küche gekommen sind, ist es gerade, als ob ihnen ein Hexenmeister etwas angethan hätte. Es muß einer bei den Wilderern gewesen sein, der das Fleisch verzaubert hat. Ich begreife gar nit, mir ist so was meinen Lebtag noch nit unterkommen."

Die Kräutersammlerin bekreuzte sich und jammerte unausgesetzt.

„Ja, sogar die Hunde," fuhr die Waldmeisterin fort, „sind verhext. Sie fressen nicht, bellen nicht und liegen im Hofe herum, wie abgestorben."

Nachdem das Kräuterweib all' das Unglück sattsam beklagt hatte, beeilte es sich, Christian all' die kostbaren Nachrichten zu hinterbringen. Es küßte der gestrengen

Frau die Hände für die „Gnad'", die es gehabt hatte, sich mit einem so armseligen Weibe zu unterhalten.

„Ich muß mich schleunen", sagte das Weib, „daß ich wieder auf den Weg komme. Der Bader in Werfen hat mir aufgetragen, für ihn Wurzeln zu sammeln. Es ist die höchste Zeit, daß ich auf den Berg gehe und damit anfange, ehe es Vollmond wird und mir der Mond die Kraft aus den Kräutern zieht!"

Siebenzehntes Capitel.

Ein Plauderstündchen.

Das Jagdstück der Wilderer hatte in Werfen, einem kleinen Orte, trotz der Verschwiegenheit der Hehler und Fleischkäufer dennoch gewaltiges Aufsehen gemacht. Es ist unmöglich, daß derlei Dinge gänzlich verborgen bleiben. In vergrößertem Umfange, wie es der gestrengen Frau Waldmeisterin beliebt hatte, durchlief die Sage von der großen Hirschenschlacht im Blühnbach den stillen Marktflecken.

In Anbetracht der umgehenden Gerüchte, deren Helden sie waren, hielten es die Wilderer für angezeigt, ihren Aufenthalt in Werfen so viel als möglich abzukürzen. Der Neid oder auch Bestechung konnte leicht Verrath erzeugen — und wenn sie einmal gefaßt waren, dann lebe wohl Freiheit, Tannenwald und Bergluft viele Monate lang!

Um diesem von ihnen nicht wenig gefürchteten Schicksal

zu entrinnen, hielten sie sich vor dem beabsichtigten zweiten „Ausfall" fast immer oben im Gebirge auf.

Der beste Ort wäre vielleicht die Almhütte gewesen, in welcher ihre Helfershelfer, die beiden Senner, hausten. Allein, so sehr sie darauf angewiesen waren, in gutem Einvernehmen und ungetrübter Freundschaft mit diesen zu bleiben, so sehr mußten sie sich hüten, durch allzu nahen und häufigen Verkehr die Senner bloszustellen. Es war für die Letzteren nicht nur, sondern auch für die Wilderer höchst wichtig, daß kein Jäger auf die Vermuthung eines Verkehrs zwischen ihnen gerathen konnte.

So hielten sie sich denn auch von der Almhütte fern und bezogen wieder ihre Höhle, von deren Zugänglichkeit die Jäger keine Ahnung hatten, wenn sie überhaupt von ihrem Dasein irgend etwas wußten. So finden wir denn das vierblätterige Kleeblatt wieder beim Feuer in jenem hohen Felsgewölbe. Heute loderte aber das Feuer nicht mehr so klein und schwächlich wie neulich, wo es der Wind immer wieder ausblies — sondern es war Vorsorge getroffen worden, daß eine schöne Flamme hoch emporlodern konnte, denn heute mußte das Feuer Kochdienste verrichten.

In Ermangelung jeglichen Kochgeräthes wurde in dem „Wampen" eines Hirsches selbst zerstücktes Hirschfleisch gesotten. Diesen Wampensack hatten sie über dem Feuer

an einem Stock angebunden und nebst dem Fleische mit Wasser gut angefüllt. Wegen dieser Füllung konnten ihm die Flammen nichts anhaben. So ist es Wilderer-Art. Auch hatten sie statt des Salzes Schießpulver ins Wasser und auf's Fleisch gestreut.

Die fackelnde Flamme beleuchtete eine Szene, wie sie nur in den Wildnissen der Wälder und Berge gefunden werden kann.

Das Hungern ist eigentlich wie für alle Abenteuerer, so auch für die Wilderer ein Zustand, der ihnen zur Gewohnheit geworden sein muß. Nichtsdestoweniger aber sahen die Schützen heute davon ab, weil sie sich im Besitze ungewöhnlicher Fleischvorräthe befanden und außerdem einer Stärkung für die bevorstehenden Mühseligkeiten benöthigt waren. Das Fleisch sott, die Branntweinflasche ging im Kreise herum und statt der gewöhnlichen Entsagung war heute Ueppigkeit die Losung — denn als solche galt diesen armen Leuten wohl das Sattessen.

Diesmal hatte Christian statt des Federhies bei dem engen Felsenloche die Wache übernommen. Auch er umkränzte sich der Vorsicht halber den morschen Hut mit Fichtengrün.

Wenn Christian nicht im Kreise saß, so fehlte den Uebrigen das Belebende und Anregende. So kam es, daß sie heute trotz der Aussicht auf das Mahl, welches im

Innern des „Wampen“ brodelte, fast lautlos und gelangweilt neben einander saßen.

„Wie wär's“, sagte endlich der Scharler Seppl, „während das Fleisch siedet, uns die Zeit ein wenig mit Geschichten erzählen zu vertreiben? Was der Eine nicht weiß, weiß der Andere, und so geht doch die Zeit herum.“

„Fang du an, Federhies!“ bemerkte der Gächenberger. Der aber antwortete: „Ich weiß nicht, warum und wie, aber ich bin ziemlich mißmuthig und schlecht aufgelegt. Mir geht der Traum nicht aus dem Kopf, den ich heute Nacht gehabt habe.“

„Ein Traum?“ sagte der Scharler Seppl neckisch, „und was war das für einer?“

„Es hat mir geträumt, wir hätten bei der nächsten Jagd einen großen Kampf zu bestehen.“

„Ach was,“ spottete der Gächenberger, „Träume sind Schäume! Du wirst dich doch nicht an solche Dummheiten hängen, Hies?“

„Ihr werdet schon sehen, ob mein Traum Recht behält oder nicht“, antwortete dieser nachsinnend.

Nach einer Weile fing er, um das langweilige Stillschweigen zu unterbrechen, abermals mit seinem Traume an, fand aber nur ungläubige Köpfe. Auf diese Weise war also zu keiner Unterhaltung zu kommen, darum for-

derte er nun seinerseits den Gächenberger auf, mit irgend einer Erzählung anzufangen.

„Ja, was soll ich denn erzählen?“ erwiderte dieser. „Ihr wißt ja ohnehin schon Alles, was ich weiß.“

„Nu, so erzähl' uns halt noch einmal die Geschichte vom gußeisernen Hirschen.“

„Meinetwegen“, sagte der Gächenberger und begann zu erzählen:

„Es sind jetzt schon viele hundert Jahre her, daß in Salzburg ein Fürst lebte, der ein leidenschaftlicher Jäger war. Als Landesvater kümmerte er sich wenig um seine Unterthanen und vertrieb sich die längste Zeit seines Lebens mit Jagen. Er war auch selten in Salzburg, sondern immer im Gebirg, bald da, bald dort, und ließ seine Räthe treiben, was sie wollten, wenn sie ihn nur nicht in der Jagd störten. Gegen die Wildschützen aber war er unerbittlich.“

„Da sind wir jetzt doch besser daran,“ meinte der Scharler Seppl.

„Die Gesetze selber waren damals so streng,“ fuhr der Gächenberger fort. „So viele hat's freilich nicht gegeben wie heutzutage, es waren ganz wenige, aber streng. Sie waren so kurz bei einander, daß man sie hätte auswendig lernen können — wehe aber demjenigen, der auf einer Uebertretung erwischt wurde. Es war zu arg damit.

So hab' ich von den Alten erzählen hören, daß einmal einer in Taxenbach beim Jahrmarkt einen Glaglpoppen (Taschenmesser) gestohlen hat. Den haben sie auf der That erwischt und gleich auf dem Marktplatz aufgehängt — wahr ist's ganz gewiß, weil darüber noch Schriften vorhanden sind."

Die Anwesenden gaben Rufe des Erstaunens von sich. Der Gächenberger aber ließ sich nicht irre machen, sondern erzählte weiter: „Der Fürst setzte Todesstrafe aus für Jeden, der beim Wildern aufgegriffen wurde, und nicht nur das, er wurde auch mit allerlei Qualen gemartert. Ob's überall im Lande so gehalten worden ist, das weiß ich nicht, aber daß es hier im Blühnbachthal geschah, das erzählen die alten Ueberlieferungen. Ich steh' euch gut dafür, daß es so gehalten worden ist, die alten Ueberlieferungen, die sich unter dem Bauernvolk erhalten haben, verdienen mehr Glauben als die Bücher, die heutzutage gedruckt werden — das hat der Herr Pfarrer schon oft gepredigt."

„Das glauben wir auch," bestätigten die Zuhörer.

„Zuerst ließ dieser Fürst, wenn ein Wilderer erwischt wurde, einen Hirsch aus dem Gfranger holen und dann wurde der Schütze lebendig auf ihn hinaufgeschmiedet. So ließen sie den Hirsch aus, und ihr könnt euch denken, auf welche jämmerliche Art der arme Schütze zu Grunde

ging. Nachdem das aber öfter geschehen und diese Art von Todesurtheilen überall bekannt war, lauerten die Schützen solchen Hirschen auf, um sie mit Bogen und Pfeil zu erschießen. Manchmal thaten es auch die Jäger selbst, wenn sie noch ein menschliches Herz im Leibe hatten. So gelang es hie und da, einen Verurtheilten zu retten — oft aber schlug das Unternehmen Derjenigen, die Hülfe bringen wollten, auch fehl, weil der Schütze schon auf irgend eine Weise um's Leben gekommen war; denn sehr viele Hirsche scheuten über die sonderbare Last, rannten wie wahnsinnig über Berg und Thal durch den dichtesten Wald, warfen sich auf die Erde, rieben den Rücken gegen die Bäume, wälzten sich im Holz herum, bis es ihnen endlich gelang, den Menschen stückweis von sich wegzuschaffen."

Abermals konnten sich der Scharler Seppl und der Federhies nicht enthalten, ihren Abscheu zu erkennen zu geben. Doch Gächenberger wollte, einmal warm geworden, sich nicht unterbrechen lassen und fuhr fort:

„Es kam dem Fürsten zu Ohren, daß manchmal ein auf den Hirsch geschmiedeter Wilderer von seinen Genossen gerettet worden sei. Das gefiel ihm nicht und er sann auf ein neues Mittel, wie er dieselben auf eine sichere Art zu Tode martern könne. Da fiel ihm ein, sich in der Sulzau einen Hirsch von Gußeisen herstellen zu lassen, der inwendig ganz hohl war. Wenn man einen Wildschützen einfing,

so wurde er auf diesen Hirsch gesetzt und fest angekettet. Darauf wurde inwendig eingeheizt, bis der Hirsch glühend und der arme Sünder schauderhaft zu Tode gebraten wurde."

Auf die Erzählung dieser Gräuel hin entstand eine Pause. Ihre eigene, vom Gesetz verpönte Lage, die Wildheit des Ortes, an welchem sie sich befanden, die Erzählung des Federhies von seinem Traum, die unheimliche Beleuchtung der Flamme und dann diese Geschichten wirkten zusammen, um ein unheimliches Gefühl in ihnen aufkommen zu lassen.

Manchmal schaute der Federhies nach dem Hintergrund der Höhle, wie wenn er dort im Dunkeln ein Gespenst erspähen wollte, das ihnen Verderben brächte.

„Das ist der eine Theil von der Geschicht'", begann der Gächenberger wieder. „Jetzt müßt ihr aber auch noch den anderen hören: Der Fürst hat nämlich kein gutes Ende genommen, und die Strafe war so fürchterlich, wie seine Grausamkeit gegen die armen Leute gewesen war. Es verlautet nämlich in der alten Sage, daß der Fürst von einer Krankheit befallen wurde, die Niemand zu heilen vermochte. Es sollen am ganzen Körper Geschwüre entstanden sein, schreckliche Beulen, aus welchen zahllose Läuse hervorkrochen. Tag und Nacht litt er Schmerzen, er konnte weder schlafen noch gehen, noch stehen, noch liegen — man

mußte ihn fortwährend herumtragen und seine Stellung oder Lage verändern. Er wurde in köstliche Bäder gesetzt und täglich von dem ekelhaften Ungeziefer gereinigt. Doch je mehr von diesen garstigen Thieren zerstört wurden, desto mehr kamen zum Vorschein. Schmerzen und Elend nöthigten den Fürsten endlich, seine Regierung niederzulegen. Er beschloß, sich in das Schloß im Blühnbach zurückzuziehen weil ihm die Aerzte gesagt hatten, in der frischen Bergluft sei eine Heilung leichter möglich, als in seinem Palaste. Aber der Aufenthalt im Blühnbachhain half ihm auch nichts. Die Krankheit wurde immer ärger. Ihr kennt alle den Lausbühel — nu, der hat den Namen davon. Weil er seine Mitmenschen so gequält hat, darum ist er dort bei dem Bühel zu Grunde gegangen, ganz und gar von dem Ungeziefer aufgezehrt."

„Hör' auf mit den grauslichen Geschichten", sagte der Federhies. „Du weißt, mir ist ohnehin nicht ganz behaglich, wenn ich an meinen Traum von heute Nacht denke. Was geht uns der alte Bösewicht an? Ich will euch eine lustige Geschichte erzählen, die mir gerade eingefallen ist."

„Lustig kann's schon sein, ob's aber wahr ist?" wandte der Gächenberger ein.

„So wahr, wie die Geschichte vom gußeisernen Hirschen, mag sie leicht sein", erwiderte der Federhies.

„Also der alte Feldingbauer in der Gastein — seine Nachkommen leben noch dort und in Lend unter dem Namen Junger — der war im ganzen Pongau und Pinzgau bekannt. Was der für Heldenthaten aufgeführt hat, davon hab ich als Bub' hundertmal erzählen hören. Es mag ihm vorgekommen sein wie immer — er wußte sich aus der Verlegenheit zu ziehen. Da er als glücklicher Wildschütze allgemein bekannt war, so wandten sich die Herrschaften, wenn sie einen Hirsch- oder Gemsbraten brauchten, lieber an ihn als an die Jäger. So geschah es denn auch einmal, daß der Bergwerksverwalter in Böckstein, der noblen Besuch hatte, den Feldinger dringend bat, er möchte ihm ganz zuverlässig auf den nächsten Feiertag Hirschfleisch bringen. Richtig — am Vorabende kommt auch ein abgezogenes Viertel von einem Spießhirschen in der Küche an; daß es Hirschfleisch war, das bewiesen die Haare, die noch hie und da an dem Fleische klebten. Die Lieferung war zwar sehr eilig gewesen — weniger dagegen die Bezahlung. Denn, wie es bei hohen Herrschaften geht, wurde diese stillschweigend auf eine spätere Zeit verschoben."

„Hat er nachher gar nichts bekommen?" unterbrach der Scharler Seppl den Erzähler.

„Nu, freilich hat er's gekriegt, aber viel später halt. Wie man's ihm ausbezahlt hat, wurde ihm auch gesagt,

daß das Fleisch so ausgezeichnet gewesen sei. „Ja", sagte der Feldinger, „euch mag's schon recht geschmeckt haben, aber ich reiß' mich nit recht sonderlich um ein solches Geschäft."

„Warum?" fragte der Verwalter.

„Es wär' mir doch ein schlechter Vortheil, wenn mir wieder einmal ein Jährling von einem Roß auf der Pferdealm über das Gewänd abfiel!"

(Um sich das Entsetzen des Verwalters zu vergegenwärtigen, muß man bedenken, welchen Ekel zu jener Zeit noch die Vorstellung vom Pferdefleischessen den Leuten einjagte.)

„Wieder einmal", fuhr der Federhies fort, „sollte der alte Feldinger ein paar Gemsen für die Richterskuche liefern. Aber das war schwer. Denn die ihm gestellte Frist war ungemein kurz und an den besten Stellen befanden sich schon, wie er ausspähte, die Jäger. Zu jener Zeit war der Wildstand stark im Sinken, und deshalb bestand für den Feldinger wenig Hoffnung, daß es ihm auf einem andern Stand vielleicht gelingen könnte, die bestellte Beute zu erjagen. Diese seine alten Kunden gedachte er keineswegs im Stiche zu lassen oder für Narren zu halten, wie den Bergwerksverwalter. Es mußte deshalb irgend ein Auskunftsmittel gefunden werden. Damals, wo der alte Feldinger noch lebte, glaubten alle Leute noch an Teufel

und Gespenster, die im Gebirge sich herumtrieben. Der alte Feldinger dachte daran, diesen Glauben auszunützen. So ging er also in's Kötschachthal, wo er, wie überall, Winter und Sommer über ein oder ein paar Gewehre im dichten Wald versteckt hielt, so daß er außer einigen Lebensmitteln nichts mitzunehmen brauchte. Als die Sonne schon fast am Untergehen war, erschien hoch über dem Standort, den die Jäger auf dem Kötschacher Gebirge hatten, der Teufel in schrecklicher Gestalt auf einer Felswand. Die Jäger schauten hinauf und erschraken um so mehr, als sie noch dazu von einer Täuschung geblendet wurden. Denn der Sonnenglanz hinter dem Grate bewirkte, daß die entsetzliche Figur mitten in der Luft zu schweben schien. Deutlich erkannten die Erschreckten die langen Hörner und Ohren, die am Kopfe befestigt waren, sowie den langen zottigen Schweif, den die unheimliche Gestalt hinter sich nachschleppte. Dazu kamen die ungünstigen Juhschreie.*) — „Das ist der Gottseibeiuns!" schrien die Jäger entsetzt und rannten über das Gebirge hinab Hofgastein zu."

„Aber wie haben denn die so dumm sein können!" unterbrach der zweifelsüchtige Gächenberger den Erzähler.

„Stell' dir einmal die Dämmerung vor und das

*) Es ist Pongauer und Pinzgauer Glaube, daß der Teufel auf diese Art schreiend sich im Gebirge zeige.

wilde Geschrei und den schwarzen Kerl auf dem Gewänd droben, so hast es gleich beieinander", erwiderte der Federhies etwas gereizt. „Ich glaube immer, du wärst auch nit lang stehen geblieben."

„Ich will jetzt nit streiten", sagte der Gächenberger.

„Also, was ist weiter geschehen?"

„Das ist gleich erzählt. Wie die Jäger alle miteinander gegen Hofgastein hinunter gelaufen waren, so hat der Feldinger ihre Ständ' eingenommen und so ist es ihm ganz leicht geworden, Gemsen zu liefern, so viel bestellt waren, und noch mehr."

„Das war doch ein verfluchter Geselle, der Feldinger", sagte der Scharler Seppl. „Ich hab' auch schon von ihm reden gehört."

„Noch eine andere Geschichte weiß ich von ihm", fuhr der Federhies fort, der schwer zum Reden zu bringen war, aber, einmal im Gang, sobald nicht mehr aufhörte. „Ein anderes Mal jagte der Feldinger im Anlaufthal und traf dort Wildschützen, die einen waren aus Großarl, die anderen aus Kärnten über das Woigstenschartel herübergekommen. Diesen schloß er sich an — bald kreiste die Branntweinflasche und so wurden sie miteinander ein Herz und eine Seele. Ich weiß nicht, wie das Gespräch auf's Pulver kam. Da sagt der Feldinger auf einmal: „Ich hab's Pulver aus Venedig. Ein besseres als das

giebt's nit. Die halbe Ladung ist mehr als hinreichend und hat außerdem eine viel bessere Wirkung als das gewöhnliche alte Schießpulver, das ihr da habt. Was aber für uns Schützen das allerbeste daran ist, das ist — und dabei schaute sich der Feldinger vorsichtig nach allen Seiten um und sprach nur mehr flüsternd — das ist, daß es — gar nicht kracht." Kaum hatte der Feldinger das gesagt, so wollte ein jeder von den Schützen Venetianer Pulver haben. Hätte er es nicht gutwillig hergegeben, sie hätten es ihm mit Gewalt genommen. Der Feldinger aber betheuerte, er habe selbst nur ganz wenig, höchstens auf zwei Schüsse könne er jedem geben. Aber er beredete die Wilderer, ihr altes schlechtes Pulver auszuschütten, weil nichts schlechter sei, als die beiden Gattungen Pulver unter einander zu mischen. Die Wilderer wollten zwar Anfangs nicht recht daran, thaten es aber schließlich doch auf sein ernsthaftes Zureden. Mochte Feldinger der Flasche zu sehr zugesprochen haben oder mag es aus irgend welch anderem Grunde geschehen sein, auf einmal verfiel er in einen tiefen Schlaf. Die Wilderer bekümmerten sich jagdbegierig nicht weiter um ihn und ließen ihn liegen. Als er nach geraumer Zeit aufwachte, sah er, daß er allein war. Da spähte und horchte er überall hin, um zu erforschen, auf welchen Pfaden sie der Jagd nachgegangen sein mochten. Als er das viele auf dem Boden verstreute Pulver sah,

lachte er schadenfroh auf, sammelte es und schüttete es in seinen Pulverbeutel, ohne sich viel um die Vermischung mit dem Venediger Pulver zu bekümmern. Mit der Jagd der gefoppten Wilderer war es für heute nichts. Denn erstlich ging es ihnen, weil der Feldinger ihren Branntwein mit Pulver von gedörrter Fuchsleber vermengt hatte, allen miteinander so, wie es jetzt den Jägerburschen im Blühnbach geht, dann hatten sie das Pulver weggeworfen und das Venediger Pulver hatte nicht mehr Wirkung, als wenn sie ihre Gewehre mit Schnupftabak geladen hätten. So war ihm also sein Plan geglückt. Die Gemsen, welche von den Wilderern bereits früher geschossen worden waren, packte er selbst auf. Wenn ein Dieb dem anderen etwas stiehlt, so lacht unser Herrgott. Und davon, daß ihm die Schützen nachlaufen und die entwendeten Gemsen zurückverlangen könnten, davon war bei dem Zustande, in welchen sie die gedörrte Fuchsleber versetzt hatte, keine Rede. Auch nach schießen hätten sie ihm nicht gekonnt, denn sie hatten ja nur mehr Venediger Pulver."

„Das Fleisch ist gesotten!" unterbrach nunmehr der Scharler Seppl den redselig gewordenen Federhies.

Auf diesen Ruf kam auch Christian von seinem Wachposten ans Feuer. Es war jetzt aus mit dem Erzählen, sowie mit dem Anhören. Die Burschen zogen die Messer und Gabeln, die sie in den rechten Taschen ihrer ledernen

Hosen trugen, hervor und setzten dieselben, wie Soldaten vor der Schlacht ihre Waffen, kampfbereit in Bewegung.

Nun wurde das Fleischstück aus der Wampe herausgenommen und statt in eine Schüssel auf eine ebene Steinplatte gelegt. Die Brühe aber ließ man zu späterem Gebrauch in der Wampe zurück, welche seitwärts aufgehängt wurde.

Während der Scharler Seppl statt Christian Wache hielt, arbeiteten die Kameraden das für sie reichliche Mahl auf. Fleisch, Brühe, Schwarzbrod verschwanden in wenigen Augenblicken. Erst nachdem der Scharler Seppl vom Federhies abgelöst worden war, bekam auch der erstere zu essen.

„Ich meine," nahm Christian, nachdem sich alle gesättigt hatten, das Wort, „wir brechen für diesmal sogleich auf und gehen auf den Anstand, anstatt daß wir wie sonst die halbe Nacht hier in der Höhle bleiben. Am Ende schießen wir gar heute noch etwas oder vielleicht morgen in aller Frühe, bevor sich die Knechte zum ersten Mal im Bett umwenden. Gegessen haben wir auch gut und so sind wir frischer bei Kräften als das letzte Mal."

„Wir haben nichts dagegen," erwiderten die Uebrigen. „Uns gefällt dein Plan recht gut und du weißt schon, daß wir gern thun, was du uns vorschlägst."

„Diesmal, meine ich," fuhr Christian fort, „bleiben

wir jedenfalls auf der höheren Alpe. Denn wenn wir etwas schießen, so können wir es unmöglich wieder am Schloß vorbeifahren. So was geht einmal gut, aber zum zweitenmal nimmer. Wir dürfen nicht freveln, sondern dürfen froh sein, daß es uns einmal gelungen ist, die Blühnbacher so für die Narren zu halten. Und oben sind wir auf alle Fälle sicher — selbst am Tage."

Die Anderen waren damit einverstanden. Heute fand man es nicht für nothwendig, die zwei Burschen von der Alphütte mitzunehmen. Sie konnten von ihrem Herrn dort zufälliger Weise vermißt werden — überhaupt schien es Christian diesmal nach dem Lärm, den die vorige Unternehmung erregt hatte, gerathen, so wenig als möglich Leute in das Geheimniß zu ziehen.

Achtzehntes Capitel.

Ein Kampf.

Schweigend, lautlos und aus geringer Entfernung fast unhörbar, stiegen die vier Männer langsam aufwärts, bis sie die Höhe erreicht hatten. Dort, wo man nach Blühnbach hinabsieht, zog Christian sein pappendeckelnes Fernrohr hervor, denn der Mond war aufgegangen und leuchtete über Höhen und Tiefen mit klarem Lichte, so daß ferne Berge wie nahe Steinpyramiden aufragten; wenige Sterne nur vermochten in diesem Glanze zu flimmern und bis weit in die Tiefe hinab konnte man wohl die Gestalt eines Menschen auf den goldenen Bergseiten unterscheiden.

Christian aber forschte nicht nur der Menschen, das heißt der Jäger halber auf den Felsen und im Thalgrunde herum, sondern auch wegen der Hirsche. Er und seine Genossen lagen im Gebüsche vollständig versteckt. Wenn Jäger oder Hirsche da waren, so mußten sie es ebenfalls so halten — denn es ließ sich nicht das Geringste entdecken.

Späterhin, als der Mond sich zeitweilig hinter Wolken verbarg, gingen sie alle mit einander in geschlossenen Ständen vor. Denn Christian suchte seine Leute so viel als möglich zusammenzuhalten und duldete nur ungern, daß sie sich vertheilten. Denn wurde einer von einer Gefahr überrascht, so waren die Anderen da, ihn zu befreien.

Wenn der Mond wieder in voller Herrlichkeit hervorbrach, dann blieben sie wieder im Schatten des hohen Krummholzes stehen oder sitzen. Der Himmel schien nicht mehr von Luft, sondern von Aether ausgefüllt zu sein — cyanblau und smaragden blinkte es von den Höhen und der Zauber dieser wunderbaren Welt ergriff selbst die Gemüther dieser armen, unwissenden, vom Elende umhergehetzten Menschen.

Als sie einmal wieder an einem solchen Orte längere Zeit gerastet hatten, fand sich der Scharler Seppl von der Schönheit des Mondlichtes so angezogen, daß er von dem Felsen und dem Gestrüpp, wodurch sie beschattet waren, wegging, um sich die Landschaft freier besehen zu können. Allerdings trat er nicht gerade in die volle goldene Fluth hinaus, sondern hielt sich so weit wie möglich im Schutze der aufragenden Bäume, Stümpfe oder Blöcke.

Urplötzlich gewahrte er auf der freien Höhe drüben einige Gestalten im Mondenstrahl. Ein Schrecken ging ihm durch die Glieder, vielleicht so heftig, wie den Jägern

im Kötschachthal, als sie den Teufel auf dem Joche sahen. Denn schon der erste Blick sagte ihm, daß es Jäger seien. Daß er hier nicht seines Gleichen, Wilderer, vor sich hatte, das lehrte ihn ihr ungescheutes, durchaus nicht vorsichtiges Gehen, ihre Bewegungen, die nicht darauf angelegt waren, sich zu verbergen oder Geräusch zu vermeiden.

Nachdem er sich von der ersten Ueberraschung erholt hatte, wollte er, um seiner Sache völlig sicher zu sein, die weiteren Schritte dieser Nachtgestalten ausspähen.

Er kroch zu diesem Zwecke auf einen besonders hervorragenden Felsen, hier „Nocken" genannt, legte sich dort platt hin und lugte durch die Zweige nach dem, was nunmehr geschehen würde.

Er bemerkte, daß dieselben ihre Richtung thalwärts und zwar gegen das Schloß hin einschlugen. War es so, dann mußte er mit seinem Fernrohr binnen einer guten halben Stunde irgend welche Veränderungen dort unten wahrnehmen können. Zwar blendeten ihn in dieser Richtung mehrfache glitzernde Stellen, an welchen der Bach durch das freie Mondlicht rauschte — doch seine Berechnung täuschte ihn nicht.

Es waren nahezu drei Viertelstunden verflossen, als er von seinem „Nocken" aus Licht dort unten wahrnahm und zwar fast zugleich an drei Fenstern.

So lange der Scharler Seppl die Lichter wahrnahm,

hielt er es nicht für nothwendig, seine Kameraden zu wecken, sondern blieb ruhig auf dem selbstgewählten Posten. Als er aber bald darauf den Schein derselben verschwinden sah — offenbar ein Zeichen, daß sich die Leute im Schloß aus ungewöhnlicher Ursache herumtrieben —, kam ihm die Bewegung so auffallend und drohend vor, daß er sofort seinen „Nocken" verließ, um den Genossen seine Beobachtungen zu melden.

Christian rieb sich den Schlaf aus den Augen, spähte scheu um sich und fragte mit etwas unsicherer Stimme: „Von welcher Seite sind die Jäger gekommen?"

„Von der nämlichen, auf der wir uns da aufhalten", antwortete der Scharler Seppl, „und gegangen sind sie dorthin." Damit deutete er nach den Höhen in nordwestlicher Richtung.

Christian, immer munterer werdend, sprang vom bethauten Boden auf und setzte sein Verhör fort:

„Wie viel waren ihrer? Hast du sie genau zählen können?"

„Ich kunt' es nicht gut herausbringen, ob's vier oder fünf waren."

„So? und wie viele Fenster hast du erleuchtet gesehen? ich meine oben auf und zuletzt, bevor die Lichter ausgelöscht worden sind."

„Drei Fenster waren hell."

„Nun, dann wissen wir's schon", sagte Christian, indem er sich mit der rechten flachen Hand auf's Knie schlug. „Das ist der Bruder vom Waldmeister gewesen, der von St. Barthlmä im Königssee drüben vielleicht auf dem Umweg über Funtensee herüber gekommen ist. Der hat seinen Bruder besuchen wollen und, weil er doch auch schon alt ist, sich ein paar Jägerburschen mitgenommen."

„Daß uns die Alte davon nichts verrathen hat!" sagte der Scharler Seppl fast kleinlaut. „Schau, schau, die Alte!"

„Wie hätte sie denn das wissen können," erwiderte Christian, „wenn offenbar die im Schloß selber damals noch nichts davon gewußt haben. Wenn es sich anders verhielte, so hätte es das Weib ganz gewiß ausgekundschaftet. Wir dürfen zufrieden sein mit dem, was sie ausgerichtet hat. Dafür kann sie nichts!"

„Du hast Recht, Christian! Aber was sollen wir jetzt thun?"

„Wir müssen schießen, so lange die da drunten noch schlafen und ehe es Tag wird. Viele Ohren sind nicht gut und wenn wir heute unser Geschäft nicht in der Dämmerung besorgen, so wird's zu spät."

„Es hat noch eine Weile hin", sagte der Scharler Seppl.

„Wohl, und du wirst müd sein, du bist lang genug

auf deinem Nocken gesessen. Leg' du dich jetzt schlafen, ich will die Wache beziehen."

Der Scharler Seppl ließ sich das nicht zweimal sagen, sondern legte sich in das Gestrüpp auf die nämliche Stelle, wo vorhin Christian geschlafen hatte. Dieser aber bestieg den Felsen und schaute in die Wildniß hinaus, über welcher noch immer der Mond mit seinem Glanze stand, der Nahes fern und Fernes nah erscheinen läßt und über die Waldzacken der Fichtenhöhen wie über die eilenden Wasser in der Tiefe den gleichen unbeschreibbaren Zauber verbreitet.

Als dieses Licht endlich ein wenig verblaßte und die Tagesdämmerung sich wohl erkennbar machte, stieg Christian herab und weckte die Gefährten. Nachdem diese auf den Beinen waren, gab er die Befehle aus, wie ein Feldherr vor dem Beginn des Gefechtes.

Abermals wurden zwei zum Treiben und einer, den sich Christian selbst beiordnete, zum Schießen befehligt. Die Treiber mußten den anderen ihre geladenen Gewehre überlassen, damit diese um einige Schüsse mehr losbrennen konnten.

Christian und der Scharler Seppl stellten sich auf den Anstand und harrten der Hirsche, welche von den anderen herangejagt werden sollten. Endlich sprangen sie daher. Schuß auf Schuß krachte, die Hirsche stürzten. Mit unglaublicher Behendigkeit wurde geladen, geschossen und

wieder geladen. Endlich hörten die Beiden das klappernde Geräusch, welches von den herannahenden Treibern ausging, und damit war ihnen das Ende der diesmaligen Jagd gekündigt.

Die Hirsche waren alle so getroffen, daß sie augenblicklich auf dem Platze blieben. Nur einem einzigen gelang es, obgleich schwer verwundet, den Treibern und den Schützen zu entrinnen.

Die Wunde hatte dem Hirsch einen starken Blutverlust verursacht und aus der reichlichen Spur konnten die Schützen wohl auf ein baldiges Verenden des Waldkönigs schließen.

„Ihr werdet doch den schönen Hirsch nicht auslassen?" riefen die Treiber Christian zu, als sie zu den Schützen herangekommen waren.

Christian und der Scharler Seppl ließen sich das freilich nicht zweimal sagen, sondern verfolgten den Fliehenden, dessen Weg ihnen durch die breiten Blutstreifen deutlich bezeichnet war. Sie liefen fortwährend hinter ihm her, aber so stark auch die Spur war, den Hirsch bekamen sie nicht zu sehen. Der Eifrigste war der Scharler Seppl. Als sie in die Nähe einer Felsecke gekommen waren, wo der Grund plötzlich sehr steil abstürzt, rief er fast athemlos: „Dort hinüber springen wir noch in Gottesnamen!

Liegt er auch dort nicht, so ist er ganz gewiß über das Gewänd abgekugelt!"

Christian hatte nichts dagegen und so schwangen sie sich rasch um das nächste Felseck, welches einige dahinter aus dem mageren Grasboden aufragende Zacken („Palfen") versteckte. Aber statt des Hirsches machten sie da eine Begegnung, die ihnen weniger erwartet und auch weniger willkommen war.

Da standen vier bis an die Zähne bewaffnete Jägerburschen. Sie hatten ihre Gewehre an die Backen gedrückt — es bedurfte nur des Losdrückens. Da schrie der eine von ihnen den Wilderern zu: „Gewehr ab, ergebt Euch!"

Die Lage der beiden Wilderer war gefährlich genug. Christian verlor seine Geistesgegenwart nicht einen Augenblick. Sofort, in einem Nu, hatten auch er und der Scharler Seppl ihre Gewehre schußbereit gestellt und Christian schrie: „Schießt nur zu, ihr vier armseligen Jäger, bei uns tuscht's (kracht's) acht Mal!"

Diese kühne Anrede blieb nicht ohne Wirkung. Es war am Ende doch möglich, daß hinter der Felsecke oder oben noch sechs Wilderer lagen, und dann hätte es im Falle eines Angriffs schlimm mit den Jägern gestanden. So zögerten sie einen Augenblick, unschlüssig gemacht durch die Kühnheit des Wilderer-Häuptlings.

Während die Jäger unschlüssig dastanden und nicht wußten, ob sie auf Christian und den Scharler Seppl schießen sollten, waren der Gächenberger und der Federhies ihren Genossen nachgekommen. Schnell entschlossen flüsterte ihnen Christian zu: „Da bleibt nichts Anderes übrig als anpacken. Für uns ist's ganz gleich — entweder sind dort hinter den Palfen noch einige Jäger versteckt und dann ist's überhaupt auf's Einfangen abgesehen, weil die da nicht schießen — wenn's so ist, so können wir überhaupt nimmer auskommen — oder es sind blos die vier da, dann ist die Geschichte gleich herum. Wollen wir einmal sehen, wer die Stärkeren sind? Vorwärts!"

Unter Geschrei, unter Ausstoßen von Fluch- und Scheltwörtern stürmten die vier Schützen auf die Jäger ein, Stutzen und Bergstöcke hoch in der Luft schwingend.

Man wird sich vielleicht verwundert fragen, warum die Jäger einen solchen Angriff nicht durch Schüsse abwehrten. Der Grund davon liegt einmal in der Verblüffung, die sich ihrer bemächtigt hatte, und sodann in einer gewissen Ritterlichkeit, welche, wenigstens zu jener Zeit noch, in den Kämpfen zwischen Wildschützen und Jägern sich bemerkbar machte. Als sie sahen, daß jene mit erhobenen Gewehren auf sie zuliefen, machten sie sich nicht auf ein Schießgefecht, sondern auf ein Handgemenge gefaßt, eine Raufübung, in welcher der Sieg den Gewandteren und

körperlich Stärkeren zufallen mußte. Und da die Jägerburschen in dieser Hinsicht keinen Vergleich mit den ausgehungerten Wilddieben zu scheuen hatten, so nahmen sie den Ringkampf oder die Schlägerei an, die ihnen angeboten wurde.

In wenigen Augenblicken wälzten Wildschützen und Jäger sich balgend auf dem Boden. Christian hatte einem der Jäger mit seinem Bergstock so die Knie und Waden bearbeitet, daß bei diesem für die nächste Zeit an ein Aufstehen nicht zu denken war.

Als dieser am Boden lag, nahm er ihm das Gewehr ab und schleuderte es von sich. Darauf stürzte er mit der Kampfwuth eines Wilden sich auf einen zweiten, der noch aufrecht stand, und wurde auch mit diesem in wenigen Augenblicken so weit fertig, daß er das Aufstehen vergaß.

Mittlerweile hatten die Uebrigen ihre Gegner bewältigt und so war die Schlacht gewonnen.

Jetzt galt es, den Sieg auszunützen. Zuerst wurden, wie es Wildschützenbrauch ist, den überwundenen Jägern die Gewehre, sowie ihre Vorräthe von Pulver und Blei abgenommen und die Bergstöcke über scharfen Felskanten abgeschlagen.

Sodann banden sie ihnen Hände und Füße mit starken Schnüren und ließen sie liegen. Auf diese Weise sollte

voreiliges Lärmschlagen, sowie die zu rasche Rückkehr der Jäger in's Jagdschloß und das Herbeiholen anderer Verfolger verhindert werden. Allerdings war das Loos der geknebelten Jäger ein ebenso peinliches, als lächerliches — indessen konnte es nicht fehlen, daß späterhin auf ihre Hülferufe Leute vom Schloß heraufkamen, welche sie befreiten.

Für Christian und seine siegreichen Genossen war aber auch keine Zeit mehr zu verlieren, den angeschossenen Hirsch weiter zu verfolgen, wenn man nicht die erlegten Thiere aufgeben wollte. Vermuthlich war er über die hier senkrecht abfallenden Steinplatten, zu deren Fuß nur weite Umwege führten, hinabgerutscht und dann war immerhin noch später Gelegenheit geboten, ihn aufzufinden.

Für jetzt konnte nichts Dringlicheres geschehen, als rasch zu den Büschen in der Nähe des „Nocken" hinabzusteigen und dort die gemachte Beute in Sicherheit zu bringen.

Neunzehntes Capitel.

Federhies.

Als sie dort unten angelangt waren und die getödteten Hirsche mit behaglichem Lächeln unherliegen sahen, war es wieder Christian, dem über der freudigen Empfindung die Vorsicht nicht abhanden kam. „Vor Allem müssen wir eine Wache ausstellen!“ rief er dem Federhies zu, der zuletzt auf dem Platze ankam.

„Ja, ja“, sagte dieser, „es wäre am Ende doch möglich, daß sie uns nochmals überfielen.“

„Hat's auch vorhin keiner geglaubt, daß sie so nahe wären“, bemerkte der Scharler Seppl, vielleicht wegen seines etwas zu weit getriebenen Jagdeifers ein wenig zu entschuldigen. „Wer hätt' es denken können, daß die Jäger daher kommen, und noch dazu lauter bärenfremde Gesichter!“

„Was ist denn mit dir?“ schrie plötzlich Christian den Federhies an, nachdem seine Blicke zufällig auf den linken Fuß des Burschen gefallen waren.

„Ich weiß schon", entgegnete dieser begütigend, „ich blute da ein wenig. Ich werde wohl eine Wunde bekommen haben. Aber ich spür's: viel heißt es nicht, es wird vielleicht bald wieder gut sein."

„Nicht übel", antwortete Christian. „Du schweißest (blutest) ja wie der Hirsch, dem wir nachgelaufen sind. Wenn das nicht rasch aufhört, so verblutest du dich am Ende noch gar."

Die Anderen untersuchten nach Christian die Wunde, bemerkten aber selbst, daß die Verletzung nicht viel zu bedeuten habe. Vermuthlich war sie ihm durch das spitzige Stacheleisen eines Bergstockes zugefügt worden. Mittlerweile hatte sich Christian entfernt und kam nach wenigen Augenblicken mit einer Hand voll Kräuter zurück, die er auf dem „Nocken" gepflückt hatte. Dieselben galten als heilkräftig, insbesondere als blutstillend. Er legte sie auf die Wunde des Federhies, band einen sauberen Lappen, den er für solche Zwecke im Ranzen mit sich führte, fest darüber und sagte: „Den Anderen ist nichts geschehen. Sie sind ohne allen Nachtheil aus dem Gefecht gekommen. Es ist also billig, daß wir das Ausweiden und Ausziehen der Decken besorgen, während du die Wache hältst. Unseren Füßen schadet's nicht, aber für dein Bein ist es gut, wenn es in der Ruhe bleibt!"

„Ja, der Federhies soll aufpassen bleiben!" riefen die Genossen einstimmig.

So setzte sich also der Federhies auf den Felsen, was seinem Fuß wohl that, die Anderen arbeiteten ungestüm darauf los, daß ihnen der Schweiß vom Leibe rann. Wie die Ameisen schleppten sie die Hirschviertel auf die Anhöhe hinauf, von wo aus sie späterhin anderweitig geborgen werden sollten. Trotz dieses Eifers aber vergingen bei der Ansehnlichkeit der Beute doch wieder mehrere Stunden, bis sie vollständig mit ihrer Aufgabe aufgeräumt hatten.

Bevor sie nun oben — den Federhies, der etwas langsamer nachgehinkt war, nicht ausgenommen — an die Bergung des Fleisches gingen, schnauften sie aus und benutzten die nothgedrungene Ruhe, um über den Erlös aus ihren zwei Jagden sich zu berathschlagen.

Nach einer oberflächlichen Berechnung hatten die Wilderer so viel gewonnen, daß alle Vier ungefähr auf den halben Winter, sei es durch das geborgene Hirschfleisch selbst, oder durch den Gewinn, den der Verkauf anderer Stücke und der Decken eingebracht hatte, mit Lebensmitteln und einigen anderen nothwendigen Dingen sich als so ziemlich versehen betrachten konnten. So erfreulich diese Aussicht war, so hinderte sie, wie es in der Ungenügsamkeit der Menschen begründet ist, keineswegs, daß der eine und an-

dere der Genossen mit Aeußerungen von Furcht und Zweifeln auftrat.

„Wie ist's denn aber," sagte der Scharler Seppl, „wenn heuer wieder ein recht arger Winter käme, so wie voriges Jahr? Vor dem Frühling können wir auf kein Schußgeld mehr rechnen — dann haben wir immer erst für's halbe Maul zu leben und statt Ostern ist nachher das Verhungern für uns im Kalender gedruckt!"

„Hm!" meinte der Gächenberger, „du hast so Unrecht nicht. Aber g'rad deswegen sag' ich, wir sollen die gute Zeit noch ausnützen, so lange als es möglich ist. Der Sommer ist schön, und wer weiß, ob uns nicht noch ein paar Jagden gut ausschlagen."

Der Federhies, dessen Gedanken durch die Schmerzen an seinem Fuße in anderer Richtung sich bewegten, begnügte sich zu sagen: „Aber Recht habe ich doch behalten mit meinem Traume. Hab' ich euch nicht den schweren Kampf vorhergesagt?"

So wurde noch eine geraume Weile hin und her geplaudert. Nur Christian verhielt sich schweigsam. Es lag nicht in seiner Art, ins Ungewisse hineinzuschwätzen — er behielt stets die Nothwendigkeiten des Augenblicks zunächst im Auge.

„Wir werden schon sehen," begann er, nachdem die Genossen sich ausgeplaudert hatten. „Vorläufig rasten

wir da, du aber, Scharler, machst dich, wenn es gegen Abend geht und man die Sonne nur mehr auf den höchsten Bergspitzen sieht, an unser Seil und untersuchst es genau, ob es noch ganz sicher und verläßlich ist."

„So!" entgegnete dieser, dem auf einmal der Widerspruchsgeist gekommen zu sein schien, „und mir scheint, es wäre besser, wir schauten uns das Seil am hellen Tage an, denn wenn's klar ist, so sieht man doch eher einen Fehler daran, als im Zwielicht!"

„Meinetwegen auch!" brummte Christian.

So blieben sie den Vormittag dort oben liegen. Das Versteck, in welchem sie ihr Hirschfleisch bergen wollten, am Tage aufzusuchen, ging nicht an, weil es sich an einer steilen Wand befand, die allenthalben vom Thale aus sichtbar war, und sie deshalb nicht wagen konnten, sich dort zu zeigen.

Gegen Mittag endlich stiegen sie zu einer Spalte im Felsen, wo ihr Seil, von Alpenrosengestrüpp, Farnkräutern und geschickt davor gelegten Steinen verborgen, noch ganz in dem nämlichen Zustande dalag, in welchem es früher die vier Eingeweihten dort untergebracht hatten.

Sie besichtigten es genau, erprobten es durch Anspannen und Zerren. Es fand sich im besten Zustande und es war offenbar, daß es mittlerweile von Niemandem aufgefunden oder beschädigt worden war.

Indessen sollte ihnen die Freude an dieser Entdeckung und der Genuß des Nachmittags auf der Höhe ein wenig durch ein Hagelwetter verkümmert werden, welches urplötzlich über die Alpen dahinfegte.

Es waren zwei schwere Gewitter, die von verschiedenen Seiten über die Berge daher kamen und sich gerade über dem Blühnbach begegneten. Links und rechts zuckten Blitze, manchmal die hinter grauen Schleiern versteckten Kalkhöhen grell aufhellend, die Gräser und Legföhren zitterten und in den Zwischenräumen zwischen den Schlägen des Donners ging ein langgezogenes Stöhnen durch die hohe Bergwelt. Manchmal schien eine Spitze aus dem Brodel der Dünste urplötzlich in die Höhe zu schießen — dann stand sie dampfweiß über den Wäldern, in denen Regenfluth und Hagel zischten.

Da sich unsere Kameraden nicht allzuweit von ihren Hirschvierteln und Decken entfernen konnten, so suchten sie vor diesem Unwetter unter dem Vorsprung eines Felsens Schutz, der von einigen hochstämmigen Lärchen ziemlich trocken gehalten wurde.

„Wie gut, daß wir das Wetter nicht heute Morgen gehabt haben," sagte der Eine und Andere. „Da wär' es mit der Jagd vorbei gewesen."

Da der Regen noch nicht aufhören wollte, nachdem das Gewitter schon längst vorübergegangen war, so machten

es sich die Wilderer unter ihrem Felsen einstweilen so bequem wie möglich. Sie sammelten diejenigen von den jungen Baumästen, die verhältnißmäßig trocken geblieben waren, und bereiteten sich daraus Lager, die ihnen bequem vorkamen. Als sie es sich auf diesen Betten recht behaglich gemacht hatten, griffen sie zu ihren kleinen Vorräthen von Speck, Brod und Branntwein — endlich auch zu der unvermeidlichen Tabakspfeife, deren Rauch der Wind forttrug in derselben Richtung, in welcher die Wetter nach dem Hochgebirge gewandert waren.

Endlich nahte der Abend. Bei dem trüben Wetter war nun nicht mehr daran zu denken, daß vom Thale aus einzelne Gegenstände an der Wand gesehen werden konnten. Es hieß also, sich an die Arbeit machen.

Das Seil wurde abermals hervorgeholt und um einen starken Baumstumpf fest geschlungen. Christian schnallte sich den dazugehörigen Ledergurt an, an welchem das andere Ende des Seiles zuverlässig befestigt wurde. Darauf stellten sich die Burschen an den Rand des Absturzes und ließen den kühnen Genossen langsam in die Tiefe, wo er ihren Blicken bald entschwand.

Auf einmal kam ein Knoten im Seil und ein in denselben eingebundenes Stückchen Holz. Das war das Zeichen, daß sie nunmehr so viel vom Seile abgelassen hatten, als nothwendig war, um den Felsvorsprung zu erreichen, hinter

welchem sich die zur Vorrathskammer gewählte Höhle befand. Zugleich spürten sie an einer von unten kommenden zitternden Bewegung des Seiles, daß sich Christian, der bereits festen Fuß gefaßt hatte, unten losgebunden haben mußte.

So zogen sie das ledige, also lockere Seil rasch wieder herauf und machten sich daran, die Fleischstücke anzubinden und hinab zu lassen und mit dieser Beschäftigung so lange fortzufahren, bis der gesammte Vorrath in der für Menschen und Raubthiere unzugänglichen Höhle wohl geborgen war.

Indessen ist es zum Verständniß des Treibens unserer Gesellschaft nothwendig, daß wir uns selbst auf den schwindeligen Vorsprung wagen und einmal nachsehen, was denn dort unten eigentlich vorgeht.

Obwohl es dunkel ist und die Trübe und Dämmerung die ganze Umgegend verhüllt, so würden wir, auf dieser Felsplatte stehend, doch sofort verspüren, daß sich unter uns die Wand in eine noch weit größere Tiefe hinabzieht, als die Höhe war, über welche wir am Seile von oben her herabgekommen sind. Denn es dringt ein unsägliches unbestimmbares Gelispel und Geflüster der Luft aus den unsichtbaren Abgründen herauf, welches nicht beschrieben werden kann und welches man einmal gehört haben muß, um zu begreifen, daß sich unter unseren Füßen nicht sofort

flacher Boden hinzieht, sondern vorerst ein Nichts gähnt, bis erst in gewaltiger Tiefe unter ihm die Wipfel des Waldes erreicht werden. Hinter einem Felsblock, der offenbar von der Wand darüber auf den Vorsprung vor Jahrtausenden herabgestürzt ist, glitzert eine Laterne, doch so gestellt, daß ihr Licht unmöglich von unten aus bemerkt werden kann, sondern nur den Eingang in den Schlund ein wenig erhellt. Und das ist dringend nothwendig, denn ein Fehltritt auf dem schmalen Vorsprung beförderte uns sofort zwischen die Felsblöcke und Stämme des Waldes hinab, dessen Stimmen draußen so unheimlich und tonlos heraufgelispelt haben. Außerdem bedürfen wir des Lichtes ein wenig, um uns, wenn wir zwischen dem herabgefallenen Stein und der Wand die Höhlenöffnung auf allen Vieren hindurchkriechen, nicht den Kopf gegen irgend eine Kante anzurennen.

Nun, endlich haben wir den engen Spalt überwunden und können uns ein wenig aufrichten. Jetzt kann auch die bisher hinter dem Block versteckte Laterne unbedenklich in die Hand genommen werden. Kein Auge sieht uns mehr.

Das, was sich zunächst fühlbar macht, ist ein eisiger Luftstrom, der aus dem Hintergrunde der Höhle dringt. Hier könnte ein gewöhnlicher Sommerwanderer in leichtem Gewande sich den Tod holen — doch unserem Christian

mit seiner dicken Lederjoppe kann der Zugwind des mächtigen Berginnern nichts anhaben.

Die Höhle war ziemlich geräumig, halbkreisförmig, hoch gewölbt und endigte nach hinten in mehrere Gänge oder Schlupfwinkel, deren Verschlingung das Licht der Laterne, wenn man mit derselben nicht selbst in die Ausläufer hineinkriecht, nur ganz undeutlich zeigen würde. Allem Anschein nach ist in diesen eiskalt-feuchten Gruben auch nichts Absonderliches zu sehen. Am schlimmsten war immer das Hineinfinden in den Eingangsspalt von der äußeren Platte, weil dort vorsichtshalber durchaus keine Laterne im Freien gezeigt werden durfte. In einer so finstern Nacht wäre ein Licht, das man an dieser Wand vom Thale aus schweben gesehen hätte, ungefähr gerade so viel gewesen, als ob man die Jäger mit Gewalt auf das Treiben der Wilderer aufmerksam gemacht und sie an der Hand zu ihrem Verstecke führen gewollt haben würde. Wohl gab es damals (und giebt es ebenso noch heute) eine Menge von abergläubischen Leuten, die, wenn von ihnen ein solches Licht an hoher Felswand wahrgenommen worden wäre, gemeint hätten, dort „blühe" ein Schatz — wie man von den versteckten Kleinodien zu sagen pflegt, deren Dasein in der Wildniß sich durch eine Flamme verräth gleichsam die ätherische Blüthe derselben durch die geheimnißvollen Mächte, welche den Glanz des Goldes und

das Gefunkel der Edelsteine geschaffen haben. Wenn es nun auch, wie gesagt, nicht an solchen fehlt, welche ein in der Wildniß aufblitzendes Licht für die „Blüthe" eines Schatzes halten, so wäre es doch bei den großen Fortschritten, welche andererseits die Aufklärung, insbesondere bei den mißtrauischen Jägern gemacht hat, nicht gerathen gewesen, sich zu sehr darauf zu verlassen. Diese Erwägung war es auch, welche Christian bestimmte, sich der Laterne erst innerhalb der Höhle zu bedienen.

Die herabgeseilten Fleischstücke wurden nach dem Hintergrunde der Höhle gebracht, dorthin, wo die engen Schlüfte sich von der hohen und geräumigen Wölbung abzweigen. Hier weht in der ersten Hälfte des Winters stets eine so trockene und kalte Luft, daß man das Fleisch unbedenklich bergen kann, ohne Besorgniß, daß es verderbe, denn in solchen Höhlen kommen erst, wenn es gegen den Frühling hin geht, kalte Ströme zum Vorschein.

Warum, das mögt ihr euch von kundigen Physikern erklären lassen.

Christian bedeckte die Fleischstücke mit Tannenästen und Kräutern, die er von oben mitgebracht hatte. Sodann löschte er seine Laterne aus und trat wieder hinaus auf die Felsenplatte, auf welcher er von seiner Luftreise gelandet war.

Er tastete nach dem Seil. Dasselbe hing schlapp herab, sorgsam oben von den Genossen beobachtet, ob es sich nicht rühre. Ein dreimaliges Zerren an demselben deutete ihnen endlich an, daß ihr Hauptmann sich wieder nach ihrer Gesellschaft sehne. Rasch waren sie bei der Hand, und wenn auch das Heraufzerren etwas langsamer von statten ging, als das Hinablassen, so dauerte es doch nur einige Augenblicke, bis er munterer Laune mitten unter ihnen stand.

Nach einigen Worten der Begrüßung begann der Scharler Seppl von Geschäftsangelegenheiten zu sprechen. „Es ist gut, Christian," sagte er, „daß du wieder heroben bist, ich hätte mich, wenn du länger ausgeblieben wärst, zu dir hinunter seilen lassen müssen."

„Was soll denn das heißen?" frug Christian erstaunt.

Nun nahm der Federhies das Wort: „Es sind vorhin, während du drunten warst, auf der Anhöhe dort Schwärzer durchgeschlichen, die aus dem Baierischen kommen. Sie haben auch bestätigt, was wir heute früh gesehen haben. Sie sagen, alle Jäger vom Bartholomä-See sammt ihrem Alten seien gestern in den Blühnbach herüber gegangen. Und weil kein Mensch drüben zu Hause ist, so meinten sie, könnten Leute, wie wir sind, drüben Geschäfte machen."

„Da könnten die Schwärzer leicht Recht haben. Aber was für Landsleute mögen es gewesen sein?" entgegnete Christian.

„Es waren die vom Kerschbaun-Rüpei, aus dem St. Johannischen, glaub' ich."

„Nu, wenn's die waren, auf die kann man sich verlassen."

„Was thut aber der Federhies?" wandte der Gächenberger ein, „der kann ja nicht gehen."

„Ja so," antwortete Christian und schlug sich mit der Hand vor die Stirn, „das hätt' ich bald vergessen."

„Ich weiß schon, was ich thu," sagte nunmehr der Federhies. „Bis zur finsteren Hütte kann ich mich schleppen, dort leg' ich mich so lang auf's Heu und pfleg' mich, bis ihr wieder kommt, und wenn's drei Tage dauert. Zurückgehen thun wir dann miteinander."

Dieser Vorschlag däuchte allen annehmbar. Man brach sofort gegen den Funtensee hin auf und ließ den Federhies in der „finsteren Hütte", welche in einer der wildesten Einöden des Hochgebirges an einen Felsen angelehnt steht, mit Lebensmitteln und Heilkräutern hinlänglich versehen zurück.

Vom Verlaufe dieser Jagd ist nichts Neues zu be-

richten. Als die Schützen, mit ansehnlicher Beute beladen, nach zwei Tagen zurückkehrten, fanden sie den Federhies in der „finsteren Hütte" marschbereit und glücklich erreichten sie nach so vielen Abenteuern die heimathlichen Hütten über dem Thale der lauten Salzach.

Zwanzigstes Capitel.

Ein Besuch.

Es ist nunmehr Zeit, daß wir nach dieser langen Abschweifung in die Thäler und auf die Gebirge hin, welch' Letztere von Anton's Zufluchtsort aus theilweise zu sehen waren, uns wieder zu diesem selbst wenden.

Es mag vielleicht auffallend erscheinen, daß sich der Hüttschlager Wirth in Bezug auf die Geheimnisse, welche sein Gebäude dort oben barg, so zurückhaltend anließ und dem Flüchtling selbst fast gar keine Andeutungen gab, so daß dieser den Versteck nur mit Mühe und Noth zu finden vermochte.

Wenn man aber bedenkt, wie viel Vorsicht der Flüchtling immerhin noch anzuwenden hatte, so wird man vielleicht dem Wirthe Recht geben, welcher geflissentlich schwieg, um dadurch die Umsichtigkeit seines Schützlings zu erproben.

War dieser findig genug, die geheimen Verstecke auszukundschaften, so konnte man sich auch auf seine Schlauheit verlassen, mit welcher er etwaigen weiteren Verfolgungen zu entgehen trachten würde.

Wir haben gesehen, wie der Flüchtling nahe am Tagloch des Stollens fast am Rande der Wand eingeschlafen war. Die Ermüdung überwältigte ihn so weit, daß er erst mit Anbruch des nächsten Tages erwachte.

Er brauchte nun keine Fackel mehr, um sich in der Finsterniß der Schachte zurechtzufinden; ohne dieselbe stieg er in das Gebäude hinab, um nachzuschauen, womit er sich etwa beschäftigen könnte.

Da er keinen ihm hierzu tauglich erscheinenden Gegenstand fand, so kroch er wieder zu der Oeffnung hinauf und erfreute sich an der schönen Aussicht.

Vom Thale herauf tönten die Klingeln der Kühe und Ziegen, welche an den Abhängen weideten. Ein würziger Hauch drang von den Bergmatten in den finstern Stollen herein. Auch erfreute er sich an den Vogelstimmen, die sich unten in dem sommerprächtigen Walde vernehmen ließen.

Wer könnte wohl schildern, wie er die nächsten Stunden und die nächsten Tage verlebte!

Er selbst wäre nicht im Stande, das zu thun, denn es verging ihm die Zeit rasch im Hinabschauen auf die

Heerden und die Hirten des Thales, auf die mannigfaltigen Vorgänge um die Hütten und auf den Fahrweg, mit dem Blicke auf Wetter und Wolken, die thalein, thalaus zogen.

Am dritten Tage endlich wurde seine Einsamkeit durch den Besuch des Schwagers unterbrochen. Schon von Weitem hatte er ihn gegen den Berg ansteigen sehen.

So behaglich er sich in seinem Zufluchtsorte gefühlt hatte, so wenig hatte er innerlich dagegen einzuwenden, wieder einmal einen leibhaften Menschen vor sich zu sehen. Außerdem freute er sich darauf, den Schwager durch die Mittheilung vom Auffinden der verschiedenen Verstecke zu überraschen.

Nach den ersten Begrüßungen sagte er ihm noch unter der Thüre des Gebäudes, wie rasch es ihm gelungen sei, die Thür, den Schacht und die Stollen zu entdecken.

Der Schwager lächelte verschmitzt und gab ihm seine Freude über die Schlauheit zu erkennen, mit welcher er hinter die Geheimnisse des „Futterstadels" gekommen war.

„Ich habe dich auf die Probe stellen wollen, ob du auch recht vorsichtig bist", sagte er, „und du hast diese Probe gut bestanden. Laß nur nicht nach mit deiner Aufmerksamkeit. Damit du aber weißt, was es mit allen diesen Sachen für eine Bewandtniß hat, so will ich dir sagen, daß sich hier einmal vor Alters und nachdem der Bergbau längst aufgehört hatte, Goldschlager (Falsch-

münzer) aufgehalten haben. Aus dieser Zeit stammt auch die geheimnißvolle Thür im Getäfel der Wand her. Davon hat mir mein seliger Vater oft erzählt. Der Vater ließ keinen Menschen etwas davon wissen, denn wenn die Schreiber beim Gericht darauf gekommen wären, daß hier geheime Baue vorhanden sind, so hätte mein Vater Verdruß über Verdruß mit Nachsuchungen, Verhören und anderen Leutschindereien ausstehen müssen. Der Vater hat diese Einbaue in's Innere der Erde sorgfältig gehütet und ich thue es auch, denn mir wäre es ein Arges, wenn die Gänge verrathen würden. Die Laufereien zu Gericht und die Plackereien hätten dann kein Ende."

Anton versprach feierlich, keine Unvorsichtigkeit begehen zu wollen, und der Wirth fuhr fort:

„Für Kleider hab' ich auch gesorgt. Gestern ist uns der Schneider in's Haus gekommen und in acht Tagen hast du einen neuen Anzug."

Die Dankesbezeugungen Antons unterbrach der Schwager mit den Worten:

„Laß' es nur gut sein. Du darfst dich trotz der neuen Kleider vor dem Hause nicht blicken lassen. Der Scharnitz mit seinen Helfershelfern streift wieder unten und wehe dir, wenn sie dich da heroben auskundschaften!"

Anton erwiderte, daß sie ihn unmöglich entdecken könnten, und so plauderten die Beiden noch eine Weile

fort, bis endlich der Wirth das Gespräch abschnitt, indem er sagte:

„Ich hab' dich nur sehen und dir Muth zusprechen wollen. Gewarnt bist du, es ist deine Sache, wenn die Angelegenheit schief ausgeht. Heute kann ich mich nicht länger bei dir aufhalten, denn es wird heute der gnädige Herr Pfleger von St. Johann draußen zurückkehren. Ich muß ihm entgegengehen und durch die Klamm hindurch die Pfade weisen. So ist's befohlen. Jetzt behüt' dich Gott und bleib' mir fein ruhig!"

„Ich laß' mich nicht sehen. Lebt wohl, Schwager, und gute Nacht!"

Mit diesen Worten schieden die beiden Männer. Anton begleitete seinen Besuch nur bis zu der geheimen Thüre. Dann verschloß er die doppelte Verschalung wieder, stieg in seinen Schacht hinauf und entschlief auf dem Pfuhl, den er sich nahe am Tagloche, seinem Luginsland, zurecht gemacht hatte.

Die Gedanken der Beiden, als sie sich verabschiedet hatten, waren völlig entgegengesetzter Art.

Der Wirth war weit davon entfernt, so besorgt zu sein, als er sich Anton gegenüber gestellt hatte.

Mehrmals lachte er laut auf vor sich hin, wenn er an die Schnelligkeit dachte, mit welcher Anton den Schacht aufgespürt hatte. Es fiel ihm gar nicht ein, zu glauben, daß

sein Schützling hier verrathen werden könnte. Wenn das geschehen sollte, mußte derselbe sehr unvorsichtig sein und sich durch widersinniges Herumgehen draußen selbst den Verfolgern in die Hände spielen.

Bei Anton aber begann, nachdem er wieder einmal einen Menschen gesehen und gesprochen hatte, die Unbehaglichkeit des Alleinseins und der Unthätigkeit sich einzustellen.

Da er nunmehr wußte, daß sich eine Falschmünzerbande ihrer Zeit in dem verlassenen Gebäude aufgehalten hatte, so gerieth er auf die Vermuthung, daß sich in den Gruben noch Ueberbleibsel von der Thätigkeit jener Leute, Werkzeuge und dergleichen vorfinden möchten.

Wäre es auch nicht die Neugierde nach derlei Finden gewesen, so trieb ihn schon die Langweile dazu an, mit seiner Fackel in den Gruben hin und her zu gehen und sich die Wände, an denen er schon so manche Entdeckung gemacht hatte, auf das eingehendste zu beschauen.

Vielleicht fand er noch Stufen, die in einen bisher unentdeckten Schacht hinaufführten, oder er entdeckte die Werkstätte jener unbekannten Männer, welche diese Schlupfwinkel aufgesucht hatten, um ihr gefährliches Handwerk zu treiben.

Nach dem alten Satze, daß Derjenige, welcher sucht, schließlich auch findet, stieß er schon am nächsten Tage zuerst auf einen Haufen von Schlaken, sodann auf einen

roh eingerichteten Schmelzofen, mit dessen Erzeugnissen, seiner geringen Größe nach zu urtheilen freilich nicht viel Geschäfte hatten gemacht werden können. In geringer Entfernung von diesem Schmelzofen lagen noch einige Werkzeuge, wie Bruchstücke von Tiegeln, Löffeln, Zangen umher, die ihrem Ansehen nach sehr alt sein mußten. Auch deuteten die dichten Roststschichten darauf hin, daß man sie seit undenklicher Zeit nicht mehr gebraucht hatte.

Anton kannte zwar das eine und andere Erz, aber von den Werkzeugen, mit denen man es bearbeitet, hatte er nur sehr oberflächliche Begriffe. Dennoch sah er, daß diese Gegenstände zu irgend einem Feuergeschäfte, oder, wie man im Volke sagt, zur Schmelzarbeit gebraucht wurden.

Das Nachdenken über diesen Fund half ihm wieder über einige Tage hinweg. Nach dieser Frist erloschen allmählich seine Theilnahme. Die Bilder von den unheimlichen Männern, die hier im finstern Stollen bei spärlichem Licht vor der blauen, rothen, gelben Flamme ihres Ofens standen, von dem Späher, welchen sie ausgestellt haben mußten, von ihren heimlichen Geberden und Bewegungen gingen in Betrachtungen über seine eigene Lage über.

Wenn sich jene verstecken mußten, waren sie Verbrecher, während er sich in seinem Gewissen gar nicht beunruhigt darüber fühlte, daß er von seiner Fahne weggelaufen war.

Erbitterung überkam ihn, wenn er daran dachte, wie man ihn von daheim fortgeschleppt, unter die Fuchtel seines Feldwebels gebracht und jetzt zu einem Leben gleich dem eines wilden Thieres genöthigt hatte. Gab es im Orte nicht Reichere, denen es gelungen war, sich aus der Sklaverei loszukaufen?

Diese Stimmung nahm besonders überhand, als ihm allmählich seine Schachte und Stollen so bekannt wurden, daß er im Finsteren, ohne jedwede Leuchte, sich zurechtzufinden wußte. Sein ganzes Reich war ihm Schritt für Schritt bekannt.

Unter diesen Umständen war es kein Wunder, daß er sich eines Tages hinaus wagte. Aus der Ferne sah er Dirnen bei der Heuarbeit und von Zeit zu Zeit hörte er das lustige Jauchzen eines Mähers an den gegenüberliegenden Berghängen. Jene freuten sich ihres Lebens, wenn es vielleicht gleich die ärmsten Menschen des Thales waren, und er, obgleich so schuldlos wie sie, mußte sich gleich einem Mörder oder einem jener Falschmünzer, in deren Grube er hauste, vor jedem menschlichen Antlitz verbergen.

Einmal kam der Schwager wieder herauf und brachte ihm ein altes dickes Buch vom Pater Cochem, einem bei unserem Bergvolke sehr verbreiteten und beliebten Erbauungswerke. In diesem Buche befinden sich viele Bilder, Himmelsfreuden und Höllenqualen, erklärt durch einen Text, der auf

das schwere Fassungsvermögen und die Begriffsstulpigkeit der großen Menge berechnet ist.

Die gute Absicht des Bringers, dem Gefangenen Unterhaltung zu verschaffen, wurde aber durch diesen Inhalt des Buches vereitelt. In der Einsamkeit seiner Grube erschienen ihm die vom eifrigen Pater gemalten Schreckniße über alle Maßen furchtbar und oft griff er sich an die Stirn, um sich zu vergewissern, ob er nicht schon selbst als arme Seele in den Räumen der Vorhölle sitze. Manches Geräusch, welches von unten heraufdrang, setzte ihn in Schrecken. Wenn der Wind das Rauschen der Wasserfälle, die in der Mittaghitze besonders stark von den Gletschern abgingen, hertrug, so däuchte es ihm, als käme ein Stöhnen aus der Tiefe seines dunklen Schachtes.

Kurzum, auch an diesem Flüchtling bewahrheitete sich der Spruch, daß es nicht gut sei, wenn der Mensch allein bleibt.

Immer häufiger wandelte ihn die Reue an, aus der Festung in Salzburg entsprungen zu sein. Wenn man ihn auch mit in das ferne Land schleppte, so sah er doch alle Tage etwas Neues. Mußte er in der Schlacht kämpfen, so hatte er den Trost, daß nicht alle Kugeln treffen. Die Meisten kehrten ja doch selbst aus den blutigsten Kriegen zurück. Wer weiß, ob er in solchen Augenblicken nicht ins Thal hinabgestiegen und sich den nächsten Behörden gestellt

hätte, wenn die grausame Mißhandlung nicht zu fürchten gewesen wäre, die ihn zunächst zum Einstand erwartete.

Oft dachte er sich, es wäre am Ende doch besser gewesen, er wäre im Felde umgekommen, als hier vor Betrübniß und Langeweile. Wie jeden besser angelegten Menschen quälte ihn insbesondere auch der Mangel jeglicher Arbeit. Ein unnützer Brodesser zu sein und noch dazu sich vor jedem Menschen zu verstecken, das war die Vorstellung, die ihn besonders beunruhigte.

Dazu kam noch der Gedanke, daß ein Ende dieses Zustandes nicht abzusehen war. Die Nothwendigkeit, sich zu verstecken, konnte noch Jahre lang dauern. Was sollte in diesem Falle aus ihm werden? Und mitten in diese Gedanken tönte von draußen ein Juhschreien herein von Leuten, die sich ihre Sensen wetzten oder im Thale unten bei einem Feuer am Waldsaume sich ihre körperliche Nahrung bereiteten.

Anton gab sich alle Mühe, niemals vom Schwager außerhalb des Hauses oder seiner Grube überrascht zu werden. Wenn er Anfangs nur dann und wann einen Gang ins Freie gewagt hatte, so wurden ihm nunmehr Ausflüge zum täglichen Bedürfniß und bald dehnte er sie immer weiter und weiter aus. In diesen Gängen fand er noch den meisten Trost. Die weiten Gesichtskreise zeigten ihm hier und dort eine neue, ihm bis dahin unbekannte

Welt. Bald schritt er über die Ueberreste einer Schneelawine hin, deren Decke hart wie Pflaster schon die gewöhnliche Sommerfestigkeit hatte. Bald sah er grellfarbige Blumen, mit denen er sich seine abgetragene Soldatenmütze zierte. Bald erklomm er einen steilen Schrofen, der nur zu erreichen war, nachdem er sich seiner Schuhe entledigt hatte. Von der zackigen Spitze erblickte er das ungezählte Heer der Berge, das in all' seiner Sommerherrlichkeit dastand, die Schneefelder und über das Salzachthal und den Lueg hinaus das blaue Gewimmel des Flachlandes.

Doch trug er, wie gesagt, meist Sorge, das Thal im Auge zu behalten, um den Schwager nicht zu übersehen, wenn dieser herauf kam, denn er fürchtete mit Recht dessen Vorwürfe, falls derselbe ihn abwesend fände.

Einundzwanzigstes Capitel.

Der Scharler taucht auf.

Da man fast von allen Orten, die Anton auf dieser Höhe nach und nach besuchte, in das Thal hinabsah, so gelang es ihm stets, den Herankommenden noch rechtzeitig zu entdecken. Rasch sprang er dann zum Hause hinab und stieg durch die verborgene Thür in den Schacht hinauf, so daß der Schwager glauben konnte, er habe seinen Versteck nicht verlassen.

Eines Tages aber — es war selbst auf diesen Höhen ziemlich heiß — lag Anton schlummernd im Schatten einiger gewaltiger Legföhren, die ihre Aeste wie Arme eines gewaltigen Kronleuchters in die Höhe streckten. Es war eine große Stille. Nur wenige Käfer schwirrten über die sanft geneigte Fläche hin. Der Schnee der Uebergossenen Alm schaute wie ein matt polirter Stahlspiegel herüber. Auf dem höchsten Zweige einer der Legföhren saß ein blutrother Schmetterling und bewegte leise seine Flügel.

Anton schlief. Plötzlich fuhr er auf. Es hatte ihm geträumt, er sei von einem Manne am Arm gefaßt und gerüttelt worden. Mit einem Schrei fuhr er auf und sah einen Menschen vor sich stehen, der ihn neugierig betrachtete.

Es war ein starker Bursche von etwa dreißig Jahren. Er trug einen grünen, durchlöcherten, wie Zündschwamm morschen Hut, ein dickes, vielfach geflicktes Wamms, eine Hose von schwarzem Rehleder, die ihm bis an die Knie reichte, Schuhe von Holz, mit eisernen Reifen um die Sohle herum eingefaßt, und über der Schulter hing ihm eine alte Büchse mit unförmlich großem Schaft und Kolben.

Anton starrte den Fremdling erschrocken an. Im ersten Augenblicke glaubte er, daß ein ständiges Bild seiner Träume, ein Verfolger, leibhaftig vor ihm stehe. Es ist das eine jener Vorstellungen, welche einen Flüchtling fast unablässig verfolgen.

Ein zweiter Blick auf den Mann belehrte ihn indessen, daß er von ihm nichts zu fürchten haben werde. Sein Aeußeres verrieth einen Wildschützen. Auch für uns ist er der Beschreibung seiner Kleidung nach sofort kenntlich. Es war Niemand anders, als der Scharler Seppl.

„Daß ich da einen Buben anbirsch'", sagte dieser lachend. „Ich hätt' mir da unter den Latschen eher einen Rehbock oder einen Hirsch gehofft."

„Woher kommst denn du?"

„Ich bin ein Schütz' und hoffe, daß du mich keinem Jäger verrathest. Sonst geh' ich mit meinen Kameraden, heute aber bin ich allein."

„Hast du Niemanden um den Weg gesehen?"

Der Scharler Seppl zögerte mit der Antwort, weil er die Frage überhört hatte. Seine Neugierde war ganz und gar von der Kleidung Anton's in Anspruch genommen, so daß er für keinen anderen Gedanken mehr Raum hatte.

Man wird sich erinnern, daß der Schwager, der nichts mehr fürchtete, als daß Anton von irgend Jemandem in seiner alten Soldatenmontur gesehen werden könnte, demselben ein neues Gewand versprochen hatte. Wenige Tage nachher hatte er es ihm auch gebracht, die Soldatenkleider vorsichtshalber in ein Bündel gepackt, mitgenommen und unterwegs, mit einem Stein beschwert, in eine Wasserpumpe geworfen, in welcher sie vor weiterer Entdeckung sicher waren.

„Ich hätt' geglaubt, du hütest da heroben, weil ich dort ein Haus sehe, das, glaub' ich, der Futterstadel des Huttschlager Wirthes ist. Wenn ich aber deine Kleider betrachte, so weiß ich nicht, was ich aus dir machen soll", sagte der Scharler Seppl.

„Ich — ich —", stotterte Anton und besann sich auf irgend eine Lüge.

Er war kein Meister in der Verstellung und die Ueberraschung, welche ihm das unverhoffte Erscheinen eines unbe-

kannten Menschen gebracht hatte, war nicht dazu angethan, seine Einbildungskraft zu stärken. Er war verlegen und das entging dem findigen Wildschützen nicht.

„Ich bin ein Lungauer", sagte endlich Anton, der sich noch zu rechter Zeit seiner Fähigkeit erinnerte, die Mundart der Leute von Tamsweg und vom Muhrwinkel drüben reden zu können, welches die Mundart seiner Mutter war. „Ich bin in St. Johann gewesen und geh' jetzt heim."

„So, so", entgegnete lächelnd der Scharler Seppl. „Wie wär's denn, wenn du ein Deserteur sein solltest?"

Anton wurde roth bis an die Schläfe hinauf. Doch verbarg er seine Bestürzung hinter einem Ausbruch des Unwillens. „Bist du ein Scherge, daß du die Leute anhaltest und ausfragst?" sagte er heftig. „Ich hab' geglaubt, du seist ein Schutz. Laß' mich in Fried', ich hab' dich auch nit gefragt, wo du hingehst."

„So hab' ich's nit gemeint", erwiderte der gutmüthige Bursche. „Wenn man einander in der Wildniß trifft, wird man sich wohl fragen dürfen, wo man sonst bleibt und was vielleicht der Andere Neues weiß, das in der Welt vorgeht."

„Ich hab' am Alten genug", erwiderte Anton noch immer eingeschüchtert.

„Hast du ein Wild da heroben gesehen, wenn du da

hüteſt?“ fragte der Scharler Seppl in der Hoffnung, auf dieſe Weiſe hinterrücks zu erfahren, ob der Angeredete in der That ein Hirt ſei.

Aber der Anton ging ihm nicht in die Falle.

„Diemal“, erwiderte er, „ſehe ich ſchon Gemſen. Aber die mehreren ſind da drüben gegen die Schoder Alm und den Weingart-Kopf hin.“

Vielleicht wollte er ihn mit dieſer Hinweiſung auf entfernte Berge aus ſeiner Nähe bringen, aber der Scharler Seppl ſchien heute beſonders erpicht aufs Reden.

„Wer iſt denn in dem Futterſtadel dort unten?“ fuhr er fort.

„Ich weiß nicht“, erwiderte Anton.

„Schauen wir einmal nach“, meinte der Jäger.

„Was wär's, wenn dort Jäger zukehrten?“ bemerkte der Flüchtling. „Ich glaub', das könnt' dir nit viel Spaß machen, wenn du ſo einem in die Hände laufſt.“

„Reden wir deutſch, Kamerad“, antwortete der Scharler Seppl. „Du biſt nit umſonſt da heroben. Hab' ſchon gehört davon im See drunten.“

Dieſe kühn hingeworfene Behauptung verfehlte ihren Eindruck auf Anton nicht.

„Meinſt du, ich wäre nicht auch davon gelaufen?“ fuhr der Wildſchütze, nunmehr noch ſicherer gemacht, fort. „Sei nur ruhig, ich verrathe dich nicht. Aber wenn ich

manchmal da herüber komme, so mußt du mir Quartier geben. Es ist Platz genug für zwei in dem großen Hause. Ich brauche dann, wenn ich mir was kochen will, mich nit durch den Rauch zu verrathen. Denn du mußt wissen, daß mit mir die Jäger nit viele Umstände machen, wenn sie mich finden."

„Und was willst du denn drunten im See gehört haben?" unterbrach ihn Anton.

„So allerhand, besonders, daß Einer auf dem Huttschlager Futterstadel ab- und zugeht und daß demnächst eine Streif' heraufkommt."

„Nun ja", sagte Anton, „wenn du's nun doch schon halb und halb weißt, so will ich dir's sagen. Ich bin in Salzburg von den Soldaten durchgegangen und muß mich jetzt da verstecken. Die Wirthin ist meines Vaters Schwester. Ich denke, du wirst mich nicht in ein noch größeres Unglück bringen wollen."

„O je", erwiderte der Scharler Seppl lachend, „ich bin auch so zu sagen ein Deserteur. Denn wenn ich auch nicht in Reih und Glied gestanden und den Soldaten davon gelaufen bin, so suchen sie mich doch an allen Ecken und Enden. Denn der König von Baiern braucht Leute, und wenn die Jungen nimmer auslangen, so müssen die Alten herhalten."

„Aber in meine Hütte aufnehmen kann ich dich nicht",

fuhr Anton fort. „Ich hab's dem Wirth zu sehr in die Hand hinein versprochen, daß ich mich nicht selbst verrathe, und es ist eigentlich schon was Arges, daß ich da heraußen herumgehe. Aber ich hab's eben nicht mehr ausgehalten in dem Hause. Ich muß dir auch sagen, daß es mich schon gereut, daß ich davon gelaufen bin. Draußen wäre ich jetzt wenigstens unter den Leuten, während ich jetzt da herin allein sitzen muß, schlechter wie ein Zuchthäusler."

„Laß dich nicht auslachen, was brauchst du viel nach deinem Schwager zu fragen", sagte der Scharler Seppl. „Geh' mit uns, werde ein Wildschütz; so viel, als wir zum Leben brauchen, bringen wir immer zusammen und noch was Uebriges für den Winter dazu. Wir haben in Werfen und in St. Johann Leute, die uns das Wildpret abkaufen. Je mehr unserer sind, desto leichter thun wir uns, wenn wir einmal mit den Jägern zusammentreffen. Besinn dich nicht lange!"

Der Miene Anton's nach schien ihm dieser Vorschlag nicht übel einzuleuchten, und wer weiß, was er geantwortet hätte, wenn nicht gerade jetzt sein Blick auf das Haus hinab gefallen wäre.

Dort unten bemerkte er eine menschliche Gestalt, welche sich nach allen Richtungen hin umschaute. Das konnte nur der Schwager sein, der herauf gekommen war, ihn zu sehen, und ihn nunmehr in der Nähe des Hauses suchte,

nachdem er ihn in dem verlassenen Bergwerke nicht gefunden hatte.

Anton erschrak wie ein auf der That ertappter Uebelthäter. Ohne sich lange zu besinnen, sprang er vom Scharler Seppl weg, diesem einen Gruß zurufend; der aber, welcher die Sachlage rasch begriff, schrie ihm nach, daß er ihn morgen um dieselbe Stunde in seiner Zufluchtsstätte aufsuchen werde.

Anton gab dem Wildschützen keine Antwort, sondern sprang rasch durch das Latschengestrüpp, oft sich mit Mühe durch vorstehende Felsränder und Alpenrosengebüsch hindurcharbeitend, seiner Zufluchtsstätte zu.

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Vorbereitungen zur Reise.

Es war das erste Mal, daß der Wirth seinen Schützling außerhalb seines Verstecktes antraf, und dieser konnte deshalb kaum hoffen, diesmal so freundlich wie sonst immer begrüßt zu werden.

In der That wurde der Herannahende mit ernster Miene empfangen.

„Ich hab mir's wohl gedacht", sagte der Wirth, der mit seinem Sonntagsanzug auch eine feierliche Stimmung mit hinauf gebracht zu haben schien, „daß dich die lange Weile mit der Zeit heraustreibt. Zum Verwundern ist es freilich nicht, daß es Einer da nicht aushält, wenn er noch jung ist und nichts zu thun hat. Das Eingesperrtsein vertragen die Wenigsten. Ich will dich nicht darüber schelten, daß dich die Leute, die da drüben mähen, gesehen haben müssen, denn es ist überall davon die Rede."

Anton wollte betheuern, daß er sein Möglichstes gethan habe, um ungesehen zu bleiben, aber der Wirth fiel ihm in die Rede und fuhr fort:

„Daß dich die dort drüben entdeckt haben, ist völlig gewiß. In wenigen Tagen werden sie, wenn das Wetter anhaltend schön bleibt, auf diese Seite herüber kommen, um zu heuen. Wenn sie um das Haus herum sind und dich aufspüren, dann sind wir verloren, du und ich."

Anton heftete während dieser Anrede die Augen auf den Boden gleich einem Schulknaben, dem eine Strafpredigt gehalten wird.

„Bevor die Heuer hier sind, lieber Anton, mußt du verschwinden", fuhr der Wirth fort. „Du siehst es selbst ein, daß ich auch ins Unglück hineingerathe, ohne daß es dir etwas nützt. Es ist doch besser, du gehst wieder fort, als wenn wir alle mit einander deinetwegen leiden müßten. Deine Schwester hat dich gewiß gern, aber sie hat mir aufgetragen, nicht eher wieder heimzukommen, als bis ich sagen kann, daß du von da weggehst, wo dir jede Stunde, wenn du allein draußen herum gehst, die größte Gefahr bringen kann."

Anton besann sich eine Weile, dann gab er seinem Schwager die Hand und sagte in bewegtem Tone:

„Schwager, unser Herrgott soll mein Zeuge sein, ich gehe nicht ungern. Daß ich's nur gesteh' und aufrichtig

sag', wie mir's um's Herz ist, seit einer Woche ungefähr kann ichs schier nimmer aushalten. Wenn ein Mensch so gar keine Beschäftigung, garnichts zu thun und zu denken hat als alleweil über sein Elend nachgrübeln, an die Heimath denken und wie's so vielen Tausend besser geht, die daheim mit arbeiten und bei ihren Leuten sein können, so möcht' Einem schier das Leben verleidet werden. Ich bin ja doch sonst von Kind auf die Arbeit gewohnt und das war mir auch bei den Soldaten gewiß das allerärgste, das Herumliegen auf dem Strohsack, das Postenstehen und unnütze Hin- und Herschieben. Wenn's noch lang so fortgegangen wär', mein' ich, ich hätt' mich lieber einfangen lassen. Doch will ich fragen, ob es schon Folgen gehabt hat, daß sie mich hier herumgehen gesehen haben?"

Der Wirth antwortete:

„Es ist schon bis zu den Gerichtsdienersgehilfen gekommen. Glücklicher Weise aber bin ich mit denen gut an, besonders mit dem Gerichtsdiener selber. So hat mir dieser erzählt, wie ihm gestern oben im Dorfe beim Brückenwirth von der Geschichte etwas zu Ohren gekommen ist. In meinem Futterstadel, hat es geheißen, geht Jemand ab und zu und da waren gleich Einige vorhanden, daß es mit der Sache nicht richtig sein könne. Sie haben von dir gesprochen und wie wir unter einander verwandt sind. Wenn es der Scharnitz gehört

hat, so wird morgen oder am Ende noch heute auf dich gestreift."

„Finden werden sie mich aber nicht, Schwager, darauf könnt ihr euch alle mit einander verlassen. Ich will gar nicht von dem Schacht und der Thür reden, obwohl die Einen gewiß sicher verstecken, sondern ich wähle das noch Bessere, und geh noch heute auf und davon!"

„Nur langsam", entgegnete der Wirth, „und nicht so hitzig! Ehe du fortkannst, giebt es noch Allerlei da heroben zu thun. Setzen wir einmal den Fall, die Streife käme und fände die heimliche Thüre, so wäre ich verdächtigt genug. Es muß so aussehen, als wenn sich Derjenige, den die Mäher gesehen haben, ohne mein Vorwissen hier aufgehalten hätte. Du mußt mir also helfen, in die Thür ein Loch zu machen, so, daß einer meinen kann, der Mensch wäre hier eingebrochen. Das Nämliche wiederholen wir an der Thür, die in den Stall selber geht, und dann breite ich auf dem Heu, das noch dort liegt, einen alten Mantel aus. Dann werden sie meinen, es habe sich dort irgend Einer aufgehalten, und zwar seit der Zeit, seit der die Kühe nicht mehr da sind, ein Vagabond, Alpenbettler oder Wurzgraber. Wenn sie das sehen, wird es Keinem einfallen, weiter herumzusuchen, und die verborgene Thür bleibt nach wie vor ein Geheimniß. Den Mantel habe ich

in dem Bündel dort mit anderen Sachen mitgebracht und jetzt wollen wir uns an die Arbeit machen!"

Der Wirth zog ein Stemmeisen und einen Hammer aus dem nämlichen Sacke, in welchem der Mantel verwahrt war, und begann in die Thüre ein Loch zu schlagen. Bald löste ihn Anton in dieser Arbeit ab und der Wirth stellte sich neben ihn, um ihm die erforderlichen Weisungen zu geben.

Als das Loch so groß schien, um einen Mann hindurchzulassen, versuchten sie es. Sie krochen mit Leichtigkeit in den Stall und wiederholten an der dortigen ebenfalls verschlossenen Thüre ihre Arbeit. Hierauf höhlten sie im Heu eine Vertiefung aus, die glauben machen konnte, als sei sie durch fortgesetztes Liegen darin entstanden, und legten in die Vertiefung den mitgebrachten Mantel.

Nachdem dies geschehen war und Anton noch einen letzten Blick in den Stollen geworfen hatte, von dessen geheimnißvollem Eingang er so lange geborgen worden war, setzte er sich zum Schwager auf den Heuhaufen.

„Ich will dir noch einiges Wichtige zu beherzigen geben, Anton", begann der Wirth langsam, indem er sich eine Pfeife anzündete. „Vor Allem gehst du mir oben am Berg hin nur auf dieser Thalseite fort und bleibst, so lange du auf Großarler Boden bist, in keiner Sennhütte über Nacht. Ich kenn' das zu gut. Wenn du es doch

thätest, so würdest du es bitter bereuen, aber umsonst, die Reue käme zu spät."

„Gewiß, Wirth, thu' ich das nit," erwiderte Anton. „Aber ihr habt vergessen mir zu sagen, wo ich überhaupt hingehen soll."

„Wo anders hin, als aus dem Baierischen heraus und zunächst ins Kaiserliche, nach der Steiermark. Sowie du den Paß Mandling hinter dir hast, bist du sicher. Die Kaiserlichen liefern Keinen aus. Doch hör' mir nur zu, du wirst schon erfahren, was ich meine."

„Ich werd' eurem Rath folgen, Schwager!"

„Also im Großarlerischen übernachtest du mir in keiner Sennhütte. Wenn du oberhalb Hüttschlag angekommen bist und auf die Wolfsau herabschauen kannst, so seh' vor Allem nach, ob auf dem Dach vom Maurerhäusl ein Leintuch ausgebreitet liegt. Siehst du es dort, wo du es wegen der dunkeln Farbe von den Schindeln leicht erkennen kannst, so darfst du auch dort nicht ins Thal hinuntersteigen, sondern mußt auf dem Berg bleiben. Dann erkundigst du dich meinetwegen in einer Sennhütte, aber nur bei Tag, um den Weg. Wenn du etwas sprichst, so nimm die Lungauer Sprach', du kannst sie ja von daheim her."

„Schon recht, Schwager, aber sagt mir nur, warum soll ich in die Wolfsau und auf das Maurerhäusl hinab-

schauen?" Man findet doch öfters, daß auf einem Dach ein Leintuch zum Trocknen ausgebreitet liegt?"

„Das ist ganz einfach", versetzte trocken der Wirth. „Im Maurerhäusl haben sie drei Buben, die alle drei, wie du, von den Soldaten desertirt sind. Da ist nun ein Weibsbild da, die Fuchs-Lisi, die hält sich bald in St. Johann, bald in Großarl auf und kundschaftet bei den Herren, beim Pfleger und bei den Anderen aus, wann wieder eine Streife abgeht. Wie sie es weiß, sagt sie es Denen im Maurerhäusl und die Leute geben nachher sofort das verabredete Zeichen, denn die Buben halten sich oben auf den umliegenden Alpen auf und warten nur auf dieses Zeichen. Wenn sie es sehen, so wissen sie sich noch bei Zeiten zu hüten."

„Ja, aber wie erfährt denn die Fuchs-Lisi das Alles? Sie ist ja doch, so viel ich sie kenne, weiter nichts als ein Bettelweib. Ich begreif' nicht, wie sie das von den Herren herauskundschaftet."

„Das ist wieder recht einfach. Die Lisi war einmal eine berühmte Pfarrersköchin. Sie kennt sich in den Küchen aus wie keine Zweite. Darum streicht sie auch immer bei den Hausfrauen und Köchinnen herum und wird oft um Rath gefragt, wenn am Essen dies oder jenes abgeht. Auch weiß sie immer allerhand zu besorgen. Fehlt es an Hühnern, Eiern, Kochgeschirr, Fischen, so besorgt sie es. Darum

steht sie mit den Dienstboten auf recht vertrautem Fuß und sogar mit mancher Gnädigen. Wenn sie dann etwas herausbringen will, so erzählt sie etwas selbst zusammen Gereimtes. Wenn ihr auf das hin die Frau noch nicht mittheilt, was sie wissen will, so erfährt sie es sicher von der Köchin."

„Es wundert mich aber doch, wie das so fein kann und wie die Fuchs-Lisi auf diese Weise die Streifen herauskriegt," bemerkte Anton.

„Es ist wahr, die Lisi allein könnte es vielleicht nicht machen, wenn sie nicht noch einen Helfershelfer hätte. Dieser Helfer ist der Wasserkopf-Toni. Ueber den geht nichts im Ausforschen, darin ist er ein völlig unerreichbarer Kopf. Der kann sich so dumm stellen und die Leute so ausfragen, ohne daß sie es merken, daß ihm, glaub' ich, sogar der Pfleger Red' und Antwort stünde. Wenn du schon einmal einen Geier heroben im Gebirg' gesehen hast, wie der zuerst ganz langsam im Kreise herumfliegt, bis er sich mit einem Mal auf das niederstürzt, was er packen will, so kannst du dir eine Vorstellung vom Wasserkopf-Toni machen. Zuerst kommt er mit allerlei Fragen und wenn er mit diesen schon einigen Anhalt gefunden hat, so rückt er dann mit der Kernfrage heraus. Kann er die an den Mann, den er gerade in der Arbeit hat, nicht stellen, so hilft er sich mit andern Fragen, so daß er schließlich

schon weiß, wie es mit der Angelegenheit steht. Er ist eigentlich ein Hausirer, geht mit Besen, Strohmatten und ähnlichem Zeug herum. So kommt er in die Häuser. Der Wasserkopf-Toni und die Fuchs-Lisi spielen schön zusammen und was die eine nicht herausbringt, da muß der andere herhalten. Seine Künste läßt er aber nur für diese Bettlerin springen. So besitzen die zwei eine große Kenntniß von den Leuten und ihren Angelegenheiten, wissen ihre Schwächen und Fehler und darauf arbeiten sie fort, immer für ihre Zwecke. Manchmal hinterbringen sie den Herrschaften auch Vorfälle, die aber alle unbedeutend sind, damit sie einerseits den Herren auch etwas zu hören geben und auf der andern Seite Niemanden hinein reiten. Dadurch erwerben sie sich auch beim Pfleger, bei den Schreibern und anderen Herren das Vertrauen, das sie nöthig haben."

„Ich werd' sorgsam auf das Maurerhäusl schauen," sagte Anton.

„Noch Eins darfst du nicht vergessen. Du bist zu kurze Zeit herumgewandert, als daß du wissen solltest, wie sich jetzt die Deserteure unter einander erkennen. Ich weiß das von denen, die oft genug bei mir eingekehrt sind. Auf das mußt du aber achten, denn es kann dir von Nutzen sein. Wenn Einer am Hut oder an seiner Kappe gerade über der Stirn einen kleinen Fichtenstrauß trägt und dich

anschaut, so gieb Obacht, ob er die Zungenspitze im linken Mundwinkel zwischen den Lippen hervorschauen läßt. Wenn er das thut, dann darfst du ihm vertrauen, denn er ist auch ein Deserteur. Du mußt ihm aber mit dem nämlichen Zeichen antworten."

Anton versuchte es auf der Stelle. Der verständige Wirth aber fuhr lächelnd fort:

„In vielen Häusern wohnen Flüchtlinge, denen gute Leute in ihrer Noth beistehen. Solche Häuser erkennst du daran, daß vor dem ersten Fenster von der Hausthür links oder rechts an gerechnet ein zerbrochener Hafen steht. In einem solchen Haus wohnen Flüchtlinge. Ich rathe dir, auf solche Dinge ein genaues Augenmerk zu haben. Denn du mußt trachten, mit Leuten deines Schlages bekannt zu werden. Auch thust du dir viel leichter, wenn du gleich weißt, wo du zusprichst, als wenn du fremd in ein bärenfremdes Haus kommst und dort um Obdach bittest. Wenn du Schicksalsgenossen um dich herum hast, so helft ihr euch besser durch, als wenn du allein herumgehen mußt, weil Einer auf den Anderen angewiesen ist und die Menschen in gleicher Lage gern zusammenhalten. Mehrere finden sich leichter aus einer Schwierigkeit hinaus als ein Einzelner. Es ist das im Leben grad' so, wie wenn Einer über ein böses Kees (Gletscher) geht und ihm Niemand

beispringt wenn er einbricht, oder dagegen Viele bei einander sind, von denen Einer den Anderen herauszieht."

„Ich muß aber doch ein Ziel haben, wo ich hingehen soll, und ihr werdet mich doch nicht so ohne Weiteres in die Welt hinausjagen!"

„Sei nur zufrieden. Was ich gesagt habe, gilt für deine Reise ins Steierische hinüber. Auf der Straße kannst du, soweit der Boden noch baierisch ist, nicht gehen und auch der Mandlinger Paß selber ist gut von den Kaiserlichen besetzt. Wenn die einen Deserteur unter die Hand kriegen, dann liefern sie ihn freilich nicht an die Baiern aus — das thun sie nicht, aber sie schleppen ihn weit fort ins Innere des Reiches, wenn sie ihn nicht gleich gar selber unter die Soldaten stecken, womit du vom Regen in die Traufe gerathen wärest. Du mußt also um den Paß herum gehen. Wenn du einmal in Mandling selber bist, so hat es nicht mehr so viel Noth. Da gehst du zum oberen Wirth, zum ersten, und erkundigst dich, wie es drüben mit der Arbeit und so weiter steht. Du wirst gut aufgenommen, wenn du einen Gruß von mir ausrichtest. Denn die Wirthin ist eine unserige, sie ist von Flachau gebürtig. Schau, daß du irgendwo in einer Profession, meinetwegen als Metzger, als Lehrling unterkommst. Mag es kommen, wie immer, du wirst es einmal gut brauchen können. Und wenn du ein Unterkommen hast, oder auch,

wenn du etwas besonders nothwendig brauchst — Geld können wir dir freilich keines schicken, denn du weißt ja, wie hart wir uns bei den schweren Kriegszeiten mit den Kindern selber thun — so schicke eine Botschaft zu dem Wirth. Man heißt's dort beim Röster am Bühel. Es kommen immer Leute herüber und die Post wird uns sicherlich ausgerichtet."

Anton schaute den Wirth mit einem eigenthümlichen Blicke an, nachdem dieser seine Rede geendet hatte.

Der kluge Mann verstand, was das zu bedeuten hatte, und sagte:

„Nu, sieh, in dem Mantel da hab' ich dir noch Verschiedenes mit heraufgebracht. Ein wollenes Wamms, verschiedene Eßwaaren, einiges gesalchtes Fleisch und (dabei griff er in seine Joppentasche) einiges Geld, denn viel vermögen wir nicht, habe ich dir zugedacht. Mehr habe ich selbst nicht. So, Bub', und jetzt mach' mir das Herz nicht schwer, sondern geh' in Gottes Namen und mach' uns keine Schand'! Lebewohl!"

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Die Reise.

Als Anton allein war, wurde es ihm doch seltsam zu Muth. So sehr er sich von seinem Schachte hinweg gesehnt, so verlockend ihm die Welt geschienen hatte, so hilflos fühlte er sich jetzt, als er auf den Hängen in östlicher Richtung dahinschritt.

Es giebt kein Gefühl, welches den Bergbewohner im Allgemeinen und den Bewohner der Tauerngegenden insbesondere mächtiger ergreift, als die Zuneigung zur Heimath und zwar zur Heimath im allerengsten Sinne. Die Abgeschlossenheit der Thäler, die Beschränktheit des Gesichtskreises, der geringe Verkehr mit Menschen bewirkt dieses Angefremdetwerden durch plötzliche Veränderung des Aufenthaltes. Weiß Gott, welche Begriffe sich Anton über die Entfernung von Großarl nach Steiermark machte!

Der Gedanke, unter ganz fremden Leuten leben zu

müssen, erschien ihm nun auf einmal noch fürchterlicher, als das Dasein im Schachte, von dessen Oeffnung aus er, wenn nicht das heimathliche Thal, doch die heimischen Berge überschauen konnte.

Diese Furcht mag dem Menschen, der in größeren Verhältnissen aufgewachsen ist, ebenso lächerlich, als die Willenlosigkeit des Flüchtlings verächtlich vorkommen. Wenn man jedoch das Wesen dieser Menschen in Betracht zieht, in welchen mit sehr beschränkter Fähigkeit, neue Gedankenkreise in sich aufzunehmen, das zäheste Festhalten am Gegebenen und sehr viel empfindelnde Schwärmerei in einem höchst seltsamen Gemische sich befinden, so wird man den armen Tropf begreifen, ja, man wird ihm sogar den undankbaren Zorn nachsehen, der in ihm gegen den guten Schwager entbrannte.

Es kam ihm vor, als habe ihn dieser aus dem Heimathslande vertrieben. Ungerecht in seinem bitteren Gefühl, vergaß er, daß er erstlich durch seine Fahnenflucht, sodann durch das leichtsinnige Verlassen seines Zufluchtsortes sich selbst die ganze Schuld zuzumessen hatte.

Hoch über dem Thale saß er da auf einem Felsen und weinte. Da kam ihm die Erinnerung an die wenigen Gegenstände, die er aus dem Elternhause bei sich trug.

Den einen Gegenstand hatte ihm die liebe Schwester gegeben, den anderen der Vater. An dieser Hand hatte ihn

die alte Mutter gehalten, als er zum letzten Mal über die Schwelle des Hauses seiner Kindheit schritt.

Bei einem Menschen im Alter unseres Flüchtlings dauern indessen derartige Eindrücke nur ebenso kurze Zeit, als sie schmerzlich und heftig sind.

Kurze Zeit darauf betrachtete Anton sich nicht nur die von zu Hause so zu sagen als Andenken mitgenommenen Gegenstände, sondern auch den Speisevorrath, welchen ihm der Schwager zugesteckt hatte. Die bittere Empfindung, welche ihn gegen diesen ergriffen hatte, schwand mehr und mehr, während er sich dem Genusse der von ihm geschenkten Speisen hingab. Bei jedem Bissen dachte er daran, daß dies nun auf weiß Gott wie lange die letzte Nahrung sei, welche von Händen ihm wahrhaft zugethaner Menschen bereitet worden war. Mit dieser Beruhigung des Körpers wurde es auch in seinem Nachdenken stätiger und klarer.

Er fing an, sich selbst zu sagen, daß Niemand anders als er an den verschiedenen Wendungen seines Schicksales die Schuld trage.

Ueberdies wurde seine Aufmerksamkeit bald von einer andern Frage in Anspruch genommen.

Das rothe Abendlicht rückte immer höher und höher gegen die Spitzen der Berge hinauf. Die Sonne selbst sah er nur mehr durch eine Lücke, die sich im Grate des gegenüberliegenden Gebirges aufthat.

Das gab ihm Veranlassung, seine Gedanken nunmehr der Aufsuchung eines Nachtlagers zuzuwenden.

Derlei ist indessen auf der luftigen Höhe nicht so leicht zu finden, als man glauben könnte.

Schirmendes Obdach von Bäumen giebt es in solcher Erhebung vom Thale wenig mehr. Am Niedersteigen zu Almhütten hinderte ihn zum Theil die Entfernung, zum Theil aber auch die Warnung, welche ihm sein Schwager hinsichtlich der Hütten hatte zu Theil werden lassen.

Im Uebrigen würde er auch ohne diese und jene Erwägung nicht hinab gegangen sein. Die mit so vielen Gefahren bewerkstelligte Flucht aus der Festung, noch mehr aber der einsame Aufenthalt im Schachte hatten ihn völlig menschenscheu gemacht. Er würde sich durch sein Benehmen augenblicklich verrathen haben und das Bewußtsein hiervon, welches ihm selbst vorschwebte, würde ihn verhindert haben, sich ohne Noth einer menschlichen Wohnung zu nähern.

Allerdings war das Wetter schön und außer dem reichlichen Nachtthau, der auf jene Höhen niederfällt, keine Unannehmlichkeit zu gewärtigen.

Auch erhob sich an mancher Stelle Krummholz über die Grashalmen, welches mit seinen aufstrebenden Zweigen einigen Schutz gewährt hätte. Weiter oben hin breitete sich eine goldgelbe Fläche aus. Es war eine mit Speik*)

*) Valeriana celtica.

wachsene Wiese, von welcher ein betäubender Duft sich herabzog.

So hätte vielleicht ein Flüchtling anderer Art sich nicht so lange auf diesem Berghang abgemüht, eine kleine Höhlung als Unterkunft für die Nacht aufzuspüren. Er hätte sich frisch weg an irgend einer Stelle zwischen den harzduftigen Legföhren hingelegt und, von der großen Einsamkeit dieser Berge gehütet, die kurze Sommernacht in so ruhigem Schlummer zugebracht, wie nur irgendwo zwischen den Pfählen einer dumpfigen Bauernstube.

An einer solch einfachen Art, zu einer Schlafstätte zu kommen, hinderte ihn jedoch die Furcht.

Man muß nämlich wissen, daß, so wie es in den Köpfen dieser Menschen viele Pflanzen giebt, in welchen ungeahnte und zauberhafte Kräfte schlummern und von denen kein Gelehrter jemals etwas gesehen hat, so auch Thiere darin vorkommen, welche den einsamen Wanderer mit Entsetzen erfüllen.

Das gefürchtetste dieser Thiere ist der „Birgstutzen", allen Beschreibungen nach eine Art von großer Eidechse, von Manchem auch wie eine Schlange mit zwei Füßen geschildert, wodurch er sich von dem in andern Gebirgen heimischen Tatzelwurm unterscheidet, welcher völlig wie ein Kaiman aussieht.

Der Birgstutzen ist etwa drei Schuh lang und endigt

in einem Schwanz, welcher plötzlich abbricht, so daß er wie abgehackt ausschaut. Wo der Speik blüht, sollen die Birgstutzen nicht weit sein.

Das wußte Anton und deswegen wagte er es nicht, sich ganz frei und ohne Schutz auf die Bergmatte niederzulegen.

Da es nun keine Höhlung gab und er andererseits auch keine Hütte aufsuchen wollte, so blieb ihm nun freilich nichts Anderes übrig, als sich eine der hier und dort vereinzelt dastehenden Schirmtannen auszuwählen, welche man von dem früheren Waldbestand an mancher Stelle als Schutz für das Vieh übrig gelassen hat.

Die langen Aeste dieser gewaltigen Bäume reichen bis nahe an den Boden herab. Es ist deshalb sehr leicht, hinaufzuklettern.

Anton stieg bis zu einer Höhe von etwa zwei Klaftern über dem Boden den astreichen Baum hinan. Er befand sich dort so gut versteckt, als ob er in einer Höhle gewesen wäre.

Um es sich recht bequem zu machen, bereitete er sich über den dicht neben einander wagrecht vom Baumstamme abgehenden Aesten ein ziemlich bequemes Lager aus Reisig und zarteren Zweigen.

Dort legte er sich zur Ruhe nieder.

Durch die Zwischenräume der Nadeln des Baumes

drang das Licht der Sterne, welche allmählich am dunkelblauen Himmel erschienen. Gelbgrün blitzte manchmal das Licht eines Glühwürmchens herein, welches draußen ruhig seine Kreise zog. Durch eine breitere Lücke zeigte sich das bläuliche Schimmern des Gletschereises unter einem nachtfahlen Firnfeld.

Unter dem gleichmäßigen Rauschen des Baches, welches von unten heraufdrang, wanderten die Gedanken des eingeschläferten Flüchtlings bald ins Traumreich. Er sah sich mitten unter den Seinigen, die Mutter, wie sie ihn mit lautem Jubelruf begrüßte, den Vater, der ihm die Hände entgegenstreckte. Die Stimmen derselben verhallten nach und nach, es wurde finster und tiefer Schlaf umfing den Einsamen.

Ende des ersten Bandes.

Robinson in den Hohen Tauern.

Zweiter Band.

Robinson in den Hohen Tauern.

Ein Sittenbild

aus dem

Volksleben in den Gletscherthälern Salzburgs

von

Heinrich Noé.

Zweite Auflage.

Zweiter Band.

Jena,
Hermann Costenoble.
1879.

Erstes Capitel.

Ein Zwiegespräch auf hoher Alm.

Die Gestirne über den Bergen zogen ihre großen, die Glühwürmchen ihre kleinen Kreise, und es wurde immer stiller, je näher der Morgen heranrückte.

Plötzlich geschah dem Schläfer etwas, was sich unter den gegebenen Umständen häufig ereignet. Er träumte von lauten, im Streite befindlichen Stimmen. Vorgänge, die sich in Wirklichkeit neben ihm zutrugen, erzeugten in ihm gleichgestaltige Traumbilder.

Er hatte im Traume zwei Menschen sich mit einander zanken gehört. Mit einem Male fuhr er aus dem Schlafe auf und hörte in der That gerade unter sich, am Fuße des Stammes, in dessen Astwerk er gebettet war, zwei erregte Stimmen.

Erste Stimme: „Du Galgenstrick!"

Zweite Stimme: „Meinetwegen, Galgenstrick. Es

ist aber noch nicht erwiesen, wer von uns zweien der größere ist."

Erste Stimme: „Daran zweifelt auf der ganzen Welt kein Mensch."

Zweite Stimme: „So, und warum laufst du mir denn nach, wenn ich um so viel schlechter bin als du?"

Erste Stimme: „Wäre es dir vielleicht lieber, mich dort zu sehen, wo du schon lang' hingehörst?"

Zweite Stimme: „Du kannst einmal dumm fragen. Wenn ich dir nicht gut genug bin, so geh' halt weiter. Ich hab' dich nicht gerufen."

Erste Stimme: „So laß doch einmal ein gescheidtes Wort mit dir reden und nimm Vernunft an!"

Zweite Stimme: „Zeig' du, daß du Vernunft hast, dann können wir reden."

Erste Stimme: „Das ist aber einmal ein dummes Streiten."

Nach diesen Worten räusperte sich der Besitzer dieser ersten Stimme und es entstand eine Zeit lang Stillschweigen.

Antons erster Gedanke war, daß einer von den beiden Männern der Scharler Seppl sein müsse, den er am gestrigen Tage so unerwartet gefunden hatte, und der Andere ein Spießgeselle von ihm. Vielleicht hatten sie sich wegen irgend welcher Jagdbeute entzweit. Daß sie den gleichen Stamm als Ruheplatz aufgesucht hatten wie er, darüber

wunderte er sich nicht, denn der Baum war in der That auffallend genug und mußte Jeden, der in der nämlichen Absicht ihm nahe kam, als Obdach einladen.

Ehe er aber Zeit hatte, hierüber mit sich ins Reine zu kommen, begann der Streit unten aufs Neue. Diesmal war es die zweite Stimme, welche anhob:

„Es ist doch zum Lachen mit dir. Zuerst laufst du Einem nach und dann schimpfst du ihn. Erst wenn das gar und Alles heraußen ist, nachher kommst du wieder ein wenig zur Besinnung."

Erste Stimme: „Ich hab' dir ja schon gesagt, daß ich blos wegen deiner da herauf gekommen bin. Ich hab' bei der Sache nichts zu schaffen."

Zweite Stimme: „Sonderbar, daß du für dich gar nichts willst und daß du so eine uneigennützige Liebe verspürst zu mir. Es glaubt dir's nicht leicht Einer, daß du umsonst so einen weiten Weg machst, Alles für Nichts und blos wegen meiner. Kein Mensch möcht' es glauben. Am Ende haben dich gar die geistlichen Herren abgeschickt, um meine arme Seel' vom Teufel zu retten und, wenn sie dabei etwas verdienen können, auch die deinige. Weißer wird sie ohnehin nicht sein, als die meinige."

Erste Stimme: „O, zum Seelenretten, dazu hätt' es noch lange Zeit Weil!"

Zweite Stimme: „Also ist's halt doch, wie ich

sag'. Es ist ein Geschäft, was dich da herauf getrieben hat."

Erste Stimme: „Das magst du dir freilich wohl denken."

Zweite Stimme: „Freilich habe ich mir's denken können, daß du wegen dem Himmelreich keinen Schritt vor die Hausthüre hinaus machst, denn so viel kann ich dir sagen, ich kenn' dich besser, als du mich, und außerdem will ich dir auch gestehen, daß ich noch lang' nicht mit dir tauschen möcht'. Du weißt, wie die Alten sagen: Keine Seel' wagen und ein Jeder soll selber seine Haut zum Lederer tragen."

Erste Stimme: „Wir werden uns doch nicht über die Seel' streiten wollen?"

Zweite Stimme: „Glaub's schon, daß du nicht aufgelegt bist dazu."

Erste Stimme: „Ich glaub', es ist gescheidter, wir reden jetzt von unserem Geschäft."

Zweite Stimme: „So laß hören."

Erste Stimme: „Ich muß dir sagen, daß ich bei der Nacht nicht gern von solchen Sachen rede. Man weiß nie, wer um den Weg ist. Wollen wir lieber den Tag abwarten, daß wir uns genau auskennen. Oft steckt dir irgend ein Kerl, den der Teufel daher geführt hat, in

der Nähe und looſt dir die ganze Unterredung ab. Haſt du vielleicht Hunger?"

Zweite Stimme: „Ich müßt' lügen, wenn ich ſagen ſollte, ich hab' Hunger. Aber weil du ſo Angſt haſt, daß uns Einer abhorcht, was wir reden, haſt du vielleicht ein ſchlechtes Gewiſſen?"

Erſte Stimme: „Umſonſt iſt's nicht, wenn man ſich vorſieht. Doch wenn du keinen Hunger haſt, ſo magſt du doch vielleicht einen Schnaps?"

Die zweite Stimme antwortete nicht mehr.

Dagegen hörte der Flüchtling auf ſeinem Baume das eigenthümliche Geräuſch, welches durch die Reibung eines Korkes an Glas entſteht. Geſprochen wurden nur mehr einzelne und unzuſammenhängende Worte. Der mißtrauiſche Vorſchlag von Stimme Eins war alſo angenommen worden.

Wenn nichts mehr geſprochen wurde, ſo wiederholte ſich der knirſchende Ton des Entkorkens und Wiederverſchließens der Branntweinflaſche um ſo häufiger. Auch hörte Anton das Anſchlagen eines Steines an Stahl, ſah Funken und bald darauf zog Tabacksqualm durch das harzduftige Haus der Schirmtanne.

Mittlerweile war dem Anton das Liegen auf einer Seite höchſt läſtig geworden. Gar zu gern hätte er ſich auf ſeinem harten Lager umgewendet, aber er fürchtete, das Knarren

der Aeste möchte ihn verrathen. Glücklicherweise erhob sich mit einem Mal ein kalter und ziemlich heftiger Luftstoß vom Tauern herüber, der Baum bewegte sich ein wenig und das Schwirren, welches dieser Windzug in dem Wipfel hervorbrachte, benutzte er, um die seit langer Zeit mit Schmerzen ersehnte Wendung zu vollziehen. Den beiden Männern unten war das Geräusch entgangen, denn er hörte nichts mehr von ihnen; bald hörte auch der Rauch auf, ihm in die Nase zu steigen. Es schien also, als ob auch über diese Unstäten der Schlaf gekommen wäre.

Allmählich dämmerte der Morgen herauf. Der Himmel über den Bergen war zuerst grau, als ob schlechtes Wetter kommen würde. Als aber rothes Licht auf den höchsten Spitzen erschien und Höhen und Tiefen ihre natürlichen Tagesfarben annahmen, da glänzte auch er im schönen, tiefen Sonnenblau herab. Die Schatten, welche die eine Bergseite ins Thal warf, traten immer weiter und weiter zurück und bald wurde auch der Bach unten von der Sonne getroffen, so daß er wie Silberblick aufblitzte.

Zweites Capitel.

Fortsetzung des Alpen-Idylles.

Als die Sonnenstrahlen auch durch die Lücken des Astwerkes in der mächtigen Schirmtanne fielen, erwachte Anton.

Er fuhr sich an die Stirne und besann sich einige Augenblicke über seine Lage. Als das Bewußtsein von der Wirklichkeit wieder vollständig lebendig geworden war, war sein Erstes der Wunsch, zu entdecken, was aus den beiden Männern geworden sei, deren Gespräch ihn in der Nacht gestört hatte.

Es war nicht so leicht hinabzuspähen, ohne in den Aesten, welche seine Bettstatt bildeten, irgend ein Geräusch zu verursachen. Doch gelang es ihm mit einiger Sorgfalt, indem er einen Zweig, der ihm die Aussicht besonders hemmte, mit einer Hand unter Anwendung all seiner Kraft sehr langsam allmählich seitwärts bog.

Endlich erblickte er die Zwei. Der eine saß am Boden und rauchte eine Pfeife. Der andere schlief noch. Von keinem konnte er das Gesicht sehen, doch genügte ein Blick auf die Gestalten und ihre Ausstattung, um ihm zu zeigen, daß keiner von den Beiden der Scharler Seppl war.

Derjenige, welcher noch schlief, glich der Kleidung nach einem Metzger, der auf den Almen herum geht und Vieh einkauft. Doch statt des Haselstockes und des Hundes, welche die unzertrennlichen Begleiter dieser Leute sind, waren hier andere Dinge vorhanden, die gar nicht zu solchem Gewerbe gehören.

An den Stamm war eine Büchse gelehnt und vom untersten Aste hing ein Säbel herab. Diese Waffen gehörten wohl dem Schlafenden, denn sie befanden sich auf Griffweite neben ihm.

Der Andre, welcher rauchte, unterschied sich in seiner Kleidung durch nichts von dem nächsten besten Gebirgsbauern.

Dieser trat endlich zu dem Schlummernden, rüttelte und weckte ihn auf.

Der erste Griff des Erwachten, nachdem er aufgesprungen, war nach seinem Gewehr. Er faßte es und schaute sich nach allen Seiten um. Als er die Luft rein fand, prüfte er das Schloß seiner Waffe und nachdem

auch an diesem nichts Neues wahrgenommen wurde, ersuchte er den Anderen um einen Trunk Branntwein.

Das fast Unbewußte aller dieser Bewegungen zeigte, daß der Mann mit dem Gewehre nicht das erste Mal neben seinen Waffen geschlafen hatte und daß er der Gefahr, der Unsicherheit oder Verfolgung gewohnt war.

Die Stimme, die sich gestern Anton selbst als die erste bezeichnet hatte, gehörte dem Menschen, der wie ein Großarler Bauer aussah, die andere dagegen dem Bewaffneten.

Anton hatte von seinem Schwager, als er noch im Schachte hauste, einmal erfahren, daß ein Haupt-Spitzbube, nach welchem man lange gesucht hatte, aus dem Gefängniß in Großarl, der sogenannten „Pfleg", ausgebrochen sei. Von einem der Gerichtsdiener hatte er noch ein Kugelgewehr und einen Säbel mitgenommen. Es kam ihm sonach nicht unmöglich vor, daß dieser Flüchtling und der Mann am Baume eine und die nämliche Person wären.

Nachdem sich der Besitzer des Schießgewehres beruhigt hatte, setzten sich Beide nieder.

Sie holten aus einem grünen Zwilchsack, der an Tragriemen befestigt war, einen Laib Brod, ein rundes Stück Käse, Speck und eine Flasche hervor, in welcher sich aller Wahrscheinlichkeit nach der Rest des Branntweins befand, an welchem sie sich in der Nacht erlabt hatten.

Der Bewaffnete: „Der Branntwein ist gut. Er ist wahrscheinlich von dem, den du zu Haus hast?"

Der Bauer: „Nein, wenn ich einen solchen hätt', wär' ich froh. Mir ist voriges Jahr die ganze Brennerei mißrathen. Den da hab ich in Kardeis gekauft."

Der Bewaffnete: „Jetzt wollen wir also unsere Sache abmachen, derweil wir essen."

Der Bauer: „Laß mir doch Zeit, sag ich dir. Du weißt ja, gut Ding braucht lange Weil."

Nach diesem merkwürdigen Zwiegespräch wieder Pause, während welcher die Flasche fortwährend von einem Mund zum anderen wanderte.

Der Bewaffnete: „Ich trinke zuviel. Mir scheint, du willst mich anzechen. Hab ich nicht Recht, was?"

Der Bauer: „Dazu hab ich keinen Grund, sollt' ich denken. Ich sehe nur, daß er dir gut schmeckt. Im Uebrigen krieg' ich ja morgen wieder einen solchen, weißt — wir brauchen nicht zu sparen."

Der Bewaffnete: „Du brauchst aber auch nicht zu glauben, daß ich dich so nothwendig hab' und daß es mir auf den Almen da heroben so besonders schlecht geht. Ich bring' mich leicht durch und schau nicht auf einen Wohlthäter."

Der Bauer: „Nu, mitunter wird's aber doch fehlen, es kann ja gar nicht anders sein."

Der Bewaffnete: „Wenn du's nicht glauben willst, so laß es bleiben."

Der Bauer: „Du brauchst nicht gleich mit dem Kopf oben aus zu fahren. Was treibst du denn aber eigentlich den lieben langen Tag da heroben, erzähl doch einmal!"

Der Bewaffnete: „Daß ich was zu thun hab', dafür sorgst schon du und der Giftigin*) ihr Bub. Was ich aber die übrige Weil thu', das kannst du dir schon denken, da brauch' ich nimmer viel davon zu erzählen."

Der Bauer: „Wenn ich's wüßt', braucht' ich dich nicht zu fragen."

Der Bewaffnete: „Ich geh' von einer Alm zur andern und eß' mit den Sennerinnen und Hütern, heut hier, morgen dort, bis die Woch' vorüber ist. Dann kommst entweder du oder der Giftigin ihr Hauser (Balthasar) und weiß mir Arbeit."

Der Bauer: „Daß ich dir in die Rede fall.' Wie hat denn die Giftigin erfahren, daß du da bist?"

Der Bewaffnete: „Ja, wie sie im Pinzgau auf mich streifen gegangen sind. Ich bin ein geborener Pinzgauer, der Giftigin ihr Hauser ist auch von dort zu Haus. Die

*) Die „Giftigin" heißt eine übel berüchtigte Weibsperson, welche damals im Pinzgau lebte. Sie hatte als ledige Person über vierzig Kinder von verschiedenen Vätern. Zur Zeit unserer Geschichte war sie etwa 65 Jahre alt.

Gerichtsdiener haben es schnell ausgesprengt, daß ich ausgebrochen bin. Denn oben im Pinzgau sind jetzt keine (nämlich Diebe) und die Rußigen (Verdächtigen) sind auch alle versorgt und so hat sich denn der Hauser zu mir gesellt, weil er sonst Keinen gewußt hat. Jetzt hält er sich die meiste Zeit im Gasteinerischen auf, da ist's nicht weit herüber über die Höh', und wenn er mir angiebt, daß was zu machen ist, so bin ich bald dort. Es ist überhaupt gerade gut in Großarlerischen. Weil's an der Grenz' ist, kommt man überall leicht hin. Kommt's mir vor, es wird windig*), so geh ich meinetwegen schnell ins Steierische oder Kärntnerische. Manchmal thut es schon das Lungau. Deshalb bleib' ich im Sommer am liebsten da."

Der Bauer: „Schon recht, aber was thust du, wenn's einmal zuschneit und du dich auf dem Gebirge nimmer halten kannst?"

Der Bewaffnete: „Auf den Winter muß ich mir die Geschicht' erst ausstudiren. Im Großarlerischen wird sich nicht viel machen lassen. Denn für's erste haben die Leute da herin nicht viel und dann würden sie mich wohl auch schnell einfangen oder vertreiben und mir wär's leid um den schönen Posten."

---

*) In der bäuerischen Vagabundensprache soviel wie „unsicher um mich herum."

Der Bauer: „Sag' mir nur, warum haben sie den Hauser nie nachgethan? (verhaftet.)

Der Bewaffnete: „Ja, der Hauser ist pfiffig. Bei einem ordentlichen Zeug ist er nie dabei gewesen und so ist für die Gerichtsdiener und Schergen gar keine Ursach' vorhanden, ihm extra stark aufzupassen. Er ist blos im Verdacht und ordentlich rußig. Wird er zur Red' gestellt, weist er sich meistens aus (weist ein Alibi nach), es giebt schon Leut', die ihm helfen. Manchmal kommen auch Zeiten vor, wo er ein ganzes Jahr lang gar nichts thut und bloß von der Arbeit lebt."

Der Bauer: „Was du da nicht sagst!"

Der Bewaffnete: „Zum Auskundschaften von Gelegenheiten giebt es keinen zweiten wie den Hauser. So kann's Keiner. Wenn ihm gar nichts Anderes mehr hilft, um in ein Haus hinein zu kommen, so stellt er sich krank. Setz' nur einmal den Fall, er hat's nicht 'rauskriegen können, was ausgeforscht werden muß. Wenn Einer plötzlich vor der Thür draußen umfällt und ihm sterbensübel wird, so jagt man ihn doch nicht weg. Auf eine Nacht oder auch auf ein paar Tage und Nächte kommt's ja den Vermöglicheren, auf die es abgesehen ist, nicht an. Der Hauser aber benutzt die Zeit gut. Er lernt sich schnell auskennen und bringt bald heraus, was er zu wissen braucht. Und geht auch das nicht, so muß ihm seine

Mutter, die Giftigin, aushelfen. Denn wo er nicht hinkann, da geht sie hin."

Der Bauer: „Vom Hauser wüßt' ich jetzt genug. Jetzt sag' mir aber, was giebst du denn vor, wenn du dich alle Augenblicke auf den nämlichen Almenhütten sehen läßt? Welches Geschäft sagst du denn, daß du betreibst, wenn sie dich auf einer Alm, wo du schon oft gewesen bist und wieder einkehrst, fragen?"

Der Bewaffnete: „Leichteres giebt es gar nicht, als da den Leuten was vorzumachen. Erstens einmal will ich dir gleich sagen, daß die meisten Sennerinnen ohnehin in mich schon verliebt sind. Und wo's nicht ist, da läßt sich wieder allerhand sagen. Bald hab' ich Roß' zu kaufen, bald bin ich auf der Heimreis ins Lungau oder wohin es mir sonst paßt, daß ich die Reis' hin verleg'. Manchmal hab' ich ein Rindvieh anzuschauen, manchmal wieder da oder dort einen Besuch zu machen. Ich red' mich schon aus. Und für's Essen, das sie mir kochen, zahl' ich nobel, so ist's nachher kein Wunder, daß sie mich überall gerne sehen, wenn ich komme. Doch jetzt hast du mich ausgefragt genug, reden wir einmal von unserem Geschäft. Denn wenn ich dich so fortfragen laß', kommen wir unserer Lebtage nicht dazu."

Der Bauer zögerte ein wenig, räusperte sich, schaute sich nochmals nach allen Seiten um, dann begann er in

einer Art von Flüsterton, welcher Anton zwang, sein Ohr tiefer, als bisher, hinabzuneigen:

„Ich muß jetzt Geld haben, geh' es wie's geh'. Auf den Herbst brauch' ich eine Kuh und möcht' deswegen schon jetzt handeln mit Einem, der eine zu verkaufen hat. Auf den Herbst mag ich das Geschäft nicht verschieben. Denn wenn's am Ende im Arlerischen bald zuschneit und wenn du dann, wie du sagst, hier herin nichts mehr thun willst, so wär' es dann für heuer, sobald das Thal einmal voll Schnee liegt, aus mit dem Geschäft, verstehst du mich?"

Der Bewaffnete: „Ich versteh' dich recht gut, du willst, ich soll für dich ein gutes Werk ausüben? (In der Diebssprache soviel wie stehlen.) Schau, schau, was dir nicht Alles einfällt! Wenn du die Kuh willst, so thu's selbst, du brauchst ja mich nicht dazu. Ich hab' dich auch nicht gebraucht und dich noch nie gerufen, verstehst du mich?"

Der Bauer: „Werd' nur nicht immer gleich so hitzig! Laß dir doch etwas sagen! Dein Schaden soll es am allerwenigsten sein. Loos also, was ich dir sag'. Gesetzt, du weißt nicht im Winter, wohin du gehen sollst, oder du bist wieder einmal gezwungen, die Luft zu verändern, so wird es dir gewiß taugen, wenn du ein sicheres Platzl findest. Besser ist's nirgends, als bei mir in der Wolfsau. Denn vor mir und vor meiner Alten, ja sogar vor dem

Häusl selber haben dir die Leut' einen unsinnigen Respekt, so daß gewiß der Pfleger selber auch nicht hineingeht, wenn er mit einer Streif' in die Wolfsau kommt. Und hinten dran ist ein Winkel, den kein Teufel aufspürt. Es ist dort freilich nicht viel besser, als in einer Almhütte. Aber vor der Kälte und dem Hunger bist du doch geschützt, verstehst?"

Der Bewaffnete: „Nu, darüber läßt sich noch reden, und ich hab' nichts dagegen. Aber sag' mir nur einmal, wie machst du's denn, daß vor dir die Leute einen so gar großen Respekt haben?"

Der Bauer: „Das ist bald gesagt: Weit und breit giebt's keinen verschrieneren Ort als die Wolfsau. Und das von wegen der Hexen, die sich dort aufhalten sollen. Einzelne Leute aus der Wolfsau sind besonders stark gefürchtet. Du sollst Alles nach und nach erfahren, gönne mir nur Zeit und laß mich ausreden. Vorher aber trink noch einmal Branntwein. Es ist noch etwas in der Flasche. Trink' ihn aus. So, jetzt gieb's Glas her, daß ich's wieder in den Rucksack packen kann. Also, was ich sagen wollt'. Ein schöneres Leben, als das unsrige ist, kannst du dir gar nicht denken, so lange die Leute so dumm sind wie jetzt. Arbeiten thun wir das ganze Jahr gar nichts. Essen haben wir im Ueberfluß und recht gut. Es geht uns bei unserem Geschäft gar nichts ab. Da wären wir

doch recht närrisch, wenn wir's anders machten. Was wir brauchen, das kriegen wir leicht und umsonst. Ich will z. B. sagen, wenn wir kein Mehl im Haus haben, so geht meine Alte das Landl auf und ab und in ein paar Wochen hat sie so viel beisammen, als wir in ein paar Monaten brauchen. Wenn sie in irgend einem Haus nicht das bekommt, was wir wollen, so verlegt sie sich auf's Schimpfen. Wenn man ihr die kleine Gabe nicht giebt, so wird Böses angewunschen, oder Unglück prophezeiht. Da mach' ich's zum Beispiel so. Ich oder einer von meinen Buben geht hin in den Stall von einem solchen Haus, sticht den Kühen mit einer feinen Nadel in die Füße an einer Stelle, wo sie recht empfindlich sind nämlich da, wo sich die Sehnen befinden. Am andern Tage geht alles Vieh krumm. Jetzt fragen die Leute: „Wer hat's gethan?" Dann heißt's: „Die alte Hexe von der Wolfsau hat das Vieh verhext." Wenn das nicht geht, so wird irgend etwas Anderes gekünstelt. Ich sag' dir nur so viel, es ist recht leicht, gut zu leben, so lange die Leut' so dumm sind. Jetzt sind wir Gott sei Dank schon so weit in unserem Geschäft, daß meine Alte mit leichter Mühe Alles bekommt und ihr Niemand mehr etwas abschlägt."

„Was verstehst denn du eigentlich unter Künsteln?" eröffnete der Bewaffnete nach einer Weile das interessante

Zwiegespräch wieder, „das wird wohl nichts Anderes sein als das Hexen?"

Der Bauer: „O du Narr, was glaubst du denn? Meinst du vielleicht, wir sind auch so dumm und glauben, daß es Leute giebt, die mehr können als Birnen braten? Sei doch kein solches Kuhhorn!"

Der Bewaffnete: „Ja, nun möcht' ich aber doch wissen, was du eigentlich unter Künsteln verstehst."

Der Bauer: „Das Künsteln ist eine ganz leichte Sache für den, der's weiß. Wir nehmen zum Beispiel ganz fein gepulverten Weinstein, den du in Werfen beim Apotheker bekommst, und streuen ihn in die leeren Milchgefäße. Oder wir werfen Zucker in das leere Butterfaß. Es ist gar nichts leichter, als das zu thun, wenn man die Zeit genau kennt, zu welcher da oder dort das Milchgeschirr oder Faßarach (d. h. das Faßzeug) täglich rein gewaschen wird. Von dem Weinstein, der so ist, wie wir ihn uns hergerichtet haben, wird die Milch sofort blutroth. Das schreckt dann die Leute nicht wenig und sie sagen, die Milch ist verzaubert. Gerade so ist's mit dem Buttern. Viele Bauern thun in den Rahm, welcher zum Buttern bestimmt ist, Salz hinein, damit die Butter schmackhafter wird. Wir aber werfen in einen solchen Kübel doppelt so viel Zucker und dann giebt's keine Butter. Denn die Säure, welche

zum Buttern nothwendig ist, wird durch den Zucker aufgewogen. Dann heißt's ganz einfach, die Geschichte ist verhext."

Der Bewaffnete: „Man sagt aber deiner Alten nach, daß sie sich noch auf ganz andere Geschichten versteht."

Der Bauer: „O mein Gott, auf was denn! Alles geht gerade so zu. Da haben wir zum Beispiel keine Hühner und doch Eier. Ja mitunter sind's so viel Eier, daß wir noch verkaufen können. Davon weiß aber Niemand was, daß die Alte während des Sommers draußen in St. Johann, Goldeck, Lend und Taxenbach Eier einsammelt und nach Haus trägt. Wenn wir nachher im Winter Eier verkaufen, so heißt's, wir hätten sie anderen Leuten weggezaubert."

Der Bewaffnete: „So gar weit wird's auch nit gefehlt sein mit dem Wegzaubern."

Der Bauer: „Die Hauptsache bei unserem Geschäft bleibt immer, daß wir augenblicklich, so schnell als möglich, dem etwas Arges anthun, der uns eine Unbild' oder Beleidigung zugefügt hat. So lange das geschieht, geht das Gerede von der Hexerei oder Zauberei nicht aus. Das muß immer frisch bleiben. Manchmal braucht's nur einen ganz kleinen Tuck (Tücke), um den Leuten die Furcht vor uns auf's neue einzuschärfen, falls dieselbe ein wenig nachgelassen haben sollte. Verstehst du mich?"

Der Bewaffnete: „Ich hab' alle Achtung vor dir. Bis zur jetzigen Stund' hab' ich geglaubt, ich bin auch noch' etwas im Salzburger Landl, aber jetzt gestehe ich dir aufrichtig, daß ich gegen dich nur ein Patzer bin. Wenn's dir recht ist, so thun wir von nun an miteinander, magst?"

Drittes Capitel.

Zauberer und Dieb.

Der Bauer nickte und der neue Vertrag zwischen den zwei Spitzbuben wurde durch zwei lange Züge aus einer neu angebrochenen Schnapsflasche bekräftigt. Nachdem sie einander eine Weile vergnügt betrachtet, nahm der Bauer wieder das Wort:

„Ich nehm' also deinen Vorschlag an, aber das sag' ich dir, ich muß mich ganz und gar auf dich verlassen können. Deine Ergebenheit muß unbedingt sein, wie der Scharnitz immer zu den Burschen bei der Streife sagt."

Der Bewaffnete: „Das will viel sagen. Selber der Teufel läßt, so heißt es, mit sich handeln, wenn man mit ihm einen Vertrag eingehen will, aber bei dir, scheint es, ist das nicht der Fall. Reden wir davon später. Sag' mir zuvor nur noch das: Wie kommt's denn, daß du vor Gericht nie einen Anstand hast? Das Zaubern ist ja doch

immerhin verboten und du bist so stark im Geschrei damit, wie kein Anderer."

Der Bauer: „Das hat wieder seine eigenen Seiten, Bruder. Da stecken die Weiberleut' dazwischen. Wir, das heißt eigentlich meine Alte, sind mit der Pflegersköchin verwandt und mit der Gerichtsdienerin ebenfalls. Da sitzen wir ganz fest und warm im Nest. Wir geben den Leuten hie und da etwas, daß sie's Maul halten. Und dann wird meine älteste Tochter aufs Jahr zum Pfleger ins Kochenlernen kommen, da siehst du also schon, wie gut wir stehen. Und wenn auch dem Pfleger manchmal was zu Ohren kommt, so lacht er, daß die Leute so dumm und so abergläubisch sind. Auch schmeicheln wir uns dadurch wieder ein, daß wir eine Neuigkeit nach Großarl hinaustragen, wenn's gerade etwas giebt, und so auf diese Art macht sich die Sache ganz leicht."

Anton wurde es während dieser Unterredung in seinem luftigen Zufluchtsort fast schwindelig. Dem schlichten und einfachen Menschen war es nie in den Sinn gekommen, daß es solche Listen und Tücken geben könne. Bis jetzt hatte er wohl mitunter von Räubern gehört, ja auch schon, wie am Anfange dieser Geschichte berichtet worden ist, mit solchen zu thun gehabt — im Schachte hatte er die Ueberreste der Thätigkeit einer Falschmünzerbande gefunden, aber das Alles reichte nicht entfernt an die Dinge,

welche da unter ihm verhandelt wurden, denn die Gewalt, welche beim Rauben angewandt wird, erinnert an den Urzustand der Dinge und ist gewissermaßen der menschlichen Anlage, wie sie von Haus aus ist, entsprechend, so daß wir die urwüchsigen Völker alle zu Plünderung und gewaltthätiger Aneignung geneigt sehen, das Rauben also als etwas ganz Natürliches und Begreifliches erscheint. Und was die Falschmünzerei anbelangt, so ist's damit wie mit dem Wild stehlen. Wieder Anwohner eines Forstes glaubt, unser Herrgott habe die wild herumlaufenden Thiere für Alle erschaffen, so glauben die Bewohner der erzreichen Hochthäler, daß Geld und Metalle und was damit zusammenhängt, ein Gegenstand beliebiger Thätigkeit seien, und nehmen es weder mit dem Suchen des Metalles noch mit dessen Verarbeitung recht genau, ja es verwischt sich in ihrer Vorstellung der Unterschied zwischen dem Staat, der in der Ferne irgendwo die Erze ihrer Heimath zu Münzen umarbeitet, und dem „Geldmacher", der irgendwo in der Einsamkeit der Berge seinem nächtlichen Treiben obliegt.

Dagegen ist für diese einfältigen Menschen die Anwendung von List und die Benutzung irgend welcher Kenntniß bewunderungswürdig. Sie gehen dann in ihrer Bewunderung so weit, daß sie demjenigen, welcher dieselbe

erregt hat, ohne Weiteres dreimal so viel Kredit gewähren, als er selbst beansprucht oder hofft.

So erging es nicht nur dem armseligen Flüchtling oben in den Zweigen der Schirmtanne, sondern auch dem bewaffneten Vagabunden unten, der doch selbst ein Dieb, wenn nicht Schlimmeres, war. Es kostete ihn offenbar Mühe, sich die allgemein geglaubten Zaubereien des Menschen, mit dem er gerade zu verkehren hatte, in eine Reihe von Schwindeleien auflösen zu lassen. Es wäre ihm leichter angekommen, die Zauberei zu glauben, als den Lug und Trug zu fassen, mit dem sie bewerkstelligt worden war, denn seine eigenen Lügen, die er zu seinem Geschäft brauchte, waren meist nur Nothlügen, wie sie eben ein armer Teufel, der mit der herkömmlichen Ordnung in Zwist lebt, in Umlauf setzt. Darum hörte ihn Anton nach einer Weile zu dem bäuerischen Spitzbuben aus der Wolfsau sagen:

„Ich hab' aber schon sagen hören, du sollst vor mehreren Augen eine Henne gezwungen haben, dir nachzulaufen. Das war doch gewiß Zauberei?"

Der Bauer: „Ha, ha, da muß ich dir aber doch in's Gesicht lachen. Aufrichtig gesagt, du bist ein dummer Kerl. So, die Geschichte weißt du aber auch. Nu, das will ich dir haarklein erzählen, wie's war. Loos also auf. Es war beim Mandelbauer. Ich hatte etwas verlangt, nichts bekommen und der Bäuerin dafür Unglück prophezeit. Da

schrie die mir nach: Du Lump, komm mir nur noch einmal her, dann wird dir der Herr die Thüre schon anzeigen. Meinst du denn, ich glaub', du kannst mehr als andere Leut'? Kein Wort glaub' ich, schlechtes Volk seid ihr, zu Allem fähig, aber das Hexen müßt ihr selber erst lernen, wenn ihr's ausüben wollt. Du Lump du, mach, daß du die Zaungassen findest, und daß du das Loch nicht verfehlst, durch das du hereingekommen bist. So hat also damals das Weib beim Mandelbauer gesprochen. Du kannst dir denken, daß, wenn ich das Richtige nicht thu', so ist's mit meinem Ansehen dahin und kein Mensch glaubt mir, daß ich mehr kann als Birnen braten. Du weißt, unser Einer ist auf Alles eingerichtet und so bin ich auch Fischer. Winter und Sommer trag' ich eine Angelschnur bei mir. Da wußte ich mir gleich zu helfen. Ich setzte mich in der Zaungasse hinter die nächsten Eschen, grub einige Würmer aus und steckte einen Köder an die Angel. Darauf ging ich wieder eine Strecke zurück und näherte mich dem Hause bis auf die Entfernung eines Schrotschusses. Vor dem Hause trieb sich eben eine Schaar Hühner herum und ich schrie, so stark ich konnte, hinüber, die Bäuerin sollte zum Fenster herausschauen. Wenn sie gleich einen großen Zorn auf mich hatte, so trieb sie doch die Neugier, mir zu folgen. Nachdem ich sie am Fenster sah, warf ich die Schnur aus, die auf solche Entfernung

gar nicht sichtbar war. Es dauerte keine Minute und eine von den Hennen gackerte daran herum, indem sie sich den Schnabel bereits an meiner Angel eingebissen hatte. Als ich dies sah, machte ich mit dem Zeigefinger und dem Daumen Zeichen etwa so, wie man einen Hund lockt. Und während ich so locke, zieh' ich die Schnur ganz langsam gegen mich her. Das dumme Weib hat geglaubt, das Huhn läuft mir freiwillig nach, hat am Fenster ihr Kreuz geschlagen und nichts mehr dagegen gehabt, wie ich es in meinen Sack stecke. Verstehst du's, Elsternnest?"

Der Bewaffnete: „Das hast du schlau gemacht, Bruder. Aber wie ist es denn damit, daß ihr den Leuten selber inwendig etwas anthut. Es heißt ja von dir und deiner Alten, daß ihr mit den Leuten machen könnt, was ihr wollt, daß ihr Liebe und Haß, Freundschaft und Feindschaft bewirken könnt, wie es euch gerade einfällt — wie ist es denn damit und wie läßt sich das erklären?"

Der Bauer: „Das geht schon ein wenig näher an die Hexerei hin, ist aber auch nicht so gar schwer, wenn man's richtig anpackt. Du mußt dir nur vorstellen, daß für Solche, wie ich einer bin, es vor Allem darauf ankommt, seine Leute recht gut kennen zu lernen. Sich in den Menschen recht auskennen, das ist die erste Hexerei. Da kommt zum Beispiel ein Bursch, der möchte die und die zu seiner Geliebten haben. Meistens ist gar nichts

dahinter als die Gelegenheit. Es ist schwer zusammenzukommen, anzubändeln, anzufangen. Wir wissen uns schon zu wenden und zu richten, wenn überhaupt nach unserer Beurtheilung eine Möglichkeit für seine Wünsche vorhanden ist. Wir mischen uns nicht eher ein, als bis wir genug zu verdienen sehen und wir meinen, daß die Sache zu machen sei. Dann wird Alles in Bewegung gesetzt, wir reden mit Derjenigen, die der Bursch haben will, forschen sie aus, tragen hin und her und rücken nach und nach immer näher. Oder auch wir verstecken uns hinter jemand Anderen, der uns nachher für etwas, was wir ihm ein für allemal als Abfindung geben, die Sache besorgt. Wenn das nicht rathsam ist, so streuen wir gleich in St. Johann die Nachricht aus, der und der hat die und die. Es dauert nicht lang', so kommt der, die's angeht, das Gered' zu Ohren. Wir sehen dann schon, wie sie's aufnimmt, und je nachdem können wir dann darauf weiter reiten. Siehst du's, es ist so viel nicht dahinter, hinter dem Hexen. Das Schwerste ist, bis man einmal damit ins Geschrei kommt. Glauben die Leute einmal, daß man etwas Besonderes kann, dann bringt sie kein Mensch mehr auf den Glauben vom Gegentheil. Und wenn wir so einen Liebeshandel ausfechten, da geschieht noch Allerlei nebenher. Die Leut' wollen mit aller Gewalt Zaubermittel einnehmen. Da geben wir ihnen ein

Packl Stub (Staub, Pulver), es ist nicht heikel, es liegt gar nichts daran, aus was es besteht. Das kann ein geschabtes, zerriebenes Stück von einer alten Brodrinde oder irgend eine gestoßene Wurzel sein, die gut für den Magen ist oder für's Sodbrennen. Natürlich ist das Alles Nebensach', aber du glaubst nicht, daß die Leut' irgend etwas in's Maul nehmen wollen. Und da giebt man ihnen halt etwas. Es glaubt's auch Keiner, wie geduldig die Leut' sind. Da ist von heißem Blut keine Red' bei den Verliebten. Du kannst Einen über Jahr und Tag in der Hoffnung hinhalten und ihm dabei alleweil Geld abnehmen — endlich einmal wird meistens doch etwas daraus und dann heißt's, wir können mehr als andere Leut'. Manchmal thun wir Einem auch etwas umsonst, ohne daß er uns bezahlt. Derselbige muß aber dann gerad' zum Spaß recht arge Sachen aushalten. Den lassen wir zum Beispiel täglich fünf Rosenkränze beten und währenddem muß er auf einem spitzigen Stein oder auf einem schneidigen Stück Holz knien. Das muß er so lang' forttreiben, bis er am Ziel seiner Einbildung angekommen ist. Wenn es gar zu langsam geht und er beklagt sich darüber, so sagen wir ihm, er sei gewiß recht zerstreut gewesen beim Beten. Und so giebt es viele Menschen. Noch leichter aber als Liebe ist Feindschaft machen. Nichts wird schneller bewirkt als das. Da fällt mir gerade eine solche Geschichte

ein. Wir bekamen einmal die Aufgabe, ein Liebespaar auseinander zu bringen, das seit vielen Jahren fest zusammengehalten hatte. Der Lohn, den man uns dafür bot, war hoch genug. Die Bauerntochter, welche den Liebhaber abspenstig machen wollte, bot mir eine gute Kuh. Da kannst du dir denken, daß ich Alles daran setzte, um den Preis zu gewinnen. Ich muß noch lachen, wenn ich daran denke, was ich bei der für eine schöne Kunst aufführte.

Das Madl hatte die höchste Zeit zu heirathen, Ihre Eltern waren vor kurzer Zeit gestorben und sie den Vierzigern näher als den Dreißigern. Schön war sie nicht, andere Burschen wollten nicht anbeißen, also blieb ihr nichts übrig, als diese beiden Liebenden von einander zu reißen.

Da kam ein Lösabend*) und ich wußte, daß der Bursche zu seiner Geliebten gehen werde. Ich legte mich hinter einen Zaun ganz nahe am Hause und wartete, bis ich die Schritte des Herannahenden vernahm. Sodann schwang ich mich über den Zaun und trachtete, knapp, kaum in der Entfernung von zehn Klaftern, vor ihm an's Fenster zu kommen.

Ich ahmte seine Stimme so gut nach, daß sich die Gesellin dadurch täuschen ließ. Sie stand augenblicklich vom Bett auf und gab mir Gehör.

---

*) Lös- d. h. Loostage sind bestimmte hohe Festtage.

Ich begann mit ihr im Flüsterton zu kosen. Sie merkte nichts, denn es war so finster, daß man die Hand vor den Augen nicht sehen konnte. Nachdem wir uns so eine Weile miteinander unterhalten hatten, zog ich plötzlich einen eisenbeschlagenen Glockenriemen mit einer daran befestigten Kuhschelle aus der Tasche und schmeichelte ihr noch so lang, bis ich die passende Gelegenheit ertappte, und mit einem Ruck war das eiserne Band sammt der Glocke um den Hals des Madels geschlungen. Schnacks — ließ ich vorne das Schlössel zuschnappen, das Geschäft war besorgt und ich wieder zum Fenster draußen.

In diesem Augenblick kam der Liebhaber unten an. Die Dirne, als sie bemerkte, was ihr geschehen war, fing an, laut zu schreien und zu jammern. Der Liebhaber unten stand wie versteinert, er wußte nicht, was das bedeuten sollte. Ich aber verhöhnte sie noch einmal in der nachgemachten Stimme, dann trat ich auf den Zaunweg und grüßte den Burschen, der dastand, wie wenn ich ein zufällig Vorübergehender wäre — natürlich in einer andern Stimme. Er antwortete und so mußte die Gesellin oben noch um so mehr glauben, ihr eigener Geliebter habe ihr dieses Bubenstück angethan. Wie sich's von selbst versteht, schlug sie ihm, als er hinauf wollte, den Fensterladen vor der Nase zu und überhäufte ihn mit einer Menge der

allerärgsten Schimpfworte. Er wußte sich das nicht zu deuten und zog ab.

Da er sich ganz und gar schuldlos fühlte, so kam er zu verschiedenen Malen wieder. Aber es ging ihm stets wie an jenem Abend. Die Dirne vergaß ihm den Schimpf nicht, den er ihr angethan haben sollte. Er wurde jedes mal mit Grobheiten empfangen, seine Ausrede gar nicht angehört. Endlich stellte er übel oder wohl seine Besuche ein. Jetzt hatte er kein Mädel mehr und da gab sich bald Gelegenheit, ihn mit der alten Bauerstochter zu verkuppeln. Im nächsten Herbste heirathete sie den betrogenen Liebhaber und ich bekam meine Kuh."

Dem Anton war es schon längst angst und bange geworden, ob denn die Beiden am Fuße der Schirmtanne gar nicht fortgehen wollten.

Er konnte es in seiner Lage fast nicht mehr aushalten und mußte sich hüten, das geringste Geräusch zu machen. Denn der Bewaffnete schien ihm keineswegs danach angethan, daß er sich die Entdeckung eines Lauschers ohne Weiteres hätte gefallen lassen. Indessen machten sie noch immer keine Miene, aufzubrechen. Blieb ja doch eine wichtige Angelegenheit, nämlich das Geschäft, welches die Beiden zusammengeführt, noch immer unerörtert.

Endlich schien es auch hiermit Ernst zu werden. Denn

nachdem der Bewaffnete mit seinen Lobsprüchen über die Gaunerei des Gefährten zu Ende gekommen war, hob dieser folgendermaßen an:

„Also, wie ist's? Willst du einschlagen in das, was vorhin gesprochen worden ist, oder nicht?"

Der Bewaffnete erwiderte:

„Ich werd' ja schier müssen. Es wird mir sonst nichts übrig bleiben. Aber ich möchte nur wissen, auf wie lange Zeit. Gar zu lang möcht' ich selber mich nicht herleihen, denn ich habe auch meinen Plan und den möchte ich durchaus nicht unausgeführt lassen."

Der Bauer, der sich irgend einer Spitzbüberei versah, fragte angenehm überrascht:

„Einen Plan? Und was wäre denn das für einer?"

Der Bewaffnete erwiderte:

„Nu, nichts so gar Besonderes. Es ist auch vorausgesetzt, daß ich immer oben auf bleibe (nicht eingesteckt werde). So möcht' ich mir noch ein paar Gulden zusammen arbeiten und dann in ein fremdes Land ziehen. Denn, daß ich dir's nur gestehe, die Luft kommt mir da herin im Salzburgerischen mitunter recht unsauber vor. Es ist wegen der vielen Deserteure, denen wird immer nachgestreift. Früher war's besser, aber seitdem die bei

uns herin über Berg und Thal laufen, wird der Eine mit dem Anderen gehetzt."

„Ich muß deinen Plan loben", entgegnete der Wolfsauer Geselle mit höhnischem Lächeln. „Bevor du aber im Ausland wie ein Herrischer leben kannst, möchten doch wohl noch ein paar Jahrln hingehen. Für jetzt, meine ich, könnt's nicht schaden, wenn du dir meinen Vorschlag, den ich dir machen will, überlegtest. Im Winter kommst du doch zu mir?"

Die Vorstellung, während des Winters ein sicheres Obdach zu haben, wirkte zu verlockend auf den Mann, als daß er die ihm gereichte Hand hätte zurückweisen können. Er schlug ohne weiteres Bedenken ein und sagte:

„Ja, ich komme, und fürs Uebrige sorgst du, darauf hast du jetzt meine Hand. Doch jetzt red' vom ersten Geschäft, was gemacht werden soll. Es wird sonst schon fast Mittag und der Hunger, der packt mich, daß ich dir schier nimmer zuhören kann."

„Die Sache ist die", erwiderte der Wolfsauer. „In Wagrain drin ist der Bauer am Reichsberg. Der hat vor vierzehn Tagen alles sein Vieh verkauft, weil ihm der Schauer sämmtliche Fütterei eingeschlagen hat. Das Geld dafür hat er auch schon eingenommen und jetzt daheim im Kasten liegen. Der Kerl ist ehe schon reich genug, ich

mein', so ein kleiner Aderlaß könnt' ihm gar nicht schaden. Verstehst mich?"

„Daß ich dich nicht verstehen soll!" sagte der Bewaffnete. „Die Geschichte ist abgemacht. Ich werd in ein paar Tagen zu dir in die Wolfsau kommen und dann wollen wir sehen, wie wir miteinander fertig werden."

„Schau nur, daß du ihm gut beikommst —"

Der Wolfsauer blieb in seine Rede plötzlich stecken, stieß den Genossen in die Seite und deutete stillschweigend thalwärts. Dieser strengte sich an, zu sehen, konnte aber trotz der Hinweisung auf einen bestimmten Punkt nichts entdecken.

Endlich flüsterte ihm der Wolfsauer zu:

„Da schau hin, wir müssen uns aus dem Staub machen. Siehst du, dort gehen mehrere Leut' herauf über den Riedel, wer weiß, es könnte windig werden. Wenn ich nur mein Glas bei mir hätte, damit ich nachschauen könnte, wer's ist!"

Die Leute, von denen gesprochen wurde, schlugen nunmehr den geraden Weg gegen die Schirmtanne her ein. Dem Wolfsauer und seinem Freund däuchte es nicht mehr geheuer.

Sie packten zusammen und wandten sich dem nächsten Buckel im welligen Grund des Hanges zu, hinter welchem sie bald verschwanden.

Dem Anton fiel ein schwerer Stein vom Herzen. Endlich konnte er es wagen, von seinem Zufluchtsorte herabzusteigen und sich die fast starren Glieder zu strecken.

Wenige Augenblicke später stand er am Fuße der Schirmtanne.

Viertes Capitel.

Ein Abenteuer des Scharler.

Wir haben den Scharler Seppl oben im Legföhrengestrüpp gelassen, in dem Augenblicke, in welchem Anton, seines Schwagers ansichtig geworden, urplötzlich von ihm verschwunden war.

Die Begegnung war dem Wildschützen in mehr als einer Beziehung angenehm gewesen.

Christian und der Federhies waren anderweitig beschäftigt und die Einsamkeit wollte ihm auf die Dauer nicht behagen. Nun hatte er einen Genossen gefunden und zwar einen solchen, den seine eigene Sicherheit zur Schweigsamkeit verpflichtete, und zugleich in dem Futterstadel einen Zufluchtsort, der nicht zu verachten war.

Daß das jähe Verschwinden Anton's mit dem Erscheinen von irgend Jemandem aus seiner Verwandtschaft, mit dem eines Beschützers zusammenhänge, daran zweifelte der Scharler Seppl keinen Augenblick.

Er entschlug sich indessen allen weiteren Nachdenkens, indem er gewärtigte, daß er das Nähere bei dem nächsten Zusammentreffen mit Anton wohl erfahren würde. Für den Augenblick legte er sich, da er Besseres nicht zu thun wußte, an der nämlichen Stelle zwischen den Legföhren nieder, an welcher Anton vorher gerastet hatte.

Zuerst belustigte er sich damit, daß er immer und immer wieder seinen Hut vom Kopf nahm. Er hatte nämlich vor einigen Tagen mehrere Federn daran befestigt, die er einem todtgefundenen Adler ausgerissen hatte. Der Adler hatte vermuthlich einen durch Gift getödteten Fuchs angefressen und war darüber verendet.

Diese für kostbar erachteten Federn mußten ihm bei seinen Gefährten, wenn sie ihn wieder zu Gesicht bekamen, nicht wenig Neid erwecken.

Sodann hob er manchmal den Kopf über das Dickicht der Legföhren und schaute thalabwärts, in der Richtung gegen den Futterstadl hin. Doch ließ sich von dort nichts blicken. Der Abwechslung halber wandte er sich auch manchmal dem jenseitigen hohen Hang mit seinen Schneefeldern zu. Er besaß, wie fast alle Wildschützen, ein Fernglas, das er einmal einem Schäfer, der es zum Aufsuchen seiner Schafe gebrauchte, abgehandelt hatte. Das Rohr war von Pappe und die Gläser schillerten wie ein

Regenbogen in einem Wasserfall. Doch störte ihn das letztere keineswegs in der Benutzung des Glases.

Er wußte, daß an schönen heißen Tagen sich in den Nachmittagsstunden auf jenem Schneefelde gerne Gemsen einstellten, um sich auf dem kühlen, weißen Boden zu vergnügen. Sie waren dort ziemlich sicher, denn das Schneefeld war auf allen Seiten von steilen Wänden umgeben und wohl nur dem allerverwegensten Steiger zugänglich. Manchmal zog sich von oben herab eine schwere Sommerwolke als Nebel bis fast auf den Schnee selbst — doch blieb es dort oben immer noch klar genug, um die flinken Thiere beobachten zu können, wie sie vom Geröll auf den Schnee und von diesem wieder auf einen grünen Fleck sprangen, der den Rand der unwirthlichen Mulde begränzte.

Es waren ihrer zwei alte und drei junge Thiere. Nichts war anmuthiger als ihre Spiele. Der Scharler beobachtete sie mit dem Interesse eines Jägers, in diesem Falle mit selbstlosem Auge — denn an ein Bürschen dort hinauf war nicht zu denken.

„Die sind sicherer, als wir Menschen da herunten", sagte er zu sich selbst. „Zu euch kommt nicht leicht ein Jäger hinauf, wir aber können vom Scharnitz und seiner Bande jeden Augenblick überrumpelt und gefesselt werden."

Stunde um Stunde verstrich und die Einöde des Berges begann ihn zu langweilen. Wie gerne hätte er

unten im Futterstadl nach seiner neuen Bekanntschaft gesehen, aber er mußte gewärtigen, daß er dort eine zweite, ihm unter keinen Umständen genehme Person antreffen werde.

Er geduldete sich also bis gegen Sonnenuntergang. Um diese Zeit mußte die Person, die sicherlich nicht Willens war, den steilen Absteig im nächtlichen Dunkel zu machen, das Haus verlassen haben.

Als es im Thale bereits dämmerte, stieg er von dem Krummholz-Dickicht, in welchem er den Nachmittag verträumt hatte, über die kahlen Schieferplatten vorsichtig hinab.

Es fing bereits selbst auf der Höhe an, dunkel zu werden, und die höchsten Gipfel trugen schon die aschfahle Todtenfarbe der Nacht zur Schau. Vorsichtig vermied er das Wurzelwerk, das von längst abgeschlagenen Stämmen noch im Boden steckte und den Schritt unsicher macht. Unhörbar schlich er sich zwischen grauen Stümpfen bis dahin, wo eine kurzgrasige Matte anfing, die beim Haus endigte.

Von dort ab ging er in gebückter Stellung, fast wie kriechend, um sich durch seine hohe Gestalt vor Niemandem zu verrathen. Als er beim Hause angekommen war, ging er sofort der buschigen Felswand zu, um sich in dem Winkel, den eine Seite des Hauses mit ihr bildete, zu

verbergen. Dort gedieh, wie vor einer Almhütte, hohes Nesselwerk und das fette Kraut von Sauerampfer und „Tretplotschen“. In dieses kauerte er sich nieder und strengte seine Ohren an, um auszuhorchen, ob sich nicht menschliche Stimmen im Innern des Gebäudes vernehmen ließen.

Indessen, so sehr er sein Ohr anstrengte, war keine Spur von menschlicher Anwesenheit zu erspähen. Der Mond, welcher bis dahin nur als ein glänzendes Wölkchen am Himmel gestanden hatte, begann nun kräftiger zu leuchten und bald warf das Haus über die Nesseln hin einen Schatten, der die ganze beschränkte Umgegend in zwei Hälften abtheilte: in eine goldgelb überfluthete und in eine schwarze. Die grelle Grenzlinie zog sich wenige Schritte von ihm entfernt hin.

Wenn er zur Thür des Hauses gelangen wollte, war es unvermeidlich, daß er in das Mondlicht hinaustrat. Er überlegte sich das Wagniß hin und her. Schließlich kam er aber doch zu der Meinung, daß er nicht gerade eine übermäßige Gefahr laufe, wenn er bei einem Menschen, der vor den sogenannten Augen des Gesetzes noch viel mehr Scheu haben mußte als er selbst, um eine Unterkunft nachsuchte.

Daß kein lästiger Dritter da war, wollte er nach der Stille, die im Gebäude herrschte, nicht mehr bezweifeln.

Nach einigen Nächten Herumirrens im Freien auf den kühlen Berghöhen war ein Obdach angenehm. Innerhalb des Hauses mußte es Feuer und Nahrung geben und Gespräch konnte den ersten Theil der Nacht lustig verkürzen. Zudem fing es unter dem heiteren Himmel bereits an, empfindlich zu thauen.

Er überschritt also die Grenzlinie und trat in das freie Mondlicht hinaus.

Die Fenster oben glitzerten im Strahle gleich dem Fluß unten in der Tiefe, der vom Schein des Nachtgestirnes noch erreicht wurde. Sein eigener Schatten erschien riesengroß an der bleichen Wand. Sonst bewegte sich nichts.

Die Thüre fand er verschlossen. Es kam ihm vor, als ob von innen ein Riegel vorgelegt sei. Er unterließ deshalb weitere Versuche, sie zu öffnen, und bog um die andere Ecke, um nachzuspähen, ob nicht ein Eingang aufzufinden sei. Die Nachsuchung blieb erfolglos.

Wieder kam er zur Thüre zurück. Da bemerkte er, daß ihm sein eigener Schatten bisher den untersten Theil derselben verdeckt hatte und daß sich dort eine Oeffnung befinde. Es war dies eben jene Oeffnung, welche Anton vor wenigen Stunden auf den Rath seines Schwagers hin in das Holzwerk gebrochen hatte.

Vorsichtig steckte er zuerst den Lauf seiner Büchse hinein, ehe er sich selbst durch die zertrümmerte Stelle wagte.

Im nächsten Augenblicke stand er in einem dunkeln Raum, denn nur das obere Stockwerk hatte Scheiben, durch welche der Mondstrahl sich in das verlassene Berghaus schleichen konnte.

Mit Hilfe seines Zündstahles und seines Schwefelfadens fachte er Feuer an. Da bemerkte er die Veranstaltungen, die Anton auf dem Herde getroffen hatte, und den alten Mantel, welcher über eine Vertiefung im Heu ausgebreitet lag.

Der Scharler Seppl war indessen nicht der Mann, sich durch das Gesehene täuschen zu lassen. Wozu brauchte ein Loch in die Thüre geschlagen zu werden, wenn der Anton als Schützling eines Verwandten hier hauste, wie es offenbar der Fall war? Auf der anderen Seite konnte diese Täuschung nur den Zweck haben, Andere, die unberufen zum Hause kamen, zu berücken. Sie sollten meinen, derjenige, der sich hier aufgehalten, sei ohne Wissen und Willen des Eigenthümers in das Haus gedrungen.

Diese Erwägungen durchkreuzten schnell das Gehirn des Wildschützen.

Nach seiner Meinung war der Vogel nunmehr ausgeflogen und zwar in Folge einer Warnung, die ihm der nämliche Mensch zugetragen haben mußte, welcher am

heutigen Nachmittag ihre Unterredung durch sein Erscheinen unterbrochen hatte.

In solchem Lichte erschien ihm auch der Heuhaufen und der alte Mantel, den er sich nunmehr in der Lohe eines angebrannten Kienholzstückes beschaute, als ein Mittel, die nächsten Besucher irre zu führen.

Diese wurden erwartet. Was konnten es anders sein, als Häscher, die nach dem Flüchtling fahndeten?

Anton konnte in diesem Raume nicht gehaust haben. So viel stand für den Wildschützen fest.

Um zu erforschen, wo derselbe seinen Zufluchtsort gehabt habe, war er eben im Begriffe, ein Feuer auf dem Herd anzuzünden, als ihm der Gedanke kam, daß der störende Besuch wohl in allernächster Zeit erwartet worden war.

Dieser Besuch konnte ihm aber fast ebenso unangenehm werden, als dem Deserteur. Scharnitz begnügte sich in Ermangelung eines Fahnenflüchtigen auch mit Bettlern oder Wilddieben, jetzt um so mehr, als der Zorn des Gnädigen wegen mehr als eine verfehlten Expedition schwer auf ihm lastete.

Es war also besser, er unterließ das Feueranmachen und tastete mit Kienspähnen nach der unbekannten Pforte. Aber das Herumklopfen am Getäfel blieb erfolglos. So

blieb ihm nur übrig, das obere Stockwerk als ehemalige Wohnung Antons anzunehmen.

Er verfügte sich dort hinauf, indem er den Mantel und einen Arm voll Heu mitnahm. Auf den Boden warfen die Scheiben ihre lichthellen Vierecke. Es war schier so klar dort wie am hellen Tage.

„Nun, sie werden nicht gerade heute Nacht kommen," dachte sich der Scharler Seppl. „Auf jeden Fall ist mir's da herin unter Obdach lieber als draußen im Mondschein."

Doch mußten ihm, ehe er einschlief, noch allerlei Bedenken kommen. Denn mit einem Mal stand er auf, ging langsam über die Treppe wieder in den unteren Raum und wälzte einen Sägebock, den er neben dem Herde bemerkt hatte, gerade vor die Oeffnung in der Thüre, so daß es weder möglich war, diese aufzumachen, noch durch die Oeffnung hereinzukriechen, ohne durch Umwerfen des Klotzes großen Lärm zu verursachen.

Was er indessen thun sollte, wenn dieses Ereigniß eintrat, darüber war er nicht mit sich einig.

Der Wildschütz hatte gehofft, an dem Flüchtling, der dieses Haus bewohnte, Gesellschaft zu finden. Es war für den Einsamen Bedürfniß, zu reden, zu plaudern. In dieser Hoffnung fand er sich getäuscht und darum fing er, nachdem er wieder eine Weile oben gerastet hatte, darüber nachzudenken an, ob denn überhaupt die Annehmlichkeit,

die ihm dieses Obdach bot, in Verhältniß stehe zu der Gefahr, von welcher er bedroht war. Die Almhütten wurden auch häufig von Schergen und Häschern heimgesucht — und das Legföhrendickicht war am Ende doch ein viel sicherer Versteck und Kühle und Thau geringe Widerwärtigkeiten in Vergleichung mit einem Trupp von Bütteln.

Er sollte indessen nicht lange in seiner Unschlüssigkeit verharren.

Mit einem Mal dröhnte ein dumpfer Schlag durch das Haus.

Der Scharler Seppl fuhr von seinem Lager auf. Das war offenbar nichts Anderes, als das Umwerfen des Holzklotzes an der Thüröffnung.

Zugleich wurden unten Stimmen laut. Die Häscher hatten sich vorsichtig, ohne sich durch ein Geräusch zu verrathen, bis zum Hause her geschlichen. Einmal innerhalb der Mauern, schien ihnen diese Vorsicht nicht mehr nothwendig und sie suchten unter Schelten, Toben und Verwünschungen nach dem Flüchtling.

„Hier muß der Kerl sein," schrie eine Stimme herauf, welche dem Scharler Seppl wie die des berühmten Generals Scharnitz vorkam.

Ehe die Verfolger herauf kamen, mußte ein Entschluß gefaßt werden. Es blieb hier nichts Anderes übrig als

zum Fenster hinauszusteigen und den ziemlich hohen Sprung auf den Grasboden zu wagen.

In dem Augenblicke, in welchem der Wildschütze sich auf die Brüstung schwang, wurde das Schloß seines Gewehrs durch einen Haken, an dem es hängen blieb, halb aufgezogen, schnappte aber sogleich wieder zu. Das Pulver fing Feuer — ein Schuß und ein Jammerschrei, den aber der Flüchtling über der Wucht seines Sturzes überhörte.

Ein Häscher war von der Kugel in die Schulter getroffen worden. Das Geschoß hatte ihm die Achsel zerschmettert.

Fluchend stürzten die Anderen, die mittler Weile heraufkamen, dem Flüchtling nach. Doch nicht ein Einziger wagte den Sprung vom Fenster herab.

So geschah es, daß der Scharler Seppl, der sich rasch wieder erhoben hatte, ungehindert sein Entkommen bewerkstelligen konnte. Zwar pfiffen ihm, während er durch den hellen Mondlichtstreifen sprang, der sich zwischen dem Hause und dem Legföhrengestrüpp über das kurzgrasige Geklipp hinzog, einige Kugeln nach, sie verfehlten aber ihr Ziel.

Als er sich in dem schon von vielem Thau benetzten Krummholz befand, konnte er sich für gerettet erachten. Denn es war nicht anzunehmen, daß bei dem Vorsprung, den er bereits vor den Verfolgern gewonnen, diesen es

gelingen würde, ihn in Mitten des Niederwaldes im Dämmerlichte und im Schatten der hochaufstrebenden Aeste zu fangen.

Er hörte noch, wie Scharnitz rief: „Das soll mir der Bube mit seinem Leben bezahlen!" und dieser Drohruf beschleunigte nur noch die Schnelligkeit, mit welcher er sich, Gesicht und Hände vielfach zerschindend, durch das Wirrsal der Föhren hindurchschlug.

Fünftes Capitel.

Der Paß Mandling.

Als Anton in einiger Entfernung von dem Baume war, auf welchem er so lange dem Gespräche der beiden Spitzbuben zuhören gemußt hatte, verbarg er sich hinter einen großen Felsblock, um die beiden Männer zu beobachten, welche in seiner Richtung daher kamen.

Wenn die Beiden ihre Gründe hatten, sich vor so Wenigen als möglich blicken zu lassen, so war das nicht minder bei Anton der Fall. Je weniger Menschen ihn bemerkten, desto besser. Denn bei dem Gerede, zu welchem sein nun schon bald allgemein bekannter Aufenthalt im alten Berghause sicherlich Veranlassung gab, würde gewiß Jeder mit der Bekanntmachung einer zufälligen Begegnung wichtig gethan haben, wenn auch ohne die geringste Absicht, ihm zu schaden, aus bloßer Schwatzhaftigkeit.

Während die zwei Männer in der Entfernung weniger

Schritte vorübergingen, bemerkte er, daß jeder von ihnen am Hute grade über der Stirne ein kleines Sträußchen trug.

Eingedenk der Belehrung seines Schwagers kam er auf den Gedanken, es möchten auch diese Flüchtlinge sein.

Rasch eilte er ihnen nach und bemerkte, daß auch sie die Richtung nach dem Steierischen einschlugen. In diesem Falle hatte er Reisegenossen, welche ihm im Nothfalle nützlich werden konnten.

In kurzer Zeit hatte er sie eingeholt und begrüßte sie mit den vom Schwager erwähnten Zeichen.

Dieselben wurden vollständig in der angegebenen Weise erwidert und Anton war nun überzeugt, daß er Schicksalsgefährten vor sich habe.

„He, Buben, laßt euch Zeit! Braucht ihr keinen Kameraden?" redete er sie an.

„Wohin?" antwortete der Aeltere von den Beiden.

„Ins Steierische."

„So gehen wir zusammen."

Die drei jungen Leute tauschten noch verschiedene Bemerkungen über den Weg unter einander aus, bis allmählich das Einverständniß so weit gediehen war, daß sie sich wechselseitig unter einander Hülfe und Freundschaft zusicherten. Die zwei hatten die vergangene Nacht in einem noch leeren Heustadel zugebracht. Sie erzählten, daß sie dort ein sehr schlechtes Lager gehabt und auch an Kälte

gelitten hatten, die ihnen um so empfindlicher wurde, als es ihnen an Nahrungsmitteln gebrach. So befanden sie sich dermalen in einer Lage, in welcher sie einen Heißhunger nach Speisen und die größte Schläfrigkeit verriethen.

Wie es sich leicht begreift, wurde Anton gefragt, wo er das letzte Mal übernachtet habe. Denn diese Frage ist für Flüchtlinge von seiner Art immer eine der allerwichtigsten.

Da er Vertrauen zu den Beiden gefaßt hatte, so erzählte er ihnen genau seine Erlebnisse von der Flucht aus Salzburg an bis zu dem Abenteuer der vergangenen Nacht. Mit besonderer Ausführlichkeit verweilte er bei der Darstellung der beiden Gestalten und bei der Schilderung ihres Gespräches.

Die beiden Burschen hörten die Erzählung mit vieler Theilnahme an, lächelten zuweilen und unterhielten sich miteinander in Flüsterstimme.

Nachdem sie noch verschiedene Fragen über Einzelheiten an Anton gerichtet hatten, sagte der eine von den Burschen:

„Derjenige, den du mit dem Gewehre gesehen hast, ist ein Lump, den wir nicht kennen, der andere, der Häusler aus der Wolfsau, das ist der Schratterer-Wastl. Vor dem müssen wir uns besonders hüten. Weißt du nicht,

wohin er gegangen ist, nachdem er sich vom Baum entfernt hat?"

„Dort gegen die oberen Wiesmähder hinauf sind sie gegangen," erwiderte Anton.

„So, da müssen wir uns dann schon rechts halten, denn wenn uns der ausspäht, der verräth uns gleich. Er hat selbst zwei Buben, die fahnenflüchtig sind und die nie aus dem Großarlerischen hinaus kommen. Desto schärfer geht's natürlich über Fremde los, wenn er welche ansichtig wird, und blos deshalb haben seine Söhne Ruh vor dem Gericht, weil er die andern angiebt, so viel er kann. Beim Pfleger gilt er alles, der Lump."

„Der Sprache nach kommt er mir aber nicht vor, wie ein Großarler," bemerkte Anton.

„Er ist auch keiner," sagte der Aeltere. „Er ist so ein weichgesottener Kärntner, glaube ich, bei dem der Teufel zu Gevatter gestanden ist. So lang sich der um den Weg befindet, müssen wir scharf auftreten. Wir müssen trachten, daß wir schnell über die Grenze kommen. Bis Abends können wir dort sein. Es sind freilich an die zehn bis zwölf Stunden, aber das ist nothwendig, so lange dieser Lungerer vorhanden ist."

Weder der Schrattern-Wastl noch sein Genosse legten indessen den Wanderern weitere Hindernisse in den Weg.

Sie hatten heute selbst ihre Geschäfte und trauten überdies den Ankömmlingen so wenig wie diese ihnen.

Die drei Flüchtlinge hatten indessen so viel Scheu vor den übelberüchtigten Männern, daß sie sich erst nach einem Marsche von fünf oder sechs Stunden zum ersten Male zu rasten getrauten.

Frohen Muthes überschritten sie gegen Sonnenuntergang die Grenze, welche Salzburg und Steiermark trennt.

Als es schon dunkel war, erreichten sie den Marktflecken Schladming.

Dortselbst vernahmen sie zu ihrer großen Genugthuung, daß vor kurzer Zeit ein Theil des Marktfleckens abgebrannt war und deshalb Handwerker und Handlanger gegen guten Lohn gesucht wurden.

So wäre also für die drei Flüchtlinge hinlänglich gesorgt gewesen. Sie konnten Arbeit finden, waren sicher und überdies nicht weit von ihrer Heimath entfernt, so daß Nachrichten von ihren Eltern oder Verwandten sie bald erreichen konnten.

Ueber all den neuen Eindrücken vergaß Anton völlig die Botschaft an den Köster am Bühel bei Mandling, welche ihm der Schwager aufgegeben hatte. Er blieb bei einem Wirth nahe an der Brandstätte und schlief bald ein, ermüdet vom Marsche und von der Aufregung, welche die

drei Flüchtlinge niemals verlassen hatte, so lange sie sich noch auf dem Salzburger Gebiet befanden.

Am nächsten Morgen regnete es in Strömen und es kamen in Folge dessen viele Zimmerleute, welche durch das Unwetter an ihrer Arbeit verhindert waren, in das Wirthshaus, welches sie mit Lärm und Tabacksqualm erfüllten.

Es mag wohl wenig trübseligere Anblicke geben, als den einer von Nässe triefenden Brandstätte an einem Regentage, an welchem die bis ins Thal herablangenden Wolken das umgebende Gebirg, Felder und Obstgärten, ja sogar nahe gelegene Häuser ganz und gar verhüllen. Es ist dies ein Bild von Armseligkeit und Unglück, dessen Eindruck auch auf gewöhnliche und sonst stumpfsinnige Leute sich nicht verkennen läßt.

Auf Anton wirkte es in vollem Maße ein. Er saß schweigend, während sich seine Reisegenossen von gestern an das kleine Fenster gestellt hatten, vor seinem Glase Enzianer, das ihm vom Wirth als Frühstück gereicht worden war. Er dachte daran, auf wie lange Zeit ihm nunmehr die Heimath verschlossen wäre, an den Kummer und die Noth seiner Eltern, die nunmehr ihrer kräftigsten Stütze entbehrten.

Plötzlich wurde seine Aufmerksamkeit durch etwas abgelenkt, was am nächsten Tische vorging. Dort hatte eben ein Oeltrager, der ganz durchnäßt zur Thüre herein-

gekommen war, Platz genommen. Dieser erzählte, daß er heute, als er sich dem Mandlingpaß näherte, in dem Gehölz vor dem Graswall, welcher die Grenze bildet, von einer Anzahl von Bütteln aufgehalten worden sei, welche ihn ausfragten, ob er nicht auf der Straße einen Burschen von dem und dem Aussehen angetroffen habe. Auf seine Frage, welche Bewandtniß es damit habe, hatten sie ihm erzählt, daß gestern ein Deserteur in Großarl in einem hochgelegenen Futterstadel gerade über der Wolfsau einen Mann vom Streifkorps tödtlich an der Schulter verwundet hätte. Der Hüttschlager Wirth, setzten die Büttel hinzu, welcher dem Flüchtling dort Nahrung und Obdach gegeben hatte, sei gleich darauf in Haft genommen worden, während es diesem selbst gelungen wäre, zu entwischen. Anton verfärbte sich, als er diese Nachricht vernahm. Wußte er sich an der geschilderten Unthat gleich ganz und gar unschuldig, so konnte doch kein Zweifel darüber bestehen, daß er selbst der Gesuchte war. In der Bestürzung, in welche ihn diese unverhoffte Neuigkeit versetzte, vergaß er ganz und gar, daß er hier sicher war, sowie auch auf das Nachdenken, durch welchen Zusammenhang von Umständen das erwähnte Mißverständniß geschaffen worden sein könne.

Sechstes Capitel.

Rückkehr.

Sein erster Gedanke war, sofort den Rückweg anzutreten, sich beim Pflegegericht zu stellen und durch seine Aussagen den Schwager aus dem Gefängniß zu erlösen.

Sofort machte er sich an die Ausführung dieses Gedankens. Seinen Reisegefährten, welche noch immer in den Regen hinausstarrten, theilte er denselben nicht mit, weil er fürchtete, durch dieselben irre gemacht oder gar abgehalten zu werden. Er stand also auf, bezahlte das Wenige, was er genossen, und machte sich auf den Weg.

Ohne angehalten zu werden, ging er durch den Paß Mandling und traf völlig gegen sein Erwarten nicht auf einen einzigen Häscher. Ermüdet setzte er sich in den Nachmittagsstunden unter das Dach eines Heustadels, neben welchem große gelbe Kürbisse über einen Zaun herabhingen. Er zog den kleinen Vorrath seiner Lebensmittel

hervor und begann zu essen. Während seines bescheidenen Mahles tauchte eine andere Gedankenreihe in ihm auf. Was konnte oder wollte er denn vor Gericht aussagen? War darum das Vergehen seines Schwagers mehr oder weniger strafbar, je nachdem er einen Schergen verwundet hatte oder nicht? Offenbar, sagte ihm nun mehr sein Verstand, war der Schwager auf seinen Gängen beobachtet worden, man wußte über das Einverständniß zwischen ihnen Beiden soviel, daß es nicht mehr abzuleugnen war, und dann half sein Erscheinen nichts, wenn es nicht im Gegentheil seine Lage verschlimmerte. Und in welche Sorgen stürzte er den alten Vater und die Mutter, wenn sie ihn als Gefangenen wußten, wenn sie von der körperlichen Mißhandlung Kunde bekamen, die ihm bei seiner zwangsweisen Ablieferung zu den Soldaten bevorstand.

Und dann — wie thöricht mußte seine Handlungsweise erscheinen in dem Falle, der ja auch nicht unmöglich war, daß sich der ganze Vorfall garnicht bewahrheitete!

Diese Erwägungen bestimmten ihn, daß er seinen Entschluß vorläufig änderte.

Er begab sich einstweilen auf einen ganz in der Nähe von Wagrein gelegenen Berg, von welchem aus er auf sein elterliches Haus hinabblicken konnte, um vorerst aus dem, was er sah, weitere Schlüsse zu ziehen.

Dazu bewog ihn zum großen Theil auch die Sehn-

sucht, den Vater und die Mutter wiederzusehen. Denn an ein Betreten des Hauses selbst war dermalen in keinem Falle zu denken.

Zu seinem Zufluchtsorte für die kommenden Leidenstage erkor er sich vorerst den Sonnkogel am Eingange des Großarler Thales, zwischen St. Johann und Schwarzach südlich gelegen.

Schon während er der ersten Höhe dieses Berges zuschritt, schaute er sich genau nach allen Fußsteigen und Wegen um, welche hier und dort in das Gehölz oder über die Matten führten. Dies war nothwendig, um im Nothfalle nicht erst in der Irre umherlaufen zu müssen. In der Aufregung, in welcher er sich befand, wagte er viel zu viel. Er schritt über Hänge hin, auf welchen er vom Thale aus sehr wohl gesehen werden konnte, und ging zuletzt, vom Hunger getrieben, sogar in eine Almhütte, um sich dort für einen Theil des wenigen Geldes, was er noch bei sich trug, kochen zu lassen.

Während der Topf mit Rahmmus über dem Feuer brodelte, benützte er die Gelegenheit, sich über die Ortsverhältnisse der Umgegend gut zu erkundigen. Damit es den Anschein haben sollte, als wäre er ein Wildschütze, so fragte er besonders nach dem Vorkommen von Wildpret. Auch erkundigte er sich eingehend um die Jäger und ihre Gänge, um die Jagd und Unterstandshütten. Natürlich

vergaß er es auch nicht, sich um die nächsten Bauern und ihre gegen den Berg herauf gelegenen Gehöfte, um die Anzahl und das Ausschauen ihrer Dienstboten, sowie um sämmtliche Almenhütten weit und breit zu erkundigen.

Er konnte es als ein Glück betrachten, daß die beiden Sennerinen sehr mittheilsamer Natur waren. Dieselben bemühten sich, dem hübschen Burschen gefällig zu sein, und freuten sich über seine Gesprächigkeit, ein Fall, der ihnen, die sie bereits in dem damals für Sennerinen vorgeschriebenen kanonischen Alter standen, nur selten vorkam.

Als er endlich so ziemlich erfragt hatte, was er wissen brauchte, kaufte er sich einen kleinen Buttervorrath und verschwand aus der Hütte.

Nun galt es, sich die benachbarten Bergseiten zu beschauen und vorläufig einen Unterstandsort für die Nacht zu wählen.

Er stieg am Waldsaume immer höher und höher hinauf, bis er endlich zu Matten gelangte, von welchen man schon auf das hoch über dem Salzachthale gelegene Goldeck und Goldeckweng herabsah. Auch erblickte man von dort in der Tiefe St. Veit Schwarzach, St. Johann und sogar den Buchberg bei Bischofshofen und einige Theile von Bischofshofen selbst.

Indessen war für ihn hier noch nirgends an eine Stätte bleibenden Aufenthaltes zu denken. In der Wald-

region konnte er nicht bleiben und weiter hinauf zu befand sich das Holz nicht mehr, dessen er doch zu seinem Leben bedurfte. Als er auf dem Heukareck anlangte, welcher mitten im Salzachthale liegt und gegen St. Johann zu in einer hohen steilen Wand abfällt, bereute er schon fast seinen Gang, denn noch immer zeigten sich die Bedingungen für ein Einsiedlerleben in dieser Höhe nicht.

Die Aussicht war allerdings wundervoll, sie mußte weiter oben noch gewaltiger sein, aber zu hausen war da nicht. Als er am eigentlichen Sonnenkogel angekommen war, vermochte er selbst in jene Gegend hinabzuschauen, in welcher sich sein Vaterhaus befand. Hier hätte er gar zu gerne seine Wohnung aufgeschlagen, denn es wäre ihm kein geringer Trost gewesen, sich auf diese Weise, wenn auch nur aus der Vogelschau, in der Nähe seines Heimathhauses zu befinden.

Es befindet sich hier eine Reihe von Felszacken, steil und mit Geröll bedeckt. Vier davon sind höher und auffallender, als die übrigen. Man nennt diese deshalb die Vierkögel. Sie mögen hier und da von einem muthwilligen Geisbuben erstiegen worden sein, der anderen seine Gewandtheit zeigen wollte oder dem es gefiel, sich sein Revier von einem erhabenen Standpunkt aus zu betrachten.

Auch zwischen diesen Zacken fand sich keine Oertlich-

keit, an welcher sich ein Mensch, gegen Wetter geborgen, hätte aufhalten können.

Die Wände der Vierkögel stürzten überall entweder steil auf Grashänge oder auf Geröll ab.

Auch die Einschnitte, welche die Verwitterung von Jahrtausenden im Boden des Berges selbst hervorgebracht hat, boten keine hinlänglichen Vertiefungen. Hier konnte sich überall das Regenwasser ansammeln. Einige der Einschnitte waren allerdings von überhängenden Legföhren so ziemlich überdacht, aber doch nicht hinlänglich, um einem Menschen Schutz zu bieten.

So ging er also noch weiter und gelangte zu einer breiten Schutthalde, die sich von einer Wand auf den grünen Boden herabzog. Auf diesem mürben Schotter waren einige Rasenbänke zu sehen, die hier mitten in der Zerstörung ein kümmerliches Dasein fristeten.

Er stieg die Schutthalde in der Richtung gegen die Wand aufwärts. Fortwährend bröckelte von dort oben Gestein ab und fiel auf den Schutt, dessen Ansammlung vergrößernd. Auf den Rasenbänken, wo der Fuß einen festen Tritt fassen konnte und nicht wie sonst überall mit der weichen Masse rückwärts glitt, rastete er von Zeit zu Zeit. Denn es war ein ermüdender Gang.

Als er am Rande der Felswand angekommen war, sah er gerade über sich das Melkerloch, eine jener

Oeffnungen oder Röhren, wie sie im zerklüfteten Gebirge häufig vorkommen.

Es ist dies ein natürlicher Tunnel, der sich durch die ganze Wand hindurchzieht und in welchem, weil die Sonne nur wenige Augenblicke hinein scheinen kann, das ganze Jahr über Schnee, während des Sommers in harte, eisige Krusten verwandelt, liegen bleibt.

Durch dieses Loch schien eben die Sonne, der Gegend um die Schutthalde herum ein seltsames Ansehen verleihend. Wie in Regenbogenglanz flimmerten Steine und Grasflecken. Die Sonne glich einem großen blinkenden Edelstein, wie er in den eisigen Tauern als Märchen bei den armen Einwohnern vorkommt, welche erzählen, ein solcher blinke mitunter auf den Zacken vergletscherter Berge, damit den Glanz der Golderze andeutend, welche unter dem weißen Mantel in den Schachten verwahrt liegen.

Dieses Loch hat seinen Namen von einem übermüthigen Senner oder Melker.

Derselbe hatte seine Hütte auf einer Trift, die so üppig war, daß die Kühe unerhört viel Milch gaben. Das machte ihn frech und er beging den Frevel, sich in schäumender Milch zu baden, wodurch dem Körper Frische und Schönheit verliehen wird.

Da geschah etwas Aehnliches wie drüben auf der Uebergossenen Alm, die so weiß hereinschaut, wo der Ueber-

muth von Sennerinen, die mit Butterballen Kegel spielten, dadurch bestraft ward, daß es zu schneien anfing und immer fort und fort schneite, bis die grüne Flur viele Klafter hoch mit Schnee bedeckt war, der nicht mehr wegschmolz, sondern sich zu einem unvergänglichen Eislager verdichtete.

Hier rollte Schutt auf die herrliche Matte herab. Den Senner selbst aber packte der Teufel und flog mit ihm gegen die Felswand und riß ihn mit sich hindurch. Dadurch ist diese Röhre entstanden, durch welche jetzt die Sonne, mit ihrer Scheibe die Oeffnung völlig ausfüllend, wundersam hindurch schien.

Anton stieg zum Tunnel empor und erreichte denselben, als die Sonne vom jenseitigen Ausgang noch nicht weggerückt war. Wer ihn von unten aus beobachtet hätte, der würde haben glauben können, er steige gerade in die helle Scheibe hinein, oder er würde dem bekannten Manne im Mond geglichen haben.

Er hielt sich die Hand über die Augen, um nicht vom Glanze geblendet zu werden und um seinen Weg über die schlüpferigen Eisdecken, die sich, noch mehr vom herabtropfenden Wasser geglättet, in der Röhre angesammelt hatten, sicheren Trittes finden zu können.

Bald verschwand das Gestirn, der große Zeiger des Tages rückte weiter und statt der Sonne schauten nunmehr

silberglänzende, stille Gletscher herein, von der Oeffnung zu einem nicht minder seltsamen Rundbilde ausgeschnitten.

Anton war niemals im „Melkerloche" gewesen und kannte dasselbe nur vom Hörensagen, da es von den Thalbewohnern der Umgegend so zu sagen als Uhr benutzt wurde, weil man wußte, um welche Stunde zu jeder Jahreszeit die Sonne hindurchschien. Er wußte also nicht, was er auf der anderen Seite antreffen würde, und war einigermaßen überrascht, als er sah, daß der Berg, welcher auf dieser Seite des Tunnels eine ziemlich steile Wand bildete, auf der anderen sich sanft abdachte.

Eine Wiese, an wenigen Stellen mit Steingeröll und Krummholz bedeckt, zog sich auf jener Seite gegen einen Graben hinab, der auf andere Weise völlig unzugänglich schien.

Als er aus der jenseitigen Oeffnung trat, setzte er sich eine Weile nieder, um zu rasten und über seine weiteren Schritte nachzusinnen.

Da stieg ihm der Gedanke auf, daß, wo eine solche Klüftung, wie die des Melkerloches, vorkomme, wohl das Kalkgebirge auch noch anderweitig unterwaschen sein und sich wohl irgendwo noch eine Höhle finden lassen müsse.

Er wandte sich deshalb nicht sofort dem Graben zu, sondern schritt, den sanften Hang zu seiner Linken lassend,

an der Bergseite quer hin, sehr häufig mit dem hainbuchenen Stocke die Dickichte der Legföhren untersuchend.

So mochte eine halbe Stunde vergangen sein und er begann bereits wieder an der Richtigkeit seiner Vermuthung zu zweifeln, als er beim Hineinstoßen in ein Krummholz-Gestrüpp mit seinem Stocke keinen Grund fand.

Er verfärbte sich und stieß einen Freudenschrei aus.

Sofort bog er die nächsten Aeste auseinander und schritt in die Stauden hinein. Nach wenigen, aber mühsamen Schritten blickte er in eine Höhle, deren Oeffnung fast zwei Klafter in der Breite betrug.

Leicht schlüpfte er durch die niedrige Mündung und fand sich in einem Raume, in welchem er leicht stehen konnte. Derselbe war fast überall zwei Klafter breit und, wie sich nach wenigen Augenblicken herausstellte, etwa dreißig Fuß lang. Es herrschte ein grünes Dämmerlicht darin von den Legföhren, welche den Eingang verdeckten und die Strahlen des Tageslichtes nur zum geringen Theile einließen.

Eine Schwierigkeit boten nur die zahlreichen Tropfsteingebilde, die als weiße Trauben von der Decke herab und an den Wänden hingen. An den ersteren stieß sich der Flüchtling mehrmals den Kopf.

Doch mißfielen sie Anton insofern nicht, als sie das Dasein von Wasser anzeigten, und in der That fand er

sofort eine Traufe, die von der Decke über die Wände herabrieselnd sich mit eigenthümlichem Gelispel im Hintergrund der Höhle verlor.

Mitten in seinem Elende empfand Anton diese Entdeckung mit einem Gefühle, wie es den Reichen nicht überkommt, wenn ihm goldene Schätze unverhofft zu Theil werden. Ein armer Mensch findet in einer menschenleeren Wüste eine von Aesten halb versteckte Höhle und ist glücklich darüber — wie arg weit liegen doch die Begriffe von Glück in dieser wechselvollen Welt auseinander!

Einer seiner sehnlichsten Wünsche war also hiermit erreicht. Jetzt handelte es sich noch darum, zu erfahren, ob diese Höhle, die er sich zur Wohnung erkor, in Wirklichkeit auch so unbekannt, verlassen und von Menschen unbesucht sei, wie es den Anschein hatte.

Siebentes Capitel.

In der Höhle.

In der Höhle selbst war nicht die geringste Spur, kein Fußabdruck im weichen Boden noch sonst irgend ein Anzeichen zu bemerken, welches darauf hingedeutet hätte, daß hier ein menschliches oder auch nur ein lebendiges Wesen hereingekommen war. Aber auch draußen, außerhalb der Krummholz-Pforte, waren keine der gewöhnlichen Wahrzeichen von menschlicher Hantierung zu erspähen.

In der Tiefe allerdings schien sich etwas hinzuziehen, was einem Fußsteige glich, aber nur eine Reihe von Tritten in den „Gries" (Schotter) des Grabens genannt werden konnte, denn es waren nur schwarze rundliche Flecke in dem Gerölle und auf dem Grasboden in einer gewissen Reihenfolge wahrnehmbar. Diese konnten aber ebenso gut ausschließlich von Schafen, Ziegen, höchstens vielleicht noch mit von deren Hirten, als von irgend welchen anderen lebenden Wesen, Thieren oder Menschen herrühren.

Almhütte war weit und breit keine zu sehen. Unmöglich konnten hier Menschen öfter erscheinen. Sie hätten da nichts zu suchen gehabt. Wald war keiner vorhanden, Wild konnte sich auf dem nackten Hang schwerlich aufhalten, auch lag die Gegend der Höhle durchaus in keiner Richtung eines Ueberganges oder in der Linie eines Zieles, bei welchem irgend etwas zu suchen gewesen wäre.

Das Wichtigste und was ihm zunächst oblag, war, die Hindernisse, die in Gestalt von herabhängenden oder bereits auf den Boden gefallenen Tropfsteinen sich in der Höhle befanden, zu entfernen.

Er nahm einen Stein und schlug die Tropfsteingebilde von der Decke herab. So konnte er nun ungehindert in der Höhle herumgehen, ohne sich bücken zu müssen. Dann scharrte er den ganzen Haufen der marmorweißen Bruchstücke, in deren Bruchflächen das von den Legföhren gebrochene Tageslicht grünweißlich spielte, zusammen und schichtete ihn im Hintergrunde der Höhle auf, um nicht durch das Herumstreuen der Stücke draußen die Aufmerksamkeit irgend eines Hirten zu erregen, welchen der Zufall am Ende doch immerhin in der Nähe vorüber führen konnte.

Nachdem die Decke besorgt war, machte er sich an den Boden.

Weich und feucht, wie er durch die herabfallenden Wassertropfen war, konnte er nicht ohne Weiteres als Lagerstätte dienen.

Anton ging deshalb hinaus und suchte zwischen den Legföhren und auf dem kurzgrasigen Alpenboden verschiedene Moosgattungen zusammen.

Die feuchten niedrigen Moospolster, auf denen gern Silenen und andere kurzstielige Alpenpflanzen stehen, ließ er, dagegen raufte er einen Arm voll nach dem anderen von hochstengligen trockenen Moosbündeln, wie sie gerne mit Farrenkräutern mitten im Krummholz gedeihen, aus und trug sie im Schweiße seines Angesichtes nach einem unweit des dunkelen Zufluchtsortes gelegenen Absatz im Grashange, um sie dort noch eine Weile in der Abendsonne liegen zu lassen.

Ohne alle Werkzeuge sich einen derartigen Felsenspalt wohnlich einzurichten, ist aber härter, als man meinen mag.

Er mußte eine Art von Herd, eine Stelle, an welcher man verschiedene Gegenstände aufbewahrt, einen abgesonderten Ort für Vorräthe und dergleichen herstellen.

Ohne Axt, Hammer und ähnliche Hülfsmittel war das schwierig. Doch war heute nach der großen Ermüdung ohnehin nicht mehr an dergleichen Arbeiten zu denken und deshalb schickte er sich schon an, an das Hereinbringen des

gesammelten Mooses zu gehen, als ihm einfiel, noch nachzusehen, ob nicht vielleicht Thierspuren in der Höhle zu entdecken seien. Derlei Schlupfwinkel werden häufig von Raubthieren besucht und es wäre kein angenehmes Zusammentreffen gewesen, des Nachts plötzlich eine Schnauze oder Klaue im Gesicht zu verspüren.

Wenn solche Gäste hier Einkehr hielten, mußte insbesondere der hinterste Theil der Höhle genau untersucht werden.

Mit Hülfe seines Feuerstahles und Steines zündete er einen Schwefelfaden und mit diesem einiges Astwerk der Legföhren an. Beim Scheine dieser Leuchte forschte er, das Gesicht bis fast zur Oberfläche des Höhlenbodens hingebeugt, nach den geringsten Veränderungen des muthmaßlichen Aussehens der Grundschicht. Er fand aber außer kleinen Vertiefungen, die von abfallenden Wassertropfen herrührten, gar keine Anzeichen, daß hier, seit der Zeit, in welcher der Fels ausgehöhlt worden war, andere Kräfte gewaltet hatten, als die stetige, stille, dennoch nicht wirkungslose der abtriefenden Wasseradern.

Froh über das erfolglose Nachsuchen trug er endlich sein Moos herein, bereitete sich ein Lager und schlief, bis aufs Aeußerste erschöpft, nach wenigen Augenblicken ein.

Draußen rührte sich nichts. Der leichte Wind, der

über den Grashang herstrich, konnte das plumpe Geäst der zusammengepferchten Legföhren nicht bewegen. Später begannen die Sterne zu funkeln und einige derselben hätte unser Flüchtling durch die Zweige hindurch gesehen, wenn ihm nicht tiefer Schlummer die Augen geschlossen gehalten hätte.

Achtes Capitel.

Der See.

Einige goldene Streifen fielen durch die Legföhren — es war der Wiederschein der aufgegangenen Sonne von der gegenüberliegenden Felswand.

Auch diesmal verstrich wieder einige Zeit, bis der Flüchtling zwischen Schlaftrunkenheit und völligem Erwachen sich zurechtfand, wo er sich eigentlich befinde.

Nachdem er sich hierüber klar geworden war, sprang er von seinem Lager auf, ließ im vorderen Theile der Höhle die stärkste Traufe, die absickerte, eine Weile auf die beiden hohlen Hände tropfen, wusch sich das Gesicht und schaute, das Geäst auseinanderbiegend, in die Thalsohle hinab, über welcher weiße Wolkenstreifen an den Hängen hinzogen.

Es war ein schöner Tag, aber dieser machte seine Höhle noch nicht wohnlich.

Mochte er nun über das Schicksal seines Schwagers

was immer erfahren, so viel stand für ihn bereits aus den gestrigen Ueberlegungen fest, daß er den vom Zufall geschenkten Zufluchtsort nicht ohne Weiteres verlassen würde. Was konnte ihm das Sichselbststellen nutzen? Nichts, dagegen war die Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß er durch die Aussagen, die ihm abgepreßt werden würden, seinen Verwandten in noch ärgere Noth bringen konnte. Er beschloß also vorläufig noch die Umschau in den umliegenden Berggründen fortzusetzen, um zunächst die Gelegenheiten zu erspähen deren er sich bedienen konnte, um Nachrichten über das Schicksal der Seinigen einzuziehen.

Ehe aber der Rundgang zum Behufe des Auslugens angetreten wurde, machte sich Anton, dem, wie wir gesehen haben, all seine Leiden den Hunger nicht verdarben, an das gestern aus der Sennhütte mitgebrachte Frühstück. Er zog seinen geringen Brod- und Buttervorrath hervor und aß, als ob er wohlgemuth hinter dem Tische seines Elternhauses säße, nicht wie ein gehetztes Thier in Bergschlüften Rettung vor Verfolgern suchen müßte.

Aus seinen gestrigen Wanderungen wußte er, daß die nächsten Almhütten sich in einer Entfernung von etwa zwei Stunden befanden. Von dieser Seite war also an eine Ueberraschung nicht wohl zu denken.

Nach der entgegengesetzten Richtung aber, dem Gasteiner Thale zu, blieb noch Verschiedenes zu erforschen.

Er ging durch einen Baumschlag, in welchem die Schnittflächen der erst kürzlich gefällten Bäume noch angenehm dufteten, einem Anger zu. Dort waren sehr viele Schwämme und Pilze aufgeschossen, die Anton in dem Tuch sammelte, welches er in seiner Rocktasche verwahrt trug.

Jenseits dieses Angers engte sich die Matte zwischen hervortretenden Felswänden ein. Von den Klippen hingen Legföhren herab und am Boden, der nunmehr theilweise versumpft schien, zeigte sich ein winziges Bächlein, von Lattich und Vergißmeinnicht fast versteckt. An manchen Stellen weitete es sich aus und bildete Inseln, auf denen die genannten Pflanzen noch üppiger wucherten, als sonst an den Ufern.

Anton wunderte sich, woher in dieser Höhe, die ganz unter der Wasserscheide und Jochhöhe liegt, ein Bach komme.

Er fand die Erklärung, nachdem er noch eine Viertelstunde lang in dem engen Thälchen fortgeschritten war.

Dasselbe wurde gegen Gastein zu durch eine Felswand abgeschlossen, an der kein Pflanzenwuchs zu erkennen war. Vor dieser Felswand aber hat sich ein kleiner See eingebettet, schwarzgrün von Farbe in der Mitte, gelbgrün gegen die seichten Ufer hin.

Dieser See macht einen unheimlichen Eindruck. Nichts regt sich auf ihm, als das Spiegelbild der leichten Nebel, die von einem Jochgrat zum anderen ziehen. Er scheint

keine Fische zu beherbergen. Von seinem Ostrande sickert der genannte Bach ab; woher ihm aber der Zufluß komme, ist nicht zu entdecken, wenn man nicht eine leise wimmelnde Zitterbewegung, die man mitunter auf der Mitte des Beckens wahrnimmt, für eine Wirkung des Aufwallens von Quellen halten will, die von der Tiefe des Bodens weg in dasselbe empordringen. Dunkel, aber scharf umgränzt wie in einer schwarzen Glaskugel, die man als Zierrath in Gärten hält, spiegelten sich die Zacken der hinteren Felswand in dem Gewässer. Es ist einer jener Seen, in welchen man sich böse Geister schlafend vorstellt, die mitunter daraus empor in die Höhe tauchen und Gewitter über Berg und Thal aussenden. Weil der See bald hoch, bald niedrig steht, so überschwemmt er manchmal ein weiteres Stück seiner Ufer, bald läßt er es wieder trocken, so daß in dem Wechsel kein Grashalm gedeihen kann und nur graue, scharfkantige Gesteine ihn rings umgeben.

An mancher Stelle lagert zwischen diesem nackten Steingeröll ein größerer, offenbar von der Wand herabgestürzter Felsblock, an seinem unteren Rande ebenfalls vom Wasser angenagt und in viele faustgroße Höhlungen zerfressen. Das geschah in Zwischenräumen, wenn immer der Spiegel des kleinen Sees bis zu ihm hin erhöht worden war.

Man nennt die Mulde, in welcher dieser See liegt, das kleine Seekar, auch Seekarl.

Für Anton hätte dieses Wasser einige Bedeutung gehabt, wenn es Fische beherbergt hätte. Aber davon fand sich keine Spur. Nichts schnalzte auf, nicht die geringste Bewegung eines lebendigen Wesens war im Wasser zu entdecken. Die Wasser waren ebenso todt wie die zeitweilig von ihnen überwallten Ufer.

Während Anton so auf den Steinen und im seichten Uferwasser herumspähte, durchzuckte ihn ein jäher Schreck. Da lag zwischen zwei haarscharf zugespitzten Klippen ein kunstgerecht behauener Feuerstein, genau von der Form, wie sie an Gewehren gebraucht werden. Der konnte, wie sich Anton sofort vorstellte, nur von der Büchse eines Jägers oder Wildschützen auf den Boden gefallen sein. War aber einmal ein solcher hierher gekommen, befand sich hier ein Reh- oder Gemswechsel, was wegen der Kühlung, die das Wasser bietet, leicht der Fall sein mochte, so kamen die Jäger auch öfter her und für ihn selbst hatte sich die Gefahr einer Entdeckung seiner Höhle dadurch gesteigert.

Sollte er auch in dieser Wildniß nicht sicher sein? Das war die Frage, die er sich selbstquälerisch in den nächsten Augenblicken immer und immer wieder vorlegte.

Der letzte Zweifel schwand ihm, als er wenige Schritte von dieser Stelle entfernt eine Kugel vorfand. Dieselbe

war neu und noch fast wie Silber glänzend, so daß sie erst vor wenigen Tagen gegossen worden sein konnte, jedenfalls aber nur ganz kurze Zeit an dieser Stelle gelegen hatte, an welcher sie bei längerem Verweilen längst von einer dunkeln Verbrennungsschicht überzogen worden wäre.

Dieser Fund gab ihm die Gewißheit, daß das Seekarl besucht wurde und zwar aller Wahrscheinlichkeit nach von Jägern oder Wildschützen.

Einem solchen gegenüber, der auf jede Spur und Fährte gewiß nicht weniger Acht gab, als er selbst, mußte er jede Vorsicht aufbieten.

Er bemühte sich nun, zunächst noch weitere Spuren des unbekannten Besuchers aufzufinden.

So oft er aber, und es geschah dies vier- bis fünfmal, das runde Seebecken umkreiste, spürte er nichts mehr auf. Das grobe Gestein bewahrte auch keine Abdrücke der Bergschuhe des Gefürchteten auf, so wuchtig dieselben auch gewesen sein mochten.

Er beschloß auf das hin, sich seiner Höhle stets nur auf irreführenden Kreuz- und Querschritten, auf allen erdenkbaren Umwegen zu nähern, so daß er sich nur in der unmittelbaren Nähe derselben, die aber in einem Augenblicke durchschritten werden mußte, verrathen konnte. Je weniger Spuren dort zu entdecken waren, desto besser, und so wandte er sich gleich diesmal, statt geraden Weges nach

seinem Zufluchtsorte zurückzukehren, in anderer Richtung den entfernteren Theilen des Gebirges zu.

Indem er diese Richtung verfolgte, gelangte er an ein schmales Thal, welches man den Thomasbach-Graben nennt. Dieser „Graben" zieht sich vom Hauptthale, dem der Salzach, gerade von Nord gegen Süd zur Tauernkette, erreicht aber diese nicht, sondern stellt so zu sagen nur eine Falte in der Vorstaffel des Taueringebirges dar. Es ist also hier das Seekarl vom Passern und Haaseck durch eine grüne Kluft getrennt, ihr Zusammenhang ist aber, weil der Graben nicht weit gegen Süden reicht, gegen Mittag oben durch die grünen Matten und höheren Kämme wieder hergestellt.

Als Anton an den Rand dieses Grabens kam und in den grünen Spalt hinabschaute, entdeckte er auf den Grashängen, die licht als Rodungen zwischen Wäldern sich ausbreiteten, einige Almenhütten. An diesen hatte er nicht viel Vergnügen, mehr allerdings an den zwar kleinen aber dichten Waldbeständen, die hier und dort den Almenboden schachbrettartig bedeckten. Dort war zuverlässig mancher Schlupfwinkel für Rehe, Hasen und wildes Geflügel, der ihm, da er voraussichtlich doch zum nicht geringen Theile von der Jagd zu leben haben würde, von Zeit zu Zeit einen Braten versprach.

Es war nunmehr Zeit, wieder nach dem Felsenloch

zurückzukehren, um an die Ausstattung desselben mit den nothwendigsten Einrichtungen zu denken.

Getreu seinem Vorsatze, den er sich bei Entdeckung des Feuersteines und der Kugel gemacht hatte, ging er auf seine Höhle in einem großen Bogen zu und vermied sehr sorgfältig den Grashang, welcher der augenfälligste und leichteste Zugang zu derselben war. Es däuchte ihm besser, den Grat zu überschreiten, durch das Melkerloch zu gehen und sodann auf dem Bauche dem Gewirr des Krummholzes entgegen zu kriechen.

Er fand Alles, wie er es verlassen hatte — ebenso versteckt und kahl.

Er warf sich auf sein Mooslager und dachte über seine Lage nach; daß er, abgesehen von der nothwendigen Nahrung, hier eine Hacke, Feile, Zange, einen Bohrer, Hammer, Nägel und dergleichen haben müsse, wenn er die Höhe bei rauhem Wetter bewohnbar machen wollte. Woher aber diese Gegenstände erhalten — darüber weiter nachzusinnen, das schob er für heute ebenso zurück, wie die Ergründung der Frage, auf welche Weise er sich Nachrichten über das Schicksal des Hüttschlager Wirthes verschaffen und auf seine Lage günstig einwirken könne. Beides war eben so schwierig, daß es ihm jedesmal ganz wirr im Kopf wurde, wenn er nur den Anfang der Frage ins Auge faßte.

In dieser Beklemmung und um sich die Zeit zu vertreiben, kam er auf den Einfall, den Rest des heutigen Tages damit hinzubringen, daß er sich einen Kalender machte.

Den Anlaß hierzu gab ihm der Besitz eines Messers, welches Werkzeug für die Anfertigung des fraglichen Gegenstandes ganz und gar ausreichte, sowie das Auffinden einer großen, dürren Stange in der Nähe seiner Krummholzpforte.

Diese Stange oder vielmehr Latte war offenbar eine von jenen, welche in der damaligen Zeit statt der später und bis auf den heutigen Tag beliebten Geometer-Pyramiden zu Vermessungszwecken auf den Spitzen und Graten des Gebirges aufgestellt wurden. Was sie hierher gebracht hatte, war allem Anscheine nach der Wind gewesen, der solche Hölzer oft vom Berge ins Thal, oder von einem Gipfel nach dem Hange des anderen hinüber wirbelt.

Er verfertigte nun zuerst mit seinem Messer dünne Holzstäbchen, von denen die einen länger, die anderen kürzer waren. Die ersteren bedeuten Sonn- oder Fest-, die zweiten Wochentage. Für diese Stäbchen nun wurden an zwei Stellen oben und unten in die Latte Löcher eingebohrt und sie sodann in dieselben eingesteckt. Besonders große Stifte bezeichneten die Hauptabschnitte des Jahres. Diese Hauptabschnitte befanden sich, der Auffassung des

Gebirgsvolkes gemäß, durch Zwischenräume von ungefähr sechs Wochen von einander getrennt. Dabei kommt es auf einen oder mehrere Tage, ja selbst auf eine Woche nicht an.

Da wird zum Beispiel gerechnet von Weihnachten bis Lichtmeß, von da bis Gertraudi, dann bis Philippi (1. Mai), weiter bis St. Veits Tag, dann bis Jakobi, Maria Geburt, welche Fristen ungefähr um die angegebene Zeit auseinanderliegen.

Die Latte ließ sich so einrichten, daß er, wenn ein Tag vorüber war, das Hölzchen aus der oberen Reihe von Löchern herausnahm und es in eines der unteren steckte. Das hatte den Vortheil, daß, wenn das Jahr abgelaufen war, er die Latte nur umzudrehen brauchte, um sie sofort wieder dienstbar zu machen.

Als die Dämmerung einbrach, stand endlich nach langem Nachdenken sein Entschluß fest. Er hatte beschlossen, nach St. Veit hinüber und zwar zum sogenannten „Moruten-Kramer" zu gehen, einem Kaufladen, in welchem er einestheils für die wenigen Groschen, die ihm noch übrig geblieben waren, die nothwendigsten Werkzeuge zu erhalten, anderen Theils aber, weil sehr viele Leute aus seiner Heimath dort verkehrten, von dem Krämer die begehrten Aufschlüsse über das Schicksal seines Verwandten erhalten zu können hoffte.

Neuntes Capitel.

Ein Gang nach St. Veit.

Bei der Kürze der Sommernacht und der Schwierigkeit, in der Dunkelheit über Baumwurzeln hinweg und durch Felsblöcke hindurch den abschüssigen Weg zu gehen, konnte Anton nicht erwarten, vor Sonnenaufgang St. Veit zu erreichen. Wenn es nun gleich durch die Vorsicht geboten erschien, bei der Nacht zu gehen, so durfte er doch nicht gar zu früh im Laden erscheinen. Er beschloß deshalb, zwar in der Dunkelheit zu wandern, sodann aber, beim Dorfe angekommen, sich zu verstecken, bis die gewöhnliche Stunde gekommen wäre, zu welcher sich bereits Kundschaften beim „Monut" einzustellen pflegten.

Viele Leuchtwürmer glühten grün und roth im harzduftigen Fichtenwald, als er von seiner Höhle ins Salzachthal hinabschritt. Ein fahles Mondlicht lag auf dem Flusse. Da derselbe von der Hitze der letzten Tage, welche

an den Gletschern genagt hatte, hoch angeschwollen ging, so tönte ein so mächtiges Summen in den Bergwald hinein, daß Anton kaum seine eigenen Schritte hörte, geschweige solche, auf die er als ein Geächteter lauerte und die möglicher Weise die eines unbekannten Verfolgers sein konnten.

Endlich überschritt er die Brücke. Kalt wehte es von den Eiswassern, die sich sprühend an vielen Blöcken brachen, zu ihm herauf. Nun stieg er den jenseitigen Hang an und gelangte, als eben der Himmel über St. Johann und den Großarler Bergen sich zu röthen begann, zu den ersten Dörfern des Marktes St. Veit.

Dort stand zwischen hohen Eschen ein Holzhause, nebenan ein gekreuzigter, blutig zerschundener Christus, der thränenvoll auf die von ihm erlöste Welt herabschaute. Um eben diese Stunde zerfleischten sich in den entlegenen Gefilden Rußlands die Völker von ganz Europa, Tausende starben bereits an den Folgen ihrer Anstrengungen. Der Flüchtling aber nahm auf einem Stamm hinter dem Holzhaufen Platz, lehnte sich gegen die Scheiter und sah dem hellen Sonnenscheine zu, wie er immer tiefer und tiefer gegen das unter ihm liegende Thal herabrückte.

Als die Salzach von den ersten Strahlen getroffen aufblitzte, erklang in St. Veit die Glocke zur Frühmesse. Anton nahm seinen Hut ab und betete still für seine

Eltern, für den Schwager und alle diejenigen, welche ihm bis dahin Liebes erwiesen hatten. Obwohl nun schon Leute auf dem Felde, oder mit Sensen auf den Wiesen oder bei anderer Hantirung zu sehen waren, so wagte er es doch noch nicht, zum „Monuten" zu gehen.

Endlich — es war mittler Weile sieben Uhr geworden — faßte er seinen Muth zusammen, ging hinter dem Holzhaufen hervor über den bethauten Rasen hin, auf welchem seine Schuhe hellgrüne Spuren mitten im tausendfältigen Gefunkel zurückließen, und näherte sich dem Hause des „großen Kaufmannes."

Er zog an der Glocke. Nach einigen Augenblicken schlarfte es hinter der Glasthür und es erschien der Monut, der ihm öffnete. Der Monut war ein hagerer Mensch von etlichen fünfzig Jahren. Seine stechenden, widerwärtig lang geschlitzten Augen steckten hinter einem in Horn gefaßten sogenannten Großvaterzwicker, der auf einer dürren langen Nase auffaß. Er trug ein wollenes Wamms und einen grünen Schurz. Seine Erscheinung war die eines hartherzigen, verschlagenen Wucherers — wenn nicht eines noch schlimmeren Gesellen.

Der Monut schaute seine Kundschaft mit einiger Ueberraschung an.

Schon nach den ersten Worten, die Anton, trotz seiner Anstrengung ruhig zu scheinen, mit zu viel Hast vor-

brachte, merkte er, daß hier etwas nicht richtig sei. Dem Monut fehlte es in dieser Hinsicht nicht an Scharfblick. War er doch eine Krämerseele der gelungensten Art, der keine Armseligkeit, kein Gebrechen an Anderen, entging, während sie für die besseren Seiten des Menschen weder Sinn noch Verständniß hatte. Sein Geschäft war in mancher Beziehung ein unruhiges. Er stand in Verbindung mit Schmugglern und Dieben und zwar nicht nur solchen, welche Wildpret stahlen. Bei einer Durchsuchung seines Lagers wäre man auf Waaren der seltsamsten Art gestoßen.

Nachdem Anton Hammer, Feile, Nägel und einiges Andere erhalten und bezahlt hatte, knüpfte sich folgendes Gespräch an:

„Was für ein Landsmann, wenn ich fragen soll?"

„Ein Steirer", antwortete Anton kleinlaut, denn so oft ihm die Noth seines Flüchtlingslebens eine Lüge abpreßte, lähmte ihm die Befangenheit die Zunge.

„So so und wie kommen wir denn nach St. Veit, he?"

„Ich — ich — bin in Mühlbach drüben im Dienst."

„Bei wem?" fragte der Krämer, bei dem längst Argwohn aufgestiegen war, froh über die Verlegenheit des Burschen lächelnd weiter.

„Beim — Daxbauer", sagte Anton und schielte wie sehnsüchtig nach der Thüre.

„Ich kann mich nicht erinnern, dich gesehen zu haben", erwiderte der Monut, „und komme doch oft nach Mühlbach. Giebt es bei euch keine Deserteure?"

Die letzten Worte sagte der Krämer, indem er seinem Kunden einen stechenden Blick zuwarf, und mit ganz besonderer Betonung. Anton wirbelte der Kopf. Er sah sich schon erkannt und verrathen. Ohne ein weiteres Wort zu sprechen, eilte er der Thüre zu, riß sie auf, daß die angebrachte Klingel gar nicht wieder zur Ruhe kommen wollte, und verschwand. Es fehlte wenig und er hätte in seiner Bestürzung die eingekauften Waaren auf dem Tische des Händlers zurückgelassen.

Wenn der Monut noch einen Zweifel über die Verdächtigkeit seines Kunden gehabt hätte, so war dieser jetzt beseitigt. Es fragte sich nun, was er zu thun hatte.

Bei einem Menschen wie er war kein langes Besinnen nöthig. Einige Augenblicke später war bereits ein Bote an das Gericht in Goldeck abgeschickt, mit der Meldung, ein Deserteur treibe sich im Markte oder dessen nächster Nähe herum. Der Monut glaubte diese Botschaft seiner eigenen Sicherheit schuldig zu sein.

Wie gesagt, er hatte einen Geschäftsbetrieb, von dem er wohl wußte, daß derselbe den Herren vom Gerichte Verschiedenes zu denken gab. Da er aber von Zeit zu Zeit einer hohen Obrigkeit durch seine eigenthümlichen

Verbindungen als Angeber nützlich sein konnte, so ließ man ihn gewähren und drückte ein Auge zu.

Selbstverständlich gab der Monut niemals Wilddiebe oder andere Leute an, denen er als Hehler diente und von welchen er seinen Vortheil zog. Im vorliegenden Falle dagegen, wo es sich wahrscheinlich nur um einen armseligen Deserteur handelte, konnte er dem Gerichte einen Gefallen erweisen, der ihn garnichts kostete.

In einem anderen Sinne äußerte er sich freilich zu den Leuten, die sich nach und nach, um einzukaufen, in seinem Laden einfanden. „Wenn der ein Deserteur gewesen wäre, möchte ich ihm um Alles in der Welt kein Leid zufügen."

Das sagte er, um der öffentlichen Meinung, welche für Fahnenflüchtlinge überall Partei ergriff, Rechnung zu tragen. Da es aber doch herauskommen mußte, daß er den armen Teufel angezeigt hatte, setzte er hinzu:

„Wer er war, kann man aber doch nicht wissen" — bekanntlich bei Menschen seines Gelichters immer schon Grund genug, um einen Anderen verdächtig erscheinen zu lassen.

Dann im Verlaufe der Rede weiter:

„Der Mensch hat sich höchst verdächtig gezeigt. Wahrscheinlich ist er ein Ausländer, vielleicht ein Steirer. Dort giebt es so viele Lutherische. Wenn es am Ende ein solcher wäre! Den verflixten Lutherischen darf man ohnehin Alles

zutrauen. Eine steierische Joppe und einen solchen Hut wenigstens hat er getragen. Gutes ist von solchen Leuten nicht zu erwarten."

Das Volk, welches immer von anderen Menschen am liebsten das Schlechte hört, lauschte diesen Reden des Monuten mit Theilnahme und Genugthuung.

Man kann wohl sagen: das Volk, denn in den nächsten Stunden wurde es im Laden des Krämers nicht leer. Fort und fort strömten die Leute hinein, um sich die wunderbare Geschichte immer und immer wieder auf's Neue erzählen zu lassen.

Der Stoff wuchs dem Monuten unter der Hand an. So oft er seinen Vortrag wiederholte, erschien die Erzählung mit neuen Daten ausgeschmückt. So hieß es schon eine Viertelstunde später:

„Der Mensch ist wahrscheinlich ein Dieb gewesen, denn er hatte viel, viel Geld bei sich. Weiß Gott, wo er das hergenommen hat. Denn seinem Ausschauen nach ist es nicht bei ihm aufgewachsen."

Wenn schon der Monut in seinem Laden das Ereigniß fortwährend vergrößerte, so nahm es bei denjenigen welche sich draußen herumtrieben, und im Markte überhaupt an Umfang zu wie ein Schneeballen, der über einen steilen Abhang herabrollt. Da hieß es zum Beispiel, ein Raubmörder sei zum Monuten ins Gewölb' gekommen, habe

ihn anpacken wollen und würde ihn sicherlich erschlagen haben, wenn dieser sich nicht mit einem Hammer erwehrt hätte, worauf jener die Flucht ergriffen, ihm aber im Hinauslaufen noch zugerufen habe, er werde den ganzen Markt einäschern, und was dergleichen Gräuel mehr sind.

So vergingen etwas mehr wie drei Stunden.

Die Aufregung im Markte erreichte ihren Höhepunkt, als nach Ablauf dieser Frist ein Streifkorps von zwölf Mann erschien, mit einigen der heißblütigsten Beamten und Diener des Pflegerichts an der Spitze. Die letzteren begaben sich sofort zum Monuten, wo ein Protokoll über den ganzen Vorfall aufgenommen wurde, welches der Wahrheit nicht näher stand, als die Erzählungen des Krämers.

Nachdem auf diese Weise das Verbrechen „aktenmäßig", schwarz auf weiß dargestellt war, setzte sich die Kolonne in Bewegung um sich in den Besitz des Hauptgegenstandes, des Uebelthäters selbst zu setzen.

Zehntes Capitel.

Beim Kalkofen.

Nachdem Anton den Laden des Krämers verlassen hatte, lief er, ohne zu wissen, was er that, dem Walde zu. Zu überlegen, gestattete ihm die Bestürzung nicht, in welcher er sich befand. Es leiteten ihn dabei die Gewohnheit und der Instinkt des Verfolgten. Ebenso würde ein Reh oder ein Fuchs, die sich in ein Dorf verirrt hätten, vor den nachsetzenden Menschen in den nächsten besten Wald flüchten.

Dieser Wald befand sich nördlich von St. Veit, in einer Höhe von etwa zweihundert Fuß über dem Orte.

Keuchend kam er, da er die steile Anhöhe im Schnellaufe durchsprungen hatte, an seinem Saume an und fand bald eine Stelle, von welcher aus er die ganze umliegende, Gegend gut überschauen konnte. Von hier aus sieht man den Marktflecken, die Felder, welche als lichte Vierecke

zwischen den Wäldern liegen, und in der Tiefe die Salzach, welche sich schäumend durch das enge Thal zwingt.

Zuerst bemerkte er nur einige Bauern, welche hier und dort zum Mähen auf die Wiesen gingen. Nach Ablauf von etwas mehr als drei Stunden fiel ihm der herankommende Zug in die Augen, an dessen Spitze die mit seinem Signalement wohl versehenen Beamten schritten. Anfangs konnte er den Zweck, den dieser Menschenhaufe verfolgte, nicht errathen. Erst als er in der Morgensonne die Waffen blitzen sah, errieth er, wem das gelte.

Er verließ nunmehr seinen Auslugposten, ging vorsichtig einem von ineinander eingreifenden Zweigen fast unzugänglichen Dickicht zu und versteckte sich auf einem Baume, etwa zwei Klafter über dem moosigen Waldboden.

Die gemachte Erfahrung hatte ihn so abgeschreckt, daß er beschloß, den Tag über sein Versteck nicht mehr zu verlassen.

So saß er denn einen ganzen langen Sommertag auf dem Fichtenaste und hörte von der Welt nichts, als die Glocken von St. Veit, die zu den verschiedenen Gottesdiensten riefen, und das Rauschen der Salzach, die dem Weltmeere entgegen eilt. Von Hunger gequält, denn er hatte keinen Bissen Brod bei sich, zählte er die Minuten und die Stunden, deren Schlag mitunter vom Kirchthurme herüber drang. Vielleicht wäre ihm sein Versteck im

heimathlichen Walde weniger schwer geworden, wenn er in die weite Ferne sehen und das Elend vieler seiner Kameraden mit hätte anschauen können, welche an diesem Tage mit zerschmetterten Gliedern auf dem Boden Rußlands lagen. Denn um diese Stunde hetzte Oudinot seine Landsleute über das Gefilde von Polozk unter die Kanonen der Russen. Freilich wurde diesen dreißig Jahre später von ihrem König ein Denkmal gesetzt, welches behauptet, daß „auch sie für des Vaterlandes Befreiung gestorben seien", und an welchem der Deutsche unserer Tage kopfschüttelnd vorüber geht. Aber das kann die bleichen Gesichter der Blutenden nicht vergessen machen, welche, ohne zu wissen wofür, im Staub des fremden Landes verkamen.

Einem Hungernden wird der Tag lang und unserem Flüchtling wurde er zur Unendlichkeit. Allerdings war das nur ein Kinderspiel gegen die Genossen aus Großarl, Gastein und Rauris, welche um diese Zeit auf dem russischen Boden lagen. Wenigstens hatte er seine gesunden Glieder und das Streifkorps, das nach ihm fahndete hatte nichts vom Martialischen der Kosacken, so wenig wie die berühmte Brigade des Herrn Scharnitz, von der bereits früher erzählt worden ist.

Indessen ging auch dieser Tag, wie so viele andere, glückliche und unglückliche, zu Ende.

Als die ersten Sterne sichtbar wurden, stieg Anton

von seinem Baume, um den Heimweg anzutreten, wenn man den Rückweg zu seiner Höhle so nennen mag. Von der Salzach herauf war er in der letzten Nacht noch auf dem gewöhnlichen sogenannten Fahrwege, einer holperigen, zwischen Zäunen eingesenkten hohlen Gasse, gegangen. Diesmal aber getraute er sich selbst unter dem Schutze der Dunkelheit nicht mehr, das Gleiche zu thun.

Er ging zuerst schnurgerade durch den Wald, und als dieser aufhörte, gerade zur Salzach hinab, wobei er die vielen Zäune, welche hier und dort die Gemarkungen einfriedigen, überstieg.

Dabei trug er große Sorgfalt, daß ihm nichts aus dem Päcklein verloren gehe, in welches die paar Geräthe, die er beim Monuten gekauft hatte, eingebunden waren.

Als er das Ufer der Salzach erreichte, bemerkte er zur Rechten oberhalb der Brücke, einen glührothen Schein. Er konnte sich nicht enträthseln, was das zu bedeuten habe, denn er hatte niemals von einer Schmelzhütte an dieser Stelle gehört.

Theils die Neugierde, noch mehr aber der Hunger veranlaßten ihn, ein wenig stromaufwärts zu gehen und sich nach den Menschen umzuschauen, die sich bei jenem Feuer aufhalten mußten. Vielleicht waren es Landstreicher, welche dort an der Kühle des Wassers ihr Lager aufgeschlagen hatten, und von diesen war schwerlich etwas zu

besorgen. Ueberdieß hatte der Hunger bereits so viel Macht über ihn gewonnen, daß die ängstlicheren Rücksichten zurücktraten.

Da die Salzach ziemlich hoch angeschwollen war, so konnte Anton nicht an dem gewöhnlichen Ufer hingehen, weil die vielen Sandbuchten in den Erlenauen alle mit unruhiger Fluth ausgefüllt waren. Er mußte diese umgehen und an der steilen Bergseite über feuchtes Gras hinklettern, sich manchmal an den Zweigen haltend, um nicht in das Wasser abzugleiten.

Der brennrothe Streifen wurde immer breiter, je mehr er sich dem Mittelpunkte des Lichtes näherte. Schon sah er in seinem Glanze die rundlichen Schaumkörper in den Buchten, wie sie sich hin und her wirbelten und aus dem sandigen Becken nicht mehr zu den freien Wellen draußen zurückkehren konnten, von welchen sie hereingeschleudert worden waren.

Endlich fiel ihm durch das Gebüsch der volle, blendende Glanz breit in die Augen. Er bemerkte nun, daß die Strahlenkugel, welche wie ein blühender Schatz glühte, nichts weiter war, als das Feuer eines Kalkofens. In diesem Augenblicke ging vor dem breiten Glast ein Mann dunkel vorüber, der ein Bündel Wellen auf den Schultern trug, um dasselbe in das Feuer zu werfen. Dieses

Bild sah aus, wie wenn man sich den Mann im Mond auf geringe Entfernung vor die Augen gerückt vorstellte.

Um diesen nicht durch plötzliches Erscheinen zu sehr zu überraschen, beschloß er ihn anzurufen und sich dabei zu stellen, als ob er einer der vom Wege verirrten Schmuggler wäre, welche damals der hohen Zölle wegen an den Grenzen häufig anzutreffen waren.

Der Mann drehte sich um, während sein Holzbündel schon in prasselnde Funken verwandelt über ihn emporsprühte, und ließ den Flüchtling herankommen.

„Wie weit hab' ich noch nach Daxenbach?" sagte Anton mit einer Stimme, welche vor Anstrengung und Hunger zitterte.

„Da mußt du über das Wasser zurückgehen, Landsmann. Dort oben ist die Brücke."

„Ach mein Gott, laß mich da ein wenig rasten bei deinem Feuer, ich bin so müd' von dem vielen Gehen und Tragen."

„Meinetwegen, setz' du dich genug daher," erwiderte der Kalkbrenner gutmüthig. „Hast wohl schon einen starken Weg gemacht heut', wie mir vorkommt."

Als Anton bemerkte, daß ihm der Kalkbrenner auf halbem Wege entgegenkam, antwortete er schon um Vieles beruhigter:

„Ja freilich habe ich heut' schon weit tragen müssen. Ich komm' vom Mandling herüber."

Der Kalkbrenner nickte, wie wenn er sagen wollte: „Wir kennen das."

„Hast du nichts zu essen?" fuhr Anton fort.

Der Mann ging nach einem Dach, das neben dem Ofen niedrig über Steinen errichtet war, und langte dort aus einer Truhe einen angeschnittenen Brodlaib und eine Flasche mit Branntwein hervor.

Anton griff mit Hast nach diesem Labsal. Der Kalkbrenner aber ließ sich ihm gegenüber auf einem Brette nieder, das, über zwei Blöcke gelegt, als Bank diente, und sagte:

„Es wird nicht lange dauern, so kommt mein Schlafkamerad. Der wird sich wundern, daß ich da bei der Nacht Besuch bekommen habe."

„Ist's auch ein Kalkbrenner?" fragte Anton, dem es nicht gleichgiltig sein konnte, von wem er hier gesehen wurde.

„Nein — daß ich's nur sag'," erwiderte der Mann etwas unzusammenhängend, „er ist ein Wildschütz, der sich eine Weile hier aufhält. Die meiste Zeit, glaub' ich, bleibt er drüben im Außer-Lugischen. Aber der Mensch muß eine Abwechslung haben, nicht wahr, Landsmann? Und was ist denn am Ende dahinter, wenn Einer mitsorgen hilft, daß des Wildprets nicht zu viel wird."

Anton lag es keineswegs daran, diese Bekanntschaft zu machen. Doch wollte er nicht in seine Höhle zurückkehren, ohne einen Versuch gemacht zu haben, das Schicksal des Hüttschlager Wirthes zu erfahren, nachdem ein solcher Versuch im Laden des Monuten durch dessen Benehmen nicht zur Ausführung gekommen war.

„Ist das am Ende der Wildschütz," frug Anton nach einigem Besinnen mit Zuhülfenahme all' seiner Schlauheit, „der oben im Großarlerischen in einem Futterstadel gewohnt haben und wegen dem der Hüttschlager Wirth von den Schergen aufgegriffen worden ist?"

„Das war aber kein Wildschütz, Landsmann, da ist's himmelweit gefehlt. Dort ist ein Deserteur eingebrochen gewesen, ohne daß der Wirth etwas davon wußte. Wie sie den Deserteur fangen wollen, schießt der einem Büttel in die Schulter, daß der Arm hin ist. Darauf haben sie den Wirth ins Pfleggericht gebracht, am nächsten Tag aber führt der den Gnädigen hinauf und da zeigt sich's, daß der Deserteur, der ein seiniger Verwandter war, von außen hineingekommen sein muß ohne Schlüssel, und es war auch ein Loch in die Mauer gebrochen, so daß sie den Wirth haben laufen lassen müssen."

„Und was ist mit dem Deserteur geschehen?" frug Anton, hoch erfreut über den glücklichen Ausgang dieser Angelegenheit.

„Der ist davon, ich gönn's ihm, dem armen Teufel. Aber gnad Gott dem, wenn sie ihn kriegen. Der Pfleger soll gestern im Schwarzacher Wirthshaus furchtbar getobt und gesagt haben, der Lotter muß ihm an den Galgen. Ich denke aber, er war so gescheidt und ist ins Steierische hinüber. Wenn sie seiner habhaft werden, so prügeln sie ihn todt, sowie er zum Militär abgeliefert ist."

Anton stand eben im Begriffe, noch Weiteres zu fragen, als ein Mensch sich näherte.

Im Lichte des Kalkofens waren seine Kleidung und seine Züge leicht zu erkennen. Er trug das Gewand eines Bauernburschen, aber der Bart paßte nicht recht dazu. Still kam er heran.

Der Kalkbrenner aber stieß Anton in die Hüfte und flüsterte: „Das ist der Schütz!"

Anton hielt es für gut, keine zu große Neugierde zu verrathen. Er fragte den Kalkbrenner nur noch, ob dieser ihm nicht den Rest seines Brodes und Branntweines verkaufen wolle, was dieser verwundert mit dem Bemerken zurückwies, daß er das ja besser in Daxenbach bekomme. Anton sah ein, daß er abermals einen Fehler gemacht hatte, schwieg und lauerte nach dem Ankömmling.

Der setzte sich grüßend auf das Brett neben dem Kalkbrenner, schaute zuerst diesen fragend an, sodann den angeblichen Schmuggler.

Der Letztere dagegen schaute den angeblichen Wildschützen nur verstohlen an. Hätte er es offen gethan, so mußte er wohl sein eigenes Gesicht zeigen, wozu er keine Lust verspürte.

Nach längerem Stillschweigen nahm der Kalkbrenner das Wort:

„Du kommst heute spät heim, Hauser.*) Hast wohl keine guten Geschäfte gemacht?"

„Wäre wohl früher gekommen," entgegnete der Angeredete, „aber —"

Er stockte in seiner Rede, indem er den Kalkbrenner anschaute und zugleich mit dem Kopf wie fragend gegen die Seite hin nickte, auf welcher Anton saß.

Der Kalkbrenner machte mit seiner linken Hand eine abwehrende und verneinende Geberde, worauf der andere nach einigem Zögern fortfuhr:

„Ja, was ich sagen wollte, ich wäre wohl früher gekommen, aber ich mußt' mich zu lang dort unten im Walde versteckt halten. Weiß der Teufel, welcher Wind heute den Schreibern wieder in die Nase gefahren ist. Truppweise habe ich die Schergen auf dem Weg gesehen. Ein ganzes Streifkorps muß herumziehen, denn ich habe leicht an die

*) Hauser abgekürzt für Balthaser.

Dutzend Bajonette gezählt. Was nur die Büttel wieder wollen!"

Die letzten Worte schienen als eine Frage vorzüglich an Anton gerichtet zu sein, denn ihm wandte sich der Wilderer zu.

Obwohl Anton den Sprechenden nicht ansah, sondern seinen Kopf der hellen Gluth des Ofens zugedreht hatte, verspürte er doch, daß die letzten Worte vornehmlich ihm gelten mußten. Zugleich wurde es ihm klar, daß er in dieser Stellung nicht verharren dürfe, ohne sich verdächtig zu machen.

Er erhob also den Kopf und sagte:

„Ich komme vom Steirischen herüber und habe nichts gesehen."

Der Wildschütz fragte nicht weiter, sondern starrte Anton, auf welchen das volle Licht der Kalkofengluth fiel, mit der Miene der höchsten Ueberraschung an. Dies geschah so auffällig, daß sich auch der Kalkbrenner verwundert Anton zukehrte, um zu erspähen, was so gar Außerordentliches denn er an dem Burschen übersehen haben könne.

Aber er bemerkte nichts Anderes, als was er früher schon wahrgenommen hatte.

„Die müssen sich beide kennen," sagte er bei sich in Gedanken.

Aber von dieser Seite her kamen keine weiteren Aufschlüsse. Der angebliche Wildschütze sprach kein Wort mehr. Es wurde im Kreise so still, daß man nur mehr das Rauschen des Wassers und das Prasseln der Holzstücke im Kalkofen vernahm.

Anton hielt es nunmehr für gerathen, aufzubrechen. Seinen Zweck hatte er erreicht und in der Nähe dieses Ankömmlings wurde es ihm je länger desto mehr unheimlich. Er drückte sich also den Hut weiter in die Stirne, dankte dem Kalkbrenner mit einem „Gelt's Gott", das von diesem zerstreut beantwortet wurde, und schlug rückwärts denselben Weg ein, welchen er gekommen war.

Der Schütz wartete einige Augenblicke, bis er seine Schritte im Erlengestrüpp nicht mehr vernahm, dann überschüttete er seinen Gastfreund mit einer Reihe von hastigen Fragen, von welchen dieser nur die wenigsten zu beantworten vermochte.

In dieser Weise verfloß nahezu eine Viertelstunde. Dann stand der Schütze plötzlich auf und sagte:

„Du, Naz, ich muß den Burschen noch was fragen — ich glaub', es ist ihm nicht recht zu trauen. Wart' nur, in einer halben Stunde bin ich wieder da. Da nimm einstweilen den Kirschbranntwein, den ich mitgebracht habe!"

Mit diesen Worten ging er Anton nach, der, weil

er Daxenbach als sein Ziel angegeben hatte, jedenfalls über die nahe Brücke gegangen sein mußte.

Es dauerte in der That keine Viertelstunde, bis der Schütze Schritte vor sich hörte. Indessen däuchte es ihm angemessen, sich nicht weiter zu nähern, sondern in gleicher Entfernung hinter dem von ihm Verfolgten zu bleiben.

Beide hatten die Brücke schon überschritten und gingen auf der Landstraße in der Richtung gegen St. Johann weiter.

Mit einem Male vernahm der Schütze die Schritte nicht mehr.

Er blieb stehen und lauschte. Das Rauschen der Salzach, von welcher der Schaum bis auf die Landstraße herauf stäubte, machte es ihm unmöglich, zu horchen.

Endlich schritt er vorwärts und schaute aufmerksam nach beiden Seiten der Straße. Da war keine Spur von dem Gesuchten zu entdecken. Auch bemerkte er keine Spur von einem Wege, der rechts bergauf geführt hätte. Begreiflicher Weise nicht, denn Anton hatte auch keinen solchen aufgesucht — sondern war gerade aus in das nächste Buschwerk eingetreten und von diesem gegen den Bergwald angestiegen.

Schon war der Schütze längst über die Stelle hinaus, von welcher aus er nach seiner Meinung die letzten Schritte des Verfolgten vernommen hatte, und noch immer keine Spur.

„Der Kerl kann doch nicht ins Wasser gestürzt sein," murmelte er vor sich hin. „Wär' mir übrigens eine Arbeit erspart. Denn daß der von dem Augenblick an, an welchem ich ihn das nächste Mal sehe, keine 24 Stunden mehr herumläuft, dafür steht ihm mein Messer."

Dabei schlug er auf eine breite Waidklinge, die in der Tasche seines ledernen Beinkleides verwahrt steckte.

Noch eine Viertelstunde lang etwa blieb er dort stehen, wie wenn er es gar nicht zu glauben vermöchte, daß ihm dieser Fang ausgekommen sei. Dann aber schlug er den Rückweg ein und gelangte bald wieder zum Kalkbrenner Naz, mit dem er sodann das gemeinschaftliche Lager unter dem Lattendache bezog.

Elftes Capitel.

Die Noth macht erfinderisch.

Als Anton am andern Morgen in seiner Höhle erwachte, war sein erster Griff nach dem kleinen ledernen Geldbeutel, in welchem sich der Rest der Groschen und Sechser befand, die ihm sein Schwager vor der Flucht ins Steierische hinüber eingehändigt und von welchem er gestern etwa die Hälfte verbraucht hatte. Noch ein geringer Betrag war übrig und dieser mußte die dringendsten Bedürfnisse vervollständigen helfen.

Der Beutel war weg. Alles Suchen half nichts. Er hatte ihn ohne Zweifel beim Uebersteigen der zahlreichen Zäune verloren, wobei er ihm aus der Tasche geglitten war.

Dieses war ein neues und wichtiges Unglück für den Flüchtling. Von Aufsuchen des Verlorenen war keine Rede, denn zur Tageszeit durfte er sich nicht sehen lassen.

Da blieb also nichts Anderes übrig, als den Verlust des Geldes zu verschmerzen.

Schlimme Tage waren voraussichtlich. Denn wie sollte er, abgesehen von den Eßwaaren, ein Geschirr zum Kochen oder ein solches für das Auffammeln von Trinkwasser anschaffen. Auch in der allerbescheidensten Form mußten sie alle bezahlt werden.

Er wußte jetzt, daß jede Rückkehr für ihn unmöglich war, da man ihn für einen Mörder hielt; daß er, nachdem man ihn im Futterstadel erblickt hatte zu beweisen im Stande wäre, ein anderer möge der Uebelthäter gewesen sein — von dieser Unmöglichkeit war sein schlichter Verstand erfüllt.

Es mußte also, wenn er nicht eines schimpflichen Todes sterben sollte, die Ueberwinterung in dieser Wildniß in's Aug' gefaßt werden.

Hierzu waren erstlich Kleider nothwendig, sodann aber auch ein Schießgewehr mit Pulver und Schrot als das hauptsächlichste Werkzeug zur Herbeischaffung von Nahrung in der wildreichen Gegend.

Sonst war Anton immer frühzeitig auf, diesmal aber blieb er auf seinem Mooslager liegen, bis die Sonne im Mittag stand. Er gedachte des Sprichwortes: „Gott verläßt keinen Deutschen, hungert Einen nicht, so dürstet Einen gewiß."

Theils die gewaltige Anstrengung und Aufregung des gestrigen Tages, theils aber auch der alte Aberglaube, daß

Einem die besten Gedanken im Bett kommen, hielten ihn auf seinem Lager zurück. Was hätte er auch draußen machen sollen? Die letzten Vorräthe, welche er von der Alpe mit bekommen hatte, waren verzehrt. Draußen schien die Sonne heiß auf den Hang, die Berge standen in hellblauer Sonnenverklärung da, ihn bedrohten Mangel und Sorge.

Sich irgend einem Menschen anzuvertrauen, zu Jemandem seine Zuflucht zu nehmen, oder ihm zur Last zu fallen, dazu war er zu scheu. Er befand sich überhaupt in einer Gemüthsverfassung, mit welcher er das ärgste Leiden für geringer erachtete, als abermals einen Verkehr mit Menschen zu suchen.

Freilich wäre ihm noch übrig geblieben, sich abermals nach Steiermark zu wenden und dort irgend welche Arbeit zu suchen. Allein er hatte sich im Gespräch mit Flüchtlingen und seinen Verwandten während der Zeit, seit welcher er das Leben eines Geächteten führte, so viel Kenntniß von der Gewalt der Behörden und dergleichen erworben, daß er wußte, die Kaiserlichen würden zwar nicht einen einfachen Fahnenflüchtigen, wohl aber einen Menschen an die Baiern ausliefern, welcher eines vollführten oder versuchten Mordes angeklagt war. Außer dieser Erwägung erinnerte er sich des bitteren Heimwehes, welches ihn jedesmal ergriffen, so

oft er die Berge der Heimath aus dem Gesicht verloren hatte. Trotz seines Mooslagers und der elenden triefenden Höhle kam es ihm doch vor, als könne er hier noch ein glücklicher Mensch werden, glücklicher als drüben, wo er sich durch einen endlosen Raum von Eltern und Geschwistern getrennt wähnte. War er nur erst einige Zeit hier heroben und besser eingeweiht in die Gelegenheiten, welche das Versteck bot, so konnte er auch seinem alten Vater irgendwelche Botschaft zukommen lassen, es wurden vielleicht Zusammenkünfte möglich, kurzum die innere Ruhe blieb ihm sicherer gewahrt in dieser Einöde, wenn er hungerte, als draußen in der Fremde, wenn er vollauf zu essen hatte.

Trotz aller dieser Erwägungen stand aber doch die bittere Noth dieses Augenblicks drohend vor ihm. Er hatte nun kein Geld mehr, um sich auf den Alpen einige Lebensbedürfnisse einzukaufen, und darum zu betteln, dazu war er zu stolz. Das Stück Butter und einiges Brod, welches er noch vom vorgestrigen Tage hatte, sollte seine Nahrung für heute sein. Die Frage war nun: Was sollte morgen und in der nächsten Zukunft werden?

Nun schien es in der That, als ob sich der eben mitgetheilte Glaube, daß Einem die guten Einfälle im Bett kommen, heute an Anton bewahrheiten solle.

Nachdem er eine geraume Zeit lang gebetet hatte,

stand urplötzlich das Bild des dunkelgrünen Sees unter dem Haseck vor ihm.

Die Sorge um das morgige Brod, die Sorge um Kleidung für den Winter, die Sorge um den Schutz gegen Kälte und die übrigen Schreckniſſe der Berge verblaßten vor dieſer Erinnerung.

Er hatte zwar dieſes Gewäſſer vollſtändig regungslos erblickt und nicht eine Spur von Fiſch darin geſehen. Sollte denn aber dieſes Gewäſſer wirklich eine ſeltene Ausnahme von den kleinen hochgelegenen Bergſeen darſtellen und garnichts Lebendiges in ſich bergen? Mitten hinein in den See ragte dann wieder der grüne Wald mit ſeinen Rehen und Haſen. Wie oft hatte er von den Burſchen ſeiner Heimath gehört, daß diejenigen, welche kein Gewehr beſaßen, das Wild im Walde mit Schlingen fingen. Er wußte wohl auch, wie ſolche Schlingen gemacht werden und an welchen Orten man ſie auslegen muß.

Und wie das Waldbild mit dem Bild des Sees verſchwamm, ſo auch die Vorſtellung des Wintervorrathes der geräucherten Haſen und Rehe mit dem der in Rauch getrockneten Fiſche.

Das wäre nun Alles gut geweſen, aber zum Fiſchen gehört eine Angel, zum Angeln gehört Roßhaar und Leine und dieſe hatte er nicht, ja er beſaß nicht einmal einen Bindfaden.

Da war guter Rath theuer. Da das Fischen doch immerhin in kürzerer Zeit Nahrung zu verschaffen versprach, als das Auslegen von Schlingen, zu welchen Letzteren er übrigens auch gar keinen Rohstoff zur Hand hatte, so beschloß er zunächst, den Versuch zu machen, aus einigen Nägeln seiner Schuhe Angeln zu bilden.

Diesen Nägeln konnte mit Hilfe der Feile, welche er gestern gekauft hatte, die gewünschte Form beigebracht werden.

Nach etwa zwei Stunden angestrengter Arbeit, während welcher ihm der Schweiß von der Stirn rann, hatte er mehrere solcher Angelhaken verfertigt.

Nun handelte es sich darum, Bindfäden herzustellen.

Zu diesem Zwecke schnitt er sich einen längern Streifen aus seinem groben Hemde aus und begann, daraus die Fäden kunstfertig zu drehen.

Da er noch nicht einmal mit Sicherheit wußte, ob sich auch wirklich Fische in dem grünen Bergwasser befanden, das Ganze also vorläufig ein Versuch sein sollte, so wollte er kein zu großes Stück von seinem Hemde wagen.

Nach einigen weiteren Stunden — die Sonne senkte sich schon stark gegen die Gasteiner Berge — war endlich eine Fischschnur und Angel in halbwegs verwendbarer Form fertig.

Mit dieser Arbeit war er zur eigenen Zufriedenheit fertig.

Zum Angeln gehört aber auch eine Ruthe. Diese verschaffte er sich in Gestalt einer dünnen Stange, welche er von einer ziemlich dürren Fichte in einiger Entfernung von seiner Höhle abriß.

An einer Stelle, an welcher der Boden ein wenig versumpft war, suchte er nach Regenwürmern und fand deren eine hinlängliche Anzahl.

Er hatte seiner Zeit gehört, die beste Zeit zum Fischen sei gegen Sonnenuntergang. So sehr ihn auch der Hunger drängte, so hielt er es doch für gerathen, diese Stunde abzuwarten, um keinen Fehlgang zu thun, der sein Verlangen nach Speise nur gesteigert hätte.

Als endlich die Sonne sich tief über den Graben des Thomasbaches hinabgesenkt hatte, machte er sich auf den Weg.

Als er am See anlangte, lag dieser bereits in Dämmerung da. Nicht einmal mehr das Roth der dem Blitzgotte Donar heiligen Blumen, der Donarstauden oder Alpenrosen, die am jenseitigen Ufer noch in großer Menge blühten, war mehr sichtbar.

Er setzte sich auf einen mit schwefelgelben Flechten bedeckten Block, der vom seichten Wasser noch auf einer

Seite bespült wurde, und warf erwartungsvoll die Angel aus.

Lange Zeit, nachdem die vom Hineinwerfen erzeugten Ringel sich wieder geglättet hatten, nahm er keine Zitterbewegung im Wasser wahr. Da — plötzlich bemerkte er mitten im Becken ein Aufschnalzen. Daß er bei einem früheren Besuche davon nichts gesehen hatte, das schrieb er jetzt der damaligen ungünstigen Tageszeit zu.

Und nun ruckte etwas an seinem Köder — rasch schnellte er ihn empor. Aber es hing kein Fisch daran, ja der Köder selbst schien ihm unversehrt.

Dieselbe Enttäuschung wiederholte sich noch fünf-, sechsmal.

Offenbar waren die Fische gegen den Hamen gestoßen, hatten aber die Lockspeise nicht hinlänglich einladend gefunden.

Es dunkelte nun schon ziemlich und er begann zu zagen. Mit einem Mal kam ihm der Gedanke, daß auf dieser Höhe, welche seinen Zufluchtsort noch um anderthalbtausend Fuß überragte, Regenwürmer wohl nicht vorkommen könnten und die Fische eine andere Nahrung gewöhnt sein möchten. Wahrscheinlich nährten sich die Forellen hier ausschließlich von kleinen Fischchen, solche aber aufzufinden, daran war bei der einbrechenden Nacht für heute nicht mehr zu denken.

Traurig ging er mit seinem Geräthe wieder fort und stieg zur Höhle hinab. In dieser legte er sich, von Hunger gefoltert, auf sein Moosbett und schlief trotz der Qual bald ein. Der König von Baiern ruhte nicht besser, als dieser Geächtete in der menschenleeren Wildniß.

Zwölftes Capitel.

Ein Fischfang.

Am nächsten Morgen lag wieder heller Sonnenschein über den Bergen und Anton schritt durch den Frühglanz der Höhe zu, um Nahrung zu suchen. Bis zum Abend konnte er nicht mehr warten — es mußte noch im Laufe des Tages für Speise gesorgt werden.

Während er die Höhe anstieg, dachte er darüber nach, um wie viel besser für Thiere der Tisch gedeckt ist, als für den von Seinesgleichen verstoßenen Menschen.

Ein Stoßgeier kreiste mit schwalbenähnlichem Fluge dort drüben unter den Felshängen. Sicherlich hatte sein Auge bereits irgend welche Beute erspäht. Eine pechschwarze Zirbenkrähe, deren Gefieder in der Sonne wie Kohle glänzte, flatterte rasch durch einen Zirbenstand, deren Nüsse ihr die gedeihlichste Nahrung boten. Schafe, auf deren Dasein er durch Steine aufmerksam wurde, grasten

dort auf grünen Flecken zwischen den verwitternden Zacken — nur er darbte von allen den Wesen, die weit und breit in Luft, Wasser oder auf dem Gebirge sich des Sonnenlichtes freuen konnten.

Heute gedachte er jene Stellen aufzusuchen, an welchen Wasseradern über Gries und Schotter langsam in den See sickerten. Ueberall rieselte es zwischen den groben Steintrümmern — es mochten wohl oben in Mulden sich noch Schneelager befinden, welche auf diese Weise etwas von ihrem Vorrathe an den grünen See abgaben.

Der Fischgeier schaut nicht so aufmerksam auf die Fluth herab als der Hungrige in diese Rinnsale spähte. Aufmerksam beugte er sich über das Naß, die Knie gegen die spitzigen Steine gedrückt.

Sieh — gerade dort, wo eines der breitesten dieser Wasserbänder sich mit dem todtenstillen See vereinigte, gewahrte Anton einige rasch sich zwischen den Steinen bewegende Fischchen von gelblich blaßgrüner Farbe. So weit es ihm ihre Schnelligkeit erlaubte, die Länge zu bemessen, mochten die größten etwa zwei Zoll lang sein.

Diese Thiere waren offenbar die Speise der Forellen, welche sich im See befanden.

Flugs waren einige mit der Hand gefangen — trotz der Dürftigkeit des Wasserrinnsales kein so leichtes Stück, als Einer glauben möchte, der zusieht.

Allein die Forellen kümmerten sich um diese Fischchen, als dieselben an der Angel zappelten, eben so wenig, als sie sich vorher um die Würmer gekümmert hatten. Manchmal verspürte er wohl einen Ruck — aber stets zog er seine Angel unbeschwert aus dem Wasser.

Es nahte der Mittag, der See glitzerte im Sonnenflitter und schier purpurne Schatten lagen, vom Trug des stets ins Tiefgrüne blickenden Auges erzeugt, vor den gegen die Sonne abgewendeten Kalkfelsen.

Anton betrachtete das Gewässer wie stumpfsinnig. Das Gespenst der Oede, der Hunger und die Ermattung streckten ihre Arme nach ihm aus. Wer weiß, ob er dem Allem nicht ein schnelles Ende gemacht hätte, wenn sich der See hart neben dem Felsufer in verschwiegene Tiefe gesenkt hätte.

Gleichgiltig irrte sein Blick über das Gestade.

Da bemerkte er, wie in einer Bucht zwischen zwei Felsblöcken, deren Länge etwa eine Klafter und deren Breite zwei Spannen betrug, eine wimmelnde Bewegung entstand. Er ging hin und bemerkte, daß einige größere Fische vom See her den kleinen, die er in den Rinnsalen und am Ufer bemerkt hatte, in diese kleine Bucht herein nachsetzten. Dieses eigenthümliche Schauspiel weckte seine gesunkenen Lebensgeister wieder.

In den nächsten Augenblicken beugte er sich gegen das Ufer, schaufelte mit den Händen aus dem Sande eine

Grube aus und grenzte sie mit Steinchen bis auf eine kleine gegen den See hin gerichtete Oeffnung ab.

Darauf stellte er sich zwischen zwei große Blöcke und beobachtete.

Es geschah, was er gehofft hatte. Jeden Augenblick huschte ein Schwarm der winzigen Fischchen in den kleinen Hafen herein. Zwei- oder dreimal kam pfeilschnell hinter ihnen ein größerer Fisch vom See her.

Diese fanden sich in der Aushöhlung nicht wieder zurecht, während die kleinen Verfolgten ruhig durch die gelassene Oeffnung wieder in den See hinaus schwammen.

Anton aber gelang es, die Gefangenen trotz ihrer Glätte zu ergreifen und weit auf die trockenen Theile des Gerölles hinauszuwerfen.

Dieser Fund verlieh dem Flüchtling neue Kräfte.

Im Laufe des Nachmittags legte er an verschiedenen Stellen des Ufers mehrere solcher Gruben an. Als die Sonne sich gegen die Gasteiner Berge hin senkte, hatte er mehrere Pfund Fische erbeutet.

So war also für heute der Tisch gedeckt und Anton ging mit ganz anderen Empfindungen als am gestrigen Abend nach seiner Höhle zurück.

Dreizehntes Capitel.

Der Kühnerbub.

Der nämliche Mensch, von welchem Anton, ohne daß er es gewahrte, vom Kalkofen an der Salzach aus verfolgt worden war, stellte sich am Tage nach diesem gelungenen Fischfang am felsigen Seeufer ein. Er trug eine schwerfällige Büchse auf dem Rücken und schritt geraden Weges auf einen der größeren Blöcke zu. Als er diesen erreicht hatte, schaute er sich nach allen Seiten auf dem Boden um, schüttelte den Kopf verwundert und murmelte vor sich hin:

„Sonderbar, daß ich das Ding nicht finde. Ich weiß es ganz genau, auf diesem harten Vorsprung des Blocks bin ich gesessen. Hier habe ich die Büchse auseinander genommen und da muß auch der Feuerstein liegen. Ich kann aber links und rechts auf diesem verfluchten Gries den Stein nicht finden, und in Schwarzach oder St. Veit nach

einem Feuerstein fragen — dazu ist der Hühnerbub nicht dumm genug."

Man wird sich seine eigenen Gedanken darüber machen, wie ein Mensch in diese Höhe hinaufsteigen mag, um einen Feuerstein zu suchen. Indessen wird er seine Gründe dafür gehabt haben und sie können uns klar werden, wenn wir dem Laufe der Begebenheiten folgen.

Der Wildschütze (denn einen solchen haben wir offenbar vor uns) setzte sich wieder auf ein vorspringendes Felsband am Block und zwar, wie er meinte, gerade an die nämliche Stelle, an welcher er vor einigen Tagen von den Mühseligkeiten seines Handwerkes gerastet hatte.

Vielleicht glaubte er, daß er in der nämlichen Stellung, in welcher er wahrscheinlich den Feuerstein verloren hatte, ihn am leichtesten wieder würde entdecken können. Als er auch von diesem Sitze aus nichts erspähte, stand er verdrießlich auf und schlug wie unschlüssig gerade diejenige Richtung ein, in welcher Antons Höhle lag. Als er unter dem Felsen vorüberkam, welcher den Zufluchtsort barg, blieb er auf einmal überrascht stehen.

Es war ihm vorgekommen, als ob ihm beizender Rauch von frischem, saftigem Holz durch die Nase zöge.

Woher sollte aber dieser kommen?

Weit und breit war kein Holzmeiler oder eine andere Brandstatt. Der Baumwuchs befand sich in angemessener

Entfernung weiter unten und aus dem Krummholz sah der Flüchtling nirgends einen Rauch aufsteigen. Von irgend einer Almhütte konnte derselbe schon gar nicht kommen, denn diese standen in bedeutender Tiefe und waren außerdem durch einen bewaldeten Bergrücken von diesem Hange getrennt. Ueberdies zog der Wind von einer ganz entgegengesetzten Richtung. Doch konnte dem Geruche nach nicht gezweifelt werden, daß der Rauch in der Nähe erzeugt worden sein mußte.

Diese Wahrnehmung ließ dem Wildschützen keine Ruhe. Er mußte wissen, was hier vorgehe.

In der Nähe befand sich ein Stein, welcher zum Sitzen wie geschaffen war. Fleischiges Setum und verschiedene andere Kräuter überdeckten ihn, so daß er zu einem bequemen Sitzpolster umgeschaffen schien.

Auf dieser Ruhebank ließ sich der Wildschütze nieder. Der brenzelige Geruch hielt an, doch war es ihm unmöglich, irgend eine Rauchsäule zu entdecken.

Spuren eines Menschen konnte er auf dem Grashange nicht sehen. Dennoch kein Zweifel, daß der eigenthümliche Brandgeruch aus jener Gegend herüber drang.

Der Wildschütze mochte an zwei Stunden auf dem Felsblocke gesessen sein, als er in den Bergföhren einige Bewegung wahrnahm.

Urplötzlich tauchte ein Kopf aus den Zweigen hervor.

Es war Anton, der das Räuchern der Fische verlassen hatte, um sich wieder auf den Fang zu begeben.

Der Ausdruck der höchsten Ueberraschung zog über das Gesicht des Wildschützen. Bald machte er dem der Freude Platz, die Augen funkelten, beide Hände umklammerten den Büchsenlauf.

Eine Weile zögerte er, ob er sitzen bleiben oder sich erheben sollte. Dann stand er auf, ging sachte über die nächsten Steine hinweg, damit kein Geräusch seine Annäherung verkündige, und vertrat Anton den Weg.

Dieser erschrak, daß er zusammenfuhr, als er einen wildfremden Menschen vor sich stehen sah. Der Wildschütz war sofort darüber im Klaren, daß er hier einen Fahnenflüchtling vor sich habe. Es paßte ihm aber nicht, diese seine Ueberzeugung zu verrathen, sondern er sagte ruhig: „Nu Freund, du brauchst dich nicht zu fürchten. Wir sind ohnehin alte Bekannte, wie mir scheint."

Anton sah den Fremden verdutzt an. Ein mattes Lächeln glitt über sein Gesicht, er schüttelte aber nur den Kopf und sagte nichts.

„Du kannst mir schon vertrauen", fuhr der Wildschütz fort. „Wir haben uns freilich an einem schlimmen Ort kennen gelernt, und es ist deine Schuld nicht, wenn ich hier auf der freien Alm bin und nicht in einem finstern Kerker."

Anton schaute den Sprechenden mit einem scheuen Blicke an.

„Ach, es ist ja wahr," rief er, „mit dir habe ich draußen bei Golling gerauft. Was hast du aber auch nur zu thun gehabt in dem Haus dort?"

„Dem Kerl wäre ganz recht geschehen, wenn wir ihm das Haus von oben bis unten ausgeräumt hätten. Vom Schwärzen, ich will sagen, von den Schwärzern, ist er reich geworden. Wie es aber für ihn auf einmal nichts mehr zu verdienen gegeben hat, weil Andere den Schwärzern mehr boten, da hat er uns verrathen. Wir aber haben beschlossen, ihm das wieder abzunehmen, was er von den Kameraden verdiente, die er in den Kerker gebracht hat."

„So ist's," sagte Anton.

Darauf entstand Stillschweigen zwischen den Beiden.

Anton, der seiner Wege weiter gehen wollte und sich durch die Nähe dieses Menschen gedrückt fühlte, sagte nach einer Weile:

„Laß mich gehen, ich bin ein armer Mensch."

Der Wildschütze aber antwortete:

„Aber ein kouragirter. Zum Kukuk, ich war nicht wenig verwundert, wie du mich und die andern dort in die Zwicke genommen hast. Wäre nicht einer von den Wächtern, die uns auf das Pflegegericht zu schaffen hatten, selbst früher einer von den Unserigen gewesen, der uns

unterwegs Gelegenheit gab durchzubrennen, so säßen wir jetzt im Werfener Schloßberg, wo der Schatten am kühlsten ist. Ich bin oft bös über dich gewesen, und wie ich dich neulich unten beim Kalkofen erkannt habe, so war ich schon entschlossen, dir für deine damalige Freundschaft in der Nacht heimzuleuchten. Ich bin dir nachgegangen, aber du entkamst mir mit einem Mal, wie wenn dich der Boden verschluckt hätte. Jetzt habe ich gesehen, wie armselig du dich da aufhältst. Deshalb will ich das Alte vergessen — auch schon deshalb, weil mir ja auch nichts geschehen ist."

Anton schlug scheu in die angebotene Hand, wußte aber nicht, was er sagen sollte.

Der Wildschütz beschaute sich ihn noch eine Weile wie schadenfroh, dann sagte er:

„Wo versteckst du dich denn eigentlich?"

„In der Höhle dort drinnen," sagte Anton und führte seinen ehemaligen Feind, der aus einem groben Diebe und Einbrecher nunmehr in seinem Sinne zu einem Rächer der Unterdrückten geworden war, nach seinem Zufluchtsorte. Der Wildschütze gerieth in das höchste Erstaunen, als er die ärmlichen Vorrichtungen in der Höhle bemerkte.

„Da bin ich schon besser daran, wenn sie gleich mich noch mehr suchen, als dich", sagte der Wildschütze lachend. „Komm, setz' dich zu mir auf dein Bett, da will ich dir

erzählen, wieso es gekommen ist, daß ich mich ganz behaglich fühle."

Anton ließ sich auf das Mooslager nieder, der Fremde zündete sich eine Pfeife an und begann:

„Im Kaser am Haaseck haust schon Jahr für Jahr über Sommer ein Flüchtling. Der besorgt das Vieh, kümmert sich um die Milch und schafft überhaupt, was ein Senner zu thun hat. Bei dem blieb ich, denn er kennt mich von früher her, wo wir oft miteinander die Päcke über das Steinerne Meer getragen haben. Kein Mensch kümmert sich dort um mich. Es ist Niemand da, als ein junger schier blödsinniger Bursche, den sie ihm als Gehilfen beigegeben haben, der alle Wochen einmal Butter und Käs zum Bauernhof nach Goldegg-Weng hinüberträgt. Der Bauer weiß, daß ich droben beim Senner bin, aber er sagt nichts, denn er fürchtet sich vor mir und meines Gleichen."

„Kommt denn gar nie Jemand zu diesem Kaser?" unterbrach hier Anton den Erzähler.

„Wohl läßt sich hie und da ein Jäger sehen, aber der ist ja vom Almenbesitzer ganz und gar abhängig und traut sich nicht zu schnaufen. Denn du weißt ja, daß die Jäger hundemäßig schlecht bezahlt sind und daß sie sich also an die Bauern halten müssen, wenn sie leben wollen."

„Wie heißt denn der Flüchtling?“ frug Anton.

„Hans Brandl heißt er“, erwiderte der abenteuerliche Geselle. „Von St. Veit ist er zu Haus. Es ging ihm wie so vielen Anderen. Er hatte das Unglück, gerade Glieder zu besitzen — nit, wie so viele Troddeln, die bei uns herum laufen und alle schön daheim bleiben dürfen und heirathen, damit die Menschheit noch weiter herunter kommt, als sie so schon ist. Da war auch eine Bauerntochter drüben im Goldegg, die hatte Aussicht, einmal das väterliche Erbe zu bekommen, und die erkor sich den Hans Brandl zu ihrem Zukünftigen. Denn der Hans war nicht nur schön von Gestalt und einer von den Allerlustigsten am Tanzplatz, sondern auch ebenso lustig bei der Arbeit, daß es eine Freude war, ihm zuzusehen, wann er etwas schaffte. Der Hans hatte auch garnichts dagegen, das feine Mädel zu heirathen und das einträgliche Gut noch dazu in den Kauf zu kriegen, denn er selbst war armen Herkommens und hatte von Haus gar nichts. Warum hat er nicht geheirathet? Ja, die Heirath hätte alle Tage stattfinden können, allein vor lauter Obrigkeit und Uebermachen und Bedenken und Ansuchen und Bewilligungsbitten ging die Sache nicht vorwärts. Auch ahnte dem Hans nichts Gutes. Die Gemeinde hatte keine rechte Lust zur Bewilligung, denn die halten auf Standesunterschied und arg wurmen thut sie's, wenn ein wohlhabendes Weibsbild einen

armen Teufel wie unser Einen heirathet. O, ich hab' davon auch mein Theil erlebt und wer weiß, was aus mir geworden wäre, wenn sie mir und Einer — ich will nicht daran denken — unseren Willen gelassen hätten."

Der Wildschütze, Einbrecher, Schmuggler, Kerkerflüchtling schwieg eine Weile, offenbar von lästigen Gedanken bewegt. Dann fuhr er fort:

„Der Hans, den sie überall gern sahen, war ein kreuzlustiger Bursche und im Wirthshaus ist's bei ihm oft weit über die Schnur hinüber gegangen. Schon deshalb war er der hohen Obrigkeit ein Dorn im Aug' und ist deshalb schwarz vorgemerkt gewesen. Und die Schwarzvorgemerkten, das weißt du, die waren für den Soldatenstand bestimmt."

Anton nickte, der Schütze brannte sich seine Pfeife an den Ueberresten des Feuers, an welchem die Fische geräuchert wurden, nochmals an und fuhr fort:

„Einmal — mitten im Winter, denn es war in den Faschingstagen, wurde im Markt St. Veit aufgespielt. Der Hans Brandl schilderte es mir oft, wie es damals zuging — denn es ist eine von seinen wichtigsten Erinnerungen. Die Klarinetten schrillten um die Wette. Eine Baßgeige, die der alte Niederreiter handhabte, den du gewiß auch kennst, oder von dem du wenigstens gehört hast, vollendete die Akkorde, wie der Brandl sagt, und ein Hack

brettl mußte den Takt einhalten. So tanzten sie auf das Angenehmste. Da wurde der Takt gestampft, daß die Fenster in der Nachbarschaft rund um und um klirrten. Bei Pausen wurde gesungen, wie sie's im Steierischen thun, und zwar nach den Weisen, wie sie gerade im Ort umgingen — denn das verändert sich alle Augenblicke. Die nicht sangen, die erquickten sich an Getränken. Die Reicheren tranken süßen Wein, die Aermeren aber Honigbier. Der Hans saß bei seiner Allerliebsten und ließ sich den süßen warmen Rothwein mit Zimmt schmecken."

Anton sagte: „Davon habe ich nie etwas gehört."

Der Wildschütze antwortete:

„Bei euch im Wagrain und dort unten herum ist eben das Weintrinken nicht der Brauch. Aber hier gehts nicht ohne das ab, wenn einmal gelebt werden will. Der Hans Brandl war natürlich auch dabei. Er war damals, an dem Tag, der erste Tänzer, denn die meisten von den lustigeren jungen Leuten fehlten. Es war, wie wenn Pulver in der Luft wäre und als ob Jeder spürte, daß bald etwas losgehen würde. Nur der Hans Brandl war kreuzfidel — und gerade auf den sollte der Blitz einschlagen. Viele von Denen, die sonst nie ausblieben, fehlten — so daß es schon ein Gewisper gab unter den Leuten, was denn heute wohl sein möchte. Wenn Viele ausblieben, so waren Diejenigen, die sich eingestellt hatten, dafür um so lustiger. Da ging's

auf dem Tanzboden hin und her, als ob sie davon leben mußten — der Hans Brandl überall voran. Mit einem Mal poltert's und klirrt's draußen — es stampft gegen die Thüre her und eine Schaar mit Gewehren und Säbeln dringt ein. Was die wollten? Einfach gar nichts Anderes, als was der Jäger auf der Jagd will. Es war eine Hetze auf Rekruten. Vorläufig wurde einmal Jeder von den jüngeren Leuten gepackt und festgehalten. Sie hatten nicht Arme genug, um zu arretiren, zu binden und zu fesseln. Einigen gelang es indessen, auf die Laube (Balkon) des Hauses zu entkommen und sich über die Brüstung hinabzuschwingen. Es half ihnen aber nichts — denn ein Trupp Bewaffneter war unten zurückgeblieben, hatte das Haus umstellt und faßte Jeden ab, der davon wollte. Nur einige Wenige, die den gescheidten Einfall hatten, sich auf das Dach zu flüchten, kamen mit dem Schrecken davon. Die ganze Geschichte dauerte kaum eine Viertelstunde. Nachdem der Rummel vorbei war, drehten sich die älteren, die man in Ruhe gelassen hatte, mit ihren Schönen wieder herum — so ist einmal die Welt — der Eine nimmt keinen rechten Antheil an Dem, was der Andere ausstehn. Glaub' mir, wir haben damals bei Golling, wo du dazu gekommen bist, den Weibern nicht das Geringste anthun wollen — wir hätten auch nichts geraubt, ich wenigstens nicht — aber unsere Wuth haben wir auslassen wollen

an dem Menschen, der uns aus reiner Bosheit hineingebracht hat — glaub' mir, die Leute sind nicht mehr werth, als daß man zu ihnen ins Haus geht und sie prügelt wie die Metzgershunde, daß ihnen das Fell über die Ohren herausgeht. Wie der Kerl nichts mehr von uns Schwärzern hat verdienen können, hat er uns angezeigt, weil ihm das ein paar Groschen getragen hat — o glaub' mir, die Welt ist lauter Spiegelfechterei und sucht nur Einer dem Anderen schön zu thun, damit er ihn hinter's Licht führen kann. Da lob' ich mir's in der Höhle dort — da kann man doch noch Mensch sein, und braucht sich nicht wie ein Windhund hin und her hetzen zu lassen. Doch, ich vergesse ganz auf den Hans Brandl. Also — wo waren wir gleich? Nun ja, wie die Schergen und Büttel wieder fort waren. Die Aelteren und die Troddeln, die man nicht mehr zu den Soldaten brauchen konnte und die man deshalb hatte laufen gelassen, die scheerten sich den Teufel um das Elend, das über ihre Kameraden gekommen war. Sie drehten sich fortherum und wenn die Dirnen nicht gewesen wären, die mehr Mitleid haben, so wäre es lustiger geworden wie vorher. Aber denen standen die Augen oft voll Thränen, und so hörte das Vergnügen bald von selber auf. Den Hans Brandl aber, auf den es hauptsächlich abgesehen war, haben sie an jenem Tag doch nicht erwischt. Er war Einer von Denen, die beim ersten

Lärm, als man das Klirren der Waffen noch vor der Thüre draußen hörte, schon genug hatte und sich durch das Fenster auf das Dach flüchteten. Auf dem Dach waren sie durch die Dunkelheit gedeckt. An das Sichherablassen dachte Keiner, da sie wohl vermutheten, es möchte unten ein Kreis um das Haus gezogen sein.

Zwei Tage später war er über das Anlaufthal und den Korntauern glücklich in Kärnten angelangt. Er fand dort einen Dienst und wäre sicherlich für immer drüben geblieben, wenn es ihn nicht nach seiner Liebe, die bei St. Veit hauste, zurückgezogen hätte. So machten sie mit einander aus, daß sie sich alljährlich am gleichen Tage an einem bestimmten Orte treffen würden, gelobten sich ewige Treue und hofften auf eine Aenderung der Zeiten. Das Zusammenkommen fand richtig statt, und so verstrichen mehrere Jahre. Der Hans Brandl schien im Goldeckischen ganz und gar verschollen — von seiner Schönen kam kein Laut über die Lippen, der darauf hingedeutet hätte — nicht einmal gegenüber den allerbesten Freundinnen, und das will viel sagen. Am hellen Tage ließ sich selbstverständlich der Hans, wenn er zu seiner Zusammenkunft reiste, niemals sehen. Seine Eltern waren mittler Weile gestorben und hatten ihm, da sie arm waren, nichts hinterlassen. So hatte er, obwohl ihn das Heimweh oft recht plagte, doch keine Veranlassung, sich in der Nähe

zu zeigen. Nur das geschah, daß es ihm an der alljährlichen Zusammenkunft bald nicht mehr genügte und er schier alle Monate über den Tauern von Malnitz herüberkam, wobei er, im Winter wenigstens, sicherlich nicht zu neiden war.

Manchmal, wenn ihm der Korntauern wegen der dort aufgestellten Späher gefährlich schien, ging er auch über die Elendscharte und kam ins wilde Malteinerthal.

Später trat er in die Dienste eines Bauern in Zlapp bei Heiligenblut. Dort hatte er das Gute, daß er durch die Knappen, die vom Rauriser Goldberg aus allwöchentlich über die Fleiß oder über die Zicknitz ins Möllthal gehen, öfter Nachrichten aus seiner Heimath einziehen konnte.

Der Hof dort kam in andere Hände und so mußte er sich anderweitig um ein Obdach umschauen. Es gelang ihm, zuerst weiter unten bei Möllbrück, sodann in der Nähe des Millstätter Sees und bei Spittal Arbeit zu finden. Aber auch in der Gegend vermochte er es nicht lange auszuhalten. Denn sehr häufig zogen die Franzosen mit ihren Knechten, den Baiern, durch die Gegend und da hätte es sich leicht zutragen können, daß sie ihm auf die Spur gekommen und schlimm mit ihm verfahren wären.

Die Vorsicht trieb ihn endlich ins Lungau. Dort sollte sich sein Schicksal wenden. Er traf in Tamsweg einen Bauern aus Goldeck-Weng, der in Kärnten mehrere

Pferde gekauft hatte. Dieser fragte überall herum nach einem Menschen, der ihm die Pferde nach Haus zu bringen helfen sollte. Nach einigem Hin- und Herreden entschloß sich der Hans, dieses Geschäft zu übernehmen. Der Bauer selbst hatte keine Ahnung davon, daß er es mit einem Pongauer zu thun habe.

Denn der Brandl hatte sich in Kleidung und Mundart, welch' letztere, wie man zu sagen pflegt, ganz „täuerisch" klang, so zu einem Kärntner umzuwandeln gewußt, daß ihn die Eingeborenen nicht als Salzburger erkannten.

Der Bauer war offenbar an den rechten Mann gekommen. Denn es ist nicht Jedermanns Sache, Vieh über den Tauern zu treiben. Dazu gehört viel Aufmerksamkeit und Vorsicht besonders zur Winterszeit, wie es eben damals der Fall war.

Es kommt alle Jahre vor, daß Rinder und Pferde durch Unachtsamkeit des Führers zu Grunde gehen. Die Knochen, die man oft neben dem Tauernwege findet, sind nicht von den Saumrossen, die in alter Zeit bepackt über das Gebirge getrieben wurden, als noch der viele Handel mit Venedig war, sondern von Thieren, die mit dem Viehhändler gegangen sind, irgendwie eine Lahn (Lawine) angetreten haben oder im Schneesturm erstickt sind.

Damals war der Weg über den Radstadter Tauern noch nicht so gut wie heute. Deshalb war es für Hans

kein leichtes Stück Arbeit. Es ging aber doch gut ab und nach drei Tagen waren sie in St. Johann.

Brandl hätte sich nicht so weit gewagt, sondern wäre schon in Untertauern sicherlich wieder umgekehrt, wenn er nicht unterwegs durch Gespräche mit dem Bauern die Ueberzeugung sich verschafft hätte, daß er wenig mehr zu fürchten habe — eine Ueberzeugung, die seine Zukünftige ihm bis jetzt vergebens beizubringen gesucht hatte. Als er sich um die Flüchtlinge, Verfolgten und Deserteure erkundigte, erfuhr er, daß man an ihn nicht mehr dachte und ihn allgemein für gestorben hielt. Wenn es ihm seine Geliebte sagte, so glaubte er es nicht, weil er dachte, sie sage es ihm zu Gefallen; wohl aber diesem Bauern, den er selbst vom Sehen kannte und der auch ihn kennen mußte, wenn er sich nicht gänzlich verändert hatte.

Der Bauer sagte, daß es mit dem Soldaten einfangen auch nicht mehr so gefährlich sei wie früher. Die älteren Leute seien jetzt mehr und mehr sicher und blieben ungeschoren daheim, und nur bei großem Leutemangel greife man auch nach ihnen. Den ganz jungen werde aber allerdings noch nachgestellt, fügte er hinzu.

Der Brandl ließ sich also bereden, mit dem Bauern und den Pferden bis Goldeck-Weng zu gehen. Der Wunsch, seine Geliebte wieder zu sehen, zog ihn freilich noch stärker hin. Kurzum — er kam nach seiner Heimath, sah die

Wälder und Felder, sein elterliches Haus und die Gründe wieder, auf denen er sich als Bube herumgetrieben hatte. Niemand erkannte ihn — nur seine Geliebte hatte die Maske durchschaut, während er mit dem Bauern durch die Dorfgasse dahin ging.

Da kam der Brandl in eine große Verlegenheit. Der Bauer war mit seiner Hilfe bei den Pferden so zufrieden, daß er ihm zusprach, er möge bei ihm in Dienst treten. Der Brandl hätte es für sein Leben gern gethan, wenn ihm nicht doch noch halb und halb vor einer Entdeckung gegraut hätte. Er besann sich eine Weile hin und her. Endlich überredete ihn seine Geliebte zum Dableiben.

Er hielt es nun für das Klügste, sich dem Bauern ganz und gar zu entdecken. Wenn noch Gefahr vorhanden war, so konnte es diesem auch nicht einerlei sein, daß ein Flüchtling in seinem Hause verborgen sei. Er konnte da sehr leicht mit bestraft werden. Der Bauer also sollte, nachdem er ihn angehört, selbst entscheiden, ob es schon gerathen sei, bei ihm in Dienste zu treten, oder nicht.

Zu seinem größten Erstaunen ließ ihn der Bauer gar nicht ausreden:

„Also du bist der Hans Brandl!" rief er freudig aus. Nu, das ist mir grad ganz recht. Denn deinem Vater hab' ich viel zu danken. Wie ich jung war, bin ich einmal in den Goldecker See hineingefallen — ich bin damals noch

so ein ganz kleiner Zapfen gewesen —, ohne ihn wäre ich jammervoll ertrunken. Gott tröste den Mann! Dein Vater war ein wackerer Mensch. Also du bist der! — Haha, das hätt' ich meinen Lebtag nicht geglaubt, daß ich den Sohn von dem Mann noch zu sehen kriege. Vor Allem sage ich dir, daß du dableiben mußt. Es wär' schlecht von mir, wenn ich nicht für dich sorgte, und ich werd' für dich sorgen. So, jetzt thust du aber vor Allem einmal ausrasten. Von der Bäuerin laßt du dir trockene Strümpf' geben und Zogeln.*) Wenn du die anhast, so laßt du dir ein Glas guten Schnaps geben und einen Wecken zum Abschneiden, du Lapp!"

Die Dienstboten wußten weiter nichts, als daß der Hans der Mensch sei, der die Pferde hergeführt hatte. Von einem Erkennen desselben war keine Rede, obwohl mehrere von ihnen gleichalterig waren und früher mit ihm verkehrt haben mußten.

Um aber doch völlig sicher zu gehen, verbreitete der Bauer, daß er im Hinterstübel, dem Hans seinen Lohn auszahlen werde — denn im Hinterstübel, der einzigen Oertlichkeit des Hauses, die völlig abgelegen war, mußte er ihn haben, wenn er mit ihm geheim verhandeln wollte.

---

*) Von Stroh geflochtene Hausschuhe.

Er bestellte ihn also dorthin. Die Dienstboten glaubten, der Knecht erhalte dort sein Geld, denn es war der Aufbewahrungsort der baaren Münze und die Zahlstube.

Damit der Hans bei guter Laune bleibe, wurde dort eine große Schnapsflasche auf den Sims gestellt, Brod aber und Speck lagen auf dem Tische. Der Bauer eröffnete die Unterredung damit, daß er die Flasche herüberlangte, davon in ein kleines Glas goß und den Hans zum „Bescheidthun" einlud.

Nachdem das geschehen war, nahmen die Beiden Platz und der Bauer begann, während er fort und fort von der Speckseite wegschnitt, folgendermaßen:

„Du Lapp**), ich hab' mir jetzt die Geschichte überlegt. Es ist so viel nit dahinter und es wird nit so arg kommen, wenn nur du selber dich nit verrathest. Aber die Hauptsach' bleibt, daß du immer karntnerisch redest. Treib' dich nit zu viel herum und mach nit viel. Im Sommer nachher, du Lapp, da gehst du auf's Haaseck und bleibst dort droben, denn da habe ich eine Alpe. Dort hast du ein schönes Geschäft, bei dem du dich nit viel zu plagen brauchst. Einen Buben geb' ich dir mit.

**) Eigentlich so viel wie „Du Cretin", aber als scherzhaftes Liebkosungswort gebraucht.

Während der ganzen Almenzeit brauchst du nit herunter zu gehen, so sieht dich Niemand und bis die Zeit kommt, derweil bleibst du bei mir."

Der Hans kratzte sich hinter den Ohren und sagte: Das Dableiben, das wär' mir schon recht und ich wünsch' mir nichts Besseres. Aber ich setz' den Fall, sie wissen wieder einmal, wo ich bin, nachher ist es zu spät, mich davon zu machen. Ich glaub' nicht, daß ich zum zweiten Mal entrinn', wie damals, wo ich vom Hausdach aus davon bin. Das muß ich schon sagen, die Aengsten, die halt' ich nimmer aus. Wenn einer so fortwährend sich vor jedem Menschen fürchten muß und Niemandem trauen darf, wenn man alleweil im Schrecken lebt, ob Einen nit am Ende doch noch so eine Fledermaus aufgabelt — ja,' ja, schau mich nur an, da betracht' meinen Kopf, ich bin doch eigentlich noch jung und die Haare sind mir schon ganz weiß, als wenn's angeschneit hätt'! Es ist kein Gspaß, Bauer, Tag und Nacht aufschauen, nit einmal ordentlich schlafen können, alleweil auf der Lauer liegen und sich selber vorkommen, wie wenn man Einen umgebracht hätt' — auf Alles losen, daß es zum Davonlaufen nicht zu spät wird — es ist ein hartes Leben. Wenn Andere die ganze Nacht schlafen können, so muß Unsereins auf der Faust liegen und zittern, wenn es

nur irgendwo raspelt. Merkt er was Verdächtiges, so heißt's flüchten — denn daß ich jetzt noch einmal in die Kaserne sollt, das thu ich mir nit an, so viel muß ich schon sagen. Und dann — wenn ich mir's beim Licht betrachte, mindestens in die Feiertagskirche müßt' ich ja doch gehen nach Goldeck hinüber und wer weiß, ob mich nicht am Ende doch Einer kennt. Und dann, ich gesteh's gleich ein, das Dirndl steckt mir halt doch auch noch im Kopf. Zu früh wäre es so nicht mehr, wenn ich einmal Bauer würde, das muß ich schon sagen."

Der Bauer hatte immer nachdenklich in sein Schnapsglas hineingeschaut. Er wußte nicht recht, was er zu allen diesen Klagen sagen sollte. Endlich schaute er den Hans scharf an, zwang sich zu einem Lächeln und antwortete:

„Jetzt trink einmal, du Lapp, und schneid' dir ab. Trinken sollst du, damit's dir besser zu Muth wird. Du hast in Manchem recht, was ich mir nicht gerade so ausgedacht hab'. Gefährlich ist's und bleibt's, das seh' ich selber ein. Das ich aber nicht zu deinem Schaden sein will, das sollst du einsehen. So, trink nur! Was zuerst das Heirathen anbelangt, so wirst du ohnehin noch Geduld haben müssen, es hilft einmal nichts Anderes. Ich möcht' dir's ja selbst vergönnen, wenn's einmal

tuschet.*) Es wird alleweil von der Landveränderung**) geredet. Dann wär's freilich anders. Sein könnt's wohl, denn es kennt sich ohnehin schon bald Niemand mehr aus. Bald haben wir das Gesetz, bald wieder ein anderes."

„Aber darauf kann ich doch nicht warten", entgegnete der Hans. „Wenn ich mir Alles überlege und die Gefahren bedenke, welchen ich mich aussetze, so ist es vielleicht am Gescheitesten, ich gehe wieder in's Lungau und vom Lungau nach Kärnten. Dort kann ich bleiben bis ins Frühjahr und dann will ich ja gern wiederkommen, wenn du mich auf deiner Alm anstellen willst, das heißt, wenn du glaubst, daß ich dort droben auf dem Haaseck ganz sicher bin. Mitlerweile laß ich mir den Bart stehen, so daß mich Niemand mehr kennt. Bis jetzt weiß Keiner, wer ich bin. Wenn ich jetzt hier bei der Nacht fortgehe, so hat Niemand eine Ahnung von mir gehabt und ich kann dann im Sommer zurückkehren, ohne daß man weiß, daß ich schon früher dagewesen bin. Aber sag' einmal, kommt denn gar Niemand hinauf auf

*) tuschen, soviel wie knallen, wird auch davon gebraucht, wenn ein Brautpaar unvermuthet von der Kanzel herab verkündigt wird.

**) er meint, daß das Land Salzburg unter eine andere Regierung kommen könnte.

die Alm, es wird doch manchmal ein Jäger dort oben zukehren?"

„Du Lapp, du," antwortete der Bauer, „der Jäger, den hab' ich schon längst im Sack. Er ist ein armer Teufel und kann kaum für sich selbst die Schuhe kaufen. Längst müßten seine Alte und die Kinder betteln gehn, wenn ich nicht ihr Gevatter wäre. Es ist wohl recht ein armes Volk. Der wird sich wohl hüten, was zu sagen. Wenn ich ihm einmal sage, er soll gescheit sein, so weiß er, was er zu thun hat. Dann fällt mir noch was ein. Wenn dich dein Schatz wirklich so gern hat, so könnt sie dir wohl auch einen Gefallen thun. Sie braucht ja bloß die Alte, die bei ihr das Gnadenbrod hat, die Wittwe vom Gerichtsschreiber, manchmal hinaufzuschicken, und wenn's ihr zum Beispiel für jede Neuigkeit ein bißl was schenkt. Das alte Weib ist ohnehin leicht zu haben, deine Gespannin erfahrt's leicht, wenn sie nur will. Das Bauernhaus liegt schön auf einem Riedel (kleine Anhöhe) oben und du siehst von der Alpe herunter nach Goldeck. Ihr müßt euch mit einander verständigen und Zeichen miteinander verabreden. So, du Lapp, trink nur aus — wir haben gerade noch für ein Glas in der Flasche."

Der Hans antwortete: „Ich versteh' dich schon, es ist ein gescheiter Gedanke, den du hast. Aber vielleicht

bist du selber so gut und sagst es ihr, damit sie schon bei Zeiten anfängt, der Alten schön zu thun. Sonst fallt's am Ende gar auf, wenn sie auf einmal anfängt, ihr mit der vollen Hand zu geben. Um den Gefallen möcht ich dich schon bitten, wenn du's ihr bald sagen möchtest — aber recht pfiffig soll sie zu Werke gehen."

So weit war der Hühnerbub in seiner langen Erzählung gekommen, als hinter ihnen ein Schuß krachte. Weit konnte es nicht sein, denn es war da keine Wand in der Nähe, welche ihn etwa als Wiederhall hier hätte vernehmlich werden lassen.

Der Hühnenbub fuhr auf: „Daß mir Einer in mein Gäu geht, ich wollt's ihm nit rathen!"

Nochmals lauschte er der Richtung zu. Es ließ sich nichts mehr vernehmen. Dennoch verabschiedete er sich von Anton mit den Worten: „Behüt' dich Gott — ich muß jetzt in meinem Revier nachschauen. Besuch' mich auf dem Haaseck. Es ist schon vergessen, was du mir damals angethan hast — wenn ich dir helfen kann, so soll's geschehen. Auf's Wiedersehen, du Lapp!"

Vierzehntes Capitel.

In der Rauris.

Ehe wir erfahren, wie sich Anton weiter auf seinem Berge über dem Thomasgraben forthilft, müssen wir einen Blick auf eine benachbarte Gegend werfen.

Jenseits des Thomasgrabens ist das Gasteiner- und jenseits dieses das Rauris-Thal.

Der hintere Theil von Rauris gegen Bucheben und den Kolben hin ist zwar noch vom einen und anderen Dorfe bedeckt, aber doch mehr Alpenboden, und die vereinzelten Häuser, die zwischen diesen Dörfern liegen, heißen auch „Alpen".

Es ist eine der seltsamsten Landschaften, welche man in irgend einen der Tauernthäler finden mag. Manchmal geht man, weil ein Theil der Thalsohle versumpft ist, insbesondere vor „Gatteln", vor denen oft das Vieh stehen bleibt und den Boden aufwühlt, auf

bodenlosem Grund, über welchen Bretter gelegt sind, weil man sonst, selbst bei trockenem Wetter, schier versinken möchte.

Anderswo ist der trockene Kothhaufe, der den Weg überlagert, nur der Ueberrest einer Lawine, die im Frühjahr heruntergegangen, von welcher der Schnee verschwunden, dagegen der mit herabgeschleppte Schlamm liegen geblieben ist. So ist es zum Beispiel beim Krummlbach.

Dann sieht man oben einen Bergbruch — die Wand ist augenscheinlich abgerissen und Bruchstücke des Sturzes liegen noch zwischen den Lärchen. Der Hirt, der damals als junger Bursche dabei war, hütet jetzt herunten als weißhaariger Greis die Kühe auf der Herbstweide.

„Es war gerade nach Zeit," sagte er, „daß ich über einen Felsen mich hinaufgeschwungen habe. Die steinerne Jagd raste an mir vorüber — Bäume hat nur der Wind umgeworfen, der vor dem Bergbruch herging — ich betete und steckte das Gesicht in die Erde — weiter weiß ich nichts mehr!"

In blauem Glanze schaut der eisumhüllte Herzog Ernst vom Goldberg her in dieses seltsame Thal.

Eine solche Almhütte, die, wie erwähnt wurde, neben der Straße steht, ist gleich die „Söllerl"-Alm, nicht gar weit von Bucheben.

Es ist eine Almhütte wie eine andere — Schmutz und Unkraut umgeben sie, Heuhaufen, Holzscheiter und aufgespeicherte Fichtenäste, die als Feuerung und Streu benutzt werden, liegen knapp an ihrer Holzwand.

Der ganze Weg ist lawinengefährlich und im Winter müssen die Knappen, die zum Goldberg gehen, oft große Umwege machen, um dem Verderben auszuweichen. Man schaue nur die kleine Ansiedlung Schrambach an, die sich durch einen gewaltigen Chloritschiefer-Wall gegen die Lawinen verbarrikadirt hat. Und wenn man wissen will, wie's der Wind dort oft treibt, so schaue man sich eine Säge gleich daneben an, die der Wind so herumgedreht hat, daß jetzt der Theil des Gebäudes, der gegen die südlichen Gletscher hinschaute, gegen den Weg steht.

Noch auffallender als die Almhütten neben dem Wege, die Einen freilich nicht gar so sehr überraschen können, welcher weiß, daß das Meer über dreitausend Fuß unter ihm liegt, sind vielleicht die vielen verlassenen Berg- und Genossenschaftshäuser.

Auf dem ganzen Moor vom Bodenhaus an bis über Bucheben hinaus standen Gewerkhäuser und stehen zum Theile noch, wenngleich längst von den Knappen und ihrem Getriebe verlassen. Da ist z. B. am rechten Ufer der Rauriser Ache die Astenschmiede solch ein alter Bau, dessen ehemalige Bestimmung noch durch den ungeheuren

Schlackenhaufen angedeutet wird, der bis auf den heutigen Tag vor ihm dort liegt. Mündungen von Stollen auf der Bergseite, die Rauris von Gastein trennt, sieht man überall.

Ein solcher Ueberrest ist auch der „Steinerne Kasten" vor Bucheben — Trümmer eines alten Gewerkhauses und Mauerüberbleibsel von einem Poch- oder Waschwerk. In Wörth selber steht ein solches Gebäude, leicht kenntlich an den Serpentingesimsen, die an einem Haus angebracht sind — eine Verschwendung von kostbarem Gestein, welche man heutzutage höchstens noch an einem Palaste wagen würde. Eine andere Erinnerung an die alten Zeiten des Bergwesens ist auch die sogenannte lachende Mauer, so geheißen von einem Schmelzofen, dessen schwarze, halbkreisförmige Oeffnung der äußeren Seite eines Hauses, in welches er eingemauert ist, den Anschein giebt, als ziehe sich dort eine dunkle Höhle hinein.

Mit dem Gedanken an den früheren Bergbau auf Gold und Silber hängt selbstverständlich auch manche Sage von versunkenen oder verzauberten Schätzen zusammen. Da ist zum Beispiel bei einem einzelnen Hofe, welchen man die Einöd' nennt, eine kleine Kapelle. Zu der Zeit, in welcher unsere Geschichte beginnt, war sie weiß und hellroth angestrichen, früher mochte sie wohl einfach mit grobem Kalk angeworfen sein.

Bei dieser Kapelle war es niemals geheuer. Es wurde erzählt und von allen Norikern geglaubt, daß in ihrer nächsten Nähe sehr viel Geld vergraben sei, und mit diesem Gelde wurden Schlangen in Verbindung gebracht, die sich in reichlicher Anzahl von Zeit zu Zeit dort sehen ließen. Auf dem Hügel, in welchem der Schatz liegt, stand damals und noch jetzt eine große Fichte, gerade als ob sie den unheimlichen Ort besonders andeuten und kennzeichnen sollte.

Nicht weit davon befindet sich in der Nähe des blauen Gletscherwassers eine Stelle, an der Alraunen gern verkehren, seltsame Geschöpfe, die auch gern in die Häuser gehen und dort als „vertraute Geister" geehrt und behandelt werden. Mancher Bauer bildet sich ein, seinen Alraun zu haben, bei welchem er sich in wichtigen Dingen Raths erholt und dem er auch Manches anvertraut, was andere Leute nicht wissen dürfen.

Wie drüben in Großarl in der Nähe von Hüttschlag es sogenannte Heidenlöcher giebt, Höhlen, in welchen allerlei sonderbare Wesen hausen, so giebt es auch hier Klüfte, in welchen die „wilden Leute" wohnen.

Jetzt giebt es diese wilden Leute freilich nicht mehr. Zu der Zeit aber, als sie sich noch dort befanden, fiel auf den Berg niemals Reif oder Schnee. Einmal aber ereignete es sich, daß eine von den wilden Weibern oben,

im Begriff, Windeln aufzuhängen, Reif sah. Da schrie sie laut auf: „Ach, jetzt kommt Schnee!"

Schrie es und ward nicht mehr gesehen.

Von nun an aber kam nicht nur Reif, sondern es stellte sich auch jeden Winter Schnee ein, wie an den Schneestangen zu ersehen, die man an der Rauriser Kirche aufbewahrt und welche darthun, daß der Boden oft mehrere Klafter hoch mit Schnee bedeckt worden ist.

Ein ebenfalls sehr seltsames Ding ist ein großer Steinblock, der in der Nähe von Rauris liegt. Früher soll er in einem Graben gewesen sein, der sich in der Richtung gegen Gastein ins Gebirge hinein zieht.

Stets ging davon die Sage, daß, wenn dieser Stein einmal aus seinem Graben hervorkommt, das ungeheuere Umwälzungen und blutige Begebenheiten bedeute. Und in der That soll es im Jahre 1848 gewesen sein, daß ihn das Wasser herausrollte. Zur Zeit unserer Geschichte lag er also noch ruhig drinnen zwischen den brüchigen Glimmerschieferwänden. Weiß Gott, wann er zum nächsten Male weiter rollt — in der Richtung gegen den Kitzloch-Fall hin. Dann kann der Weltuntergang nicht mehr fern sein.

Das Rauriserthal ist einsam, wenig bewohnt und zu jener Zeit wohl niemals von fremden Neugierigen besucht. Lassen sich doch selbst heute noch die Fremden,

welche während des Sommers dort erscheinen, an den Fingern herzählen.

Freilich ist es nicht so gewaltig schön, wie seine Nachbarn Kaprun oder Fusch. Es entbehrt der Seen und großen Wasserstürze. Doch hat auch es seinen vereisten Hintergrund, aus welchem Dutzende von Wasserrinnsalen summend in die Tiefe gehen.

Am meisten Aehnlichkeit hat es verhältnißmäßig noch mit Großarl. Wie jenes Thal endigt auch Rauris gegen das breite Salzachthal hinaus mit einer Klamm. Während aber dort durch den düstern Engpaß zur breiten Thalsohle hinan ein Weg gebahnt ist, muß man diese Klamm oben über Embach hin umgehen, wenn man in die Rauris hinein will. Die Rauris wird also dem Nahenden, weil er nicht den kurzen und anziehenden Weg durch den Schlund gehen kann, niemals jenen Eindruck machen, wie Großarl im Jahre 1800 einem Trupp französischer Soldaten. Diese waren, als sie die Gräuel der Felsenwildniß sahen, einfach wieder umgekehrt.

Hinten in Rauris, beim Kolben, schaut der „Keestrachter", eine blaue Eismulde, gebildet von Stücken, die sich vom Gletscher loslösen und in der Verengung eines Felsspaltes stecken bleiben, auf eine kühle runde Fläche.

Zirben stehen am Hang und das Wasser rinnt trüb an ihnen vorüber, milchig vom losgelösten Gletscher-

schlamm und auch von den erdigen Bestandtheilen, welche im Pochwerke vermengt werden.

Vom Keestrachter und der Klamm unter dem Hohen Aar langen große Zungen zum Boden des Kolben herab. Den größten Theil des Jahres über erscheinen diese Zungen weiß, denn es sind Lawinen. Im Spätsommer und Herbst aber sind sie grau, weil da der Schnee verschwunden und nur der Schotter übrig geblieben ist, den er mit sich von der hohen Warten herabgewälzt hat. Wer also im Frühsommer dort mit seinem Bergstock auf einem angehenden Gletscher herumgestiegen ist, der findet an der nämlichen Stelle vier Monate später nur mehr eine ungeheuere Steinmuhr.

Wenn man vom Kolben das Wasser entlang gegen das „Land" hinausgeht, so sieht man bald über der bleichen Mauer des Steinernen Meeres die „Schönfeldspitze" — die nicht gar weit vom Schauplatz der Hirschjäger in Blühnbach entfernt ist. Die beiden Schauplätze unserer Geschichten liegen da wechselseitig der eine im Gesichtskreis des anderen.

Vom Kolben zum Bodenhaus senkt sich der Boden um mehr als tausend Fuß. Damals war der Hang, von Wald bedeckt, noch nicht stellenweise so kahl abgestockt wie heute und überall sah man dort zu den blauen und

weißen Bergen nur durch grüne Fichten- und Lärchen- oder Zirbenwipfel hinauf.

Vor dem Bodenhaus wühlt sich das Gletscherwasser einmal durch eine tiefe weiße Schlucht — dann kommt die besagte Ansiedlung, ein Haus, welches einem Heustadel gleicht, mit Schießscheiben über der niedrigen Thür, Fenstern, die auf dem Grasboden aufstehen, einem großen, langen Kamin und einem mit Steinen beschwerten grauen Holzdach.

Gegenüber plätschert ein Brunnen und inmitten des Gefildes grünt sogar ein kleiner, gegen die Angriffe des weidenden Viehes sorgsam eingefriedeter Garten.

Weiter hinab kommt man zu einem anderen einsamen Hause. Man nennt's dort „beim Schreiber." Zu jener Zeit, in welcher die hier erzählten Begebenheiten geschahen, war in jenem Hause noch eine kleine Kapelle und in ihr befand sich jener wunderliche gothische Flügelaltar, vor welchem dermalen die Knappen im Kolben beten.

In der Rauris liegt eine Menge Geschiebe, welches seiner Zeit die Gletscher mit herabgetragen haben, Gneiß- und Granitblöcke neben der Straße, die nicht von den neben ansteigenden Wänden abgefallen sein können. Damals reichten die Eisfelder, die sich jetzt bis auf die ewig winterlichen Höhen des Goldberges, des Hohen Aar, des

Sonnblick und anderer gewaltigen Häupter zurückgezogen haben, bis an die Salzach, ja bis ins Flachland hinaus.

Mehrere dieser Blöcke sind durch den einen und anderen Umstand merkwürdig geworden.

Da ist zum Beispiel einer, von dem man sagt, daß auf ihm der letzte Hirsch zerwirkt worden sei. Das geschah aber erst viele Jahre nach der hier erzählten Geschichte. Denn damals gab es noch viele Hirsche, selbst in diesem rauhen Hochthal.

Der „Ausbruchstein" wurde schon erwähnt. Im Markte Rauris aber liegt ein solcher, zu einer gewaltigen Goldmühlschale verarbeitet, als welche er in den Zeiten reichen Bergbaues benutzt wurde. Damals wurde mit „Goldschlich" und Quecksilber in ihm herum gearbeitet — heute aber steht der heilige Johann von Nepomuk darauf. Die Wenigsten wissen, was der Stein einmal zu bedeuten hatte, und die Vorübergehenden halten ihn einfach für das Piedestal der Bildsäule jenes wasserschützenden Heiligen. Schon zur Zeit, in welcher sich Anton auf dem Haaseck versteckte, bestand die Blüthe des Rauriser Bergbaues nicht mehr, so wenig wie die von Hüttschlag oder anderen Gegenden in Großarl drüben.

Zur Zeit des Bergbaues war auch ein sehr lebhafter Verkehr mit allerlei Waaren im Thale, ganz ähnlich wie drüben in der Gastein. Saumthiere gingen mit verschie-

denen kostbaren Frachten über den Tauern, es war ein reger Handelsverkehr zwischen Kärnten, den wälschen Gegenden und dem Salzburger Land.

Aus jener Zeit ist noch manches stattliche Gebäude übrig.

Ein solches ist beispielsweise das große Rosenbergische, später Vogelmeierische Haus am Eingange von Rauris. Stattliche Erker und Gitter bekunden noch heute seine einstige Bedeutung.

Ein ebenso auffallendes Haus ist dasjenige, welches man „beim Weinschreiber" nennt, offenbar einst das Speditionsgebäude für den Wein, der über den Tauern aus Tirol oder aus Wälschland herüberkam.

Es hat nur zwei Fenster und ist inwendig schier völlig dunkel, eine Lichtöffnung, die gegen Norden geht, ist vergittert. Rechts davon ist die Stelle, an welcher die Pferde angebunden wurden. Das Weinschreiberhaus ist heute völlig verödet, war es aber auch schon zur Zeit unserer Geschichte.

Während des Winters wohnte damals ein ehemaliger Goldberger Knappe darin, der von einer kleinen Pension lebte.

Während des Sommers trieb sich dieser Mann im Gebirge herum und beschäftigte sich mit allerlei Dingen, von denen man nichts Rechtes wußte. Der Eine sagte ihm Dieses, der Andere Jenes nach, aber die Angaben waren widersprechend und fanden deshalb nicht allgemeinen Glauben.

In diesem Jahre ging es aber anders.

Noch war der Winter ziemlich entfernt und der Glanz des Spätsommers lag über Berg und Thal.

Kaum daß manchmal ein Morgennebel den Herbst ahnen ließ. Dennoch aber war der Insasse, der sich sonst erst um Allerheiligen herum einzustellen pflegte, schon eingerückt.

Manchmal erblickte man des Nachts Licht an einem der zwei Fenster links von dem gewölbten Thore. Der alte Bergmann hatte sich beim Krämer, das heißt vom Brücklwirth draußen an der Schmiede, einen tüchtigen Vorrath von gesalchtem Fleisch, Mehl und Schmalz geholt — ein sicheres Anzeichen, daß er für heuer schon sein Winterquartier aufzuschlagen beschlossen habe.

Niemand sprach ihn an oder beschäftigte sich mit ihm, denn man wußte im Voraus, daß er gar keine, oder nur brummbärige Antworten geben würde.

Was aber heuer an ihm noch mehr auffiel, als das Erscheinen zu ungewöhnlicher Zeit, das war, daß er sich diesmal mit einem Rosse eingefunden hatte.

Der Stall der alten Weinschreiberei beherbergte also seit langer Zeit wieder einmal ein Roß, wenngleich dieses offenbar zu ganz anderen Arbeiten verwendet werden sollte, als die Saumthiere früherer Jahrhunderte.

Fünfzehntes Capitel.

Alte Bekannte.

An einem Abend saßen vier Männer in der gewölbten Stube hinter eben jenem Fenster, welches zeitweilig am Abend erleuchtet erschien.

Auch heute brannte eine Lampe, dennoch aber hätte von außen Niemand einen Schimmer wahrnehmen können, weil das Fenster so vermacht war, daß kein Strahl auf die Gasse drang.

Drei der Anwesenden sind uns wohl bekannt. Freilich haben wir sie das letzte Mal nicht in einer dumpfen Stube, sondern hoch oben in der wilden Pracht der Berge gesehen.

Es ist dies Niemand anders als Christian, der Federhies und der Scharler Seppl.

Der Vierte ist eben der alte Knappe selbst — ein Graukopf, das Gesicht von tiefen Furchen durchzogen, mit lebhaften und listig blickenden Augen.

Unter einer Bank, dem Fenster gerade gegenüber gesetzt, lag ein Gemsbock, von welchem die Krickeln bereits abgenommen waren, so daß die blutige Hirnschale gesehen werden konnte.

„Ich glaub's euch gern," sagte der Alte, indem er die Lampe von sich wegschob, „daß ihr auch auf die Winterszeit keinen anderen Verdienst wißt. Aber das Wildern hat noch nie einem zu einem guten Rock verholfen. Glaubt mir, der Buchebener Wirth macht sich oft bequem daheim in seinem Keller in einem Tag mehr mit seiner Erzarbeit, als ihr, wenn ihr wochenlang draußen auf dem Gebirg umeinanderzieht."

„Daſſelbige mag wohl sein," erwiderte Christian, „aber zu solchen Sachen muß man eine gute Anleitung haben. Du bist ein alter Bergsüchtiger und könntest uns wohl helfen, wenn du wolltest."

„Liebe Leute," sagte der Knappe, „von den Sachen, die der Wirth kann, versteh' ich nichts. Der kann zum Beispiel einen Goldeinsatz machen, wovon ich gar nichts verstehe."

„Ja", sagte Christian, „aber jetzt, wo du den Gaul hast und Kohlen darauf laden kannst und das Wildpret darunter, unter den Kohlensäcken und unter den Daxzweigen, ist ja an ein Aufkommen von unserem Handel gar nimmer zu denken."

„Wär' schon recht," erwiderte der Alte, „aber ihr wißt es ja selbst am besten, was das Roß zu füttern kostet, und ich will ja doch auch etwas dabei verdienen, und bis ihr nachher mit einander theilt, was trifft denn nachher auf den Einzelnen? Da will ich euch etwas erzählen, wovon ihr wahrscheinlich nichts gehört habt, weil ihr vor lauter Reh- und Gemsbock nichts Anderes wissen wollt."

„Red' nur," erwiderte der Scharler Seppl. „Ich hab' noch an dem Schrecken genug, den ich auf dem Futterstadel dort hinten in Großarl ausgestanden habe. „Ihr wißt's, aber dem Knappen hab' ich's noch nit erzählt."

„O ja," erwiderte dieser, „meinst du, was kommt einem nicht zu Ohren, wenn man den Sommer draußen ist? Ich hab' mir's gleich gedacht, es muß es einer von euch gewesen sein, der den Schergen angeschossen hat, wie sie den Vetter vom Huttschlager Wirth gesucht haben. Denn der Wirth selber sagt mir heilig und theuer, der Bub' war nimmer droben, wie die Schergen hinauf gekommen sind. Wer anders kann sich in den Futterstadel eingenistet haben, als ihr? Denn ihr wart ja damals dort hinten auf der Jagd."

„Gut, also wenn du's weißt," erwiderte der Scharler Seppl. „Am Bürschen selber hätt' ich wohl auch Freud'

— aber es tragt halt gar so wenig und die Bissen für den Winter wollen nit recht langen. Wenn du uns was sagen kannst, wo mehr dabei 'rausschaut, nachher, Mandl, vergelt' ich dich. Denn jagen können wir nachher zu unserm Spaß und sobald es uns g'freut."

„Also hört nur, wie es Andern geht", sagte der Alte, indem er zu einer Truhe hinging, um sich Tabak zu holen.

„Den Hutmann drinnen im Kolben, den kennt ihr doch alle miteinander. Es ist ein fleißiger und ein gar frommer Mensch — der liegt auch den ganzen Sonntag in der Kapelle und betet und betet — nu, ihr kennt ihn ja. Es mögen vierzehn Tage her sein, da kommt zu dem ein bärenfremdes Mandl. Der Hutmann war grad' draußen beim Brunnen, der dort fließt, wo man zum Pochwerk geht — da steht das Mandl neben ihm, er hat gar nicht gesehen, wo es hergekommen ist. Es war steinalt, ganz weißhaarig und recht altgevatterisch angezogen. Der Fremde fängt ohne Weiteres an und sagt: „O, was seid ihr da herin in Nauris noch so narrisch!" „Warum?" fragt der Hutmann verwundert. „Nu ja," sagt der alte Mann, „weil ihr, wenn ihr melken wollt, die Kuh bei den Hörnern anpackt, anstatt beim Euter." Dabei zeigte er in die Gegend, wo der Wasserfall vom Sonnblick kommt, hinauf. Nachher erbot er sich, dem Hutmann reiches Erz

anzuzeigen, und forderte ihn auf, mit ihm hinaufzugehen, weil das Erz ziemlich schwer zugänglich und versteckt liegt — denn der Wasserfall sauft grad' darüber hinunter.

Der Hutmann wusch sich, wie ich gesagt habe, am Brunnentrog die Hände und das Gesicht. Eben wollte er, bevor er sich weiter ins Gespräch mit dem Fremden einließ, ins Haus hineingehen, um sich an seinem Handtuch, das an der Thür hängt, abzutrocknen. Er that es und kam alsbald zurück, um mit dem sonderbaren Fremden weiter zu sprechen. Wie er aber hinschaut, war das Mannbl nimmer an der Stelle, wo er es früher gesehen hatte, überhaupt konnte es nicht mehr gefunden werden. Meint ihr nicht, der Fremde muß ein Bergmannbl gewesen sein?"

„Oho, oder was!" rief Christian. „Der alte Kolben-Hutmann hat gewiß seinen Feierabendrausch noch nicht los gehabt und hat schon in aller Früh' daran aufgebessert — du verstehst mich schon."

„Mit dir ist halt nichts zu machen," entgegnete der alte Knappe. „Du bist überall gleich oben aus und mit Allem fertig."

„Und du," erwiderte Christian, „du bist ein Steinfex. Ihr Knappen habt eine ganz andere Anschauung, wenn man euch gegen einen andern Menschen vergleicht. Bei euch ist Glaube, Hoffnung und Liebe verschieden."

„So," sagte der Knappe hastig, „und was sagst du denn dazu, was wir gesehen haben, wie wir vor Jahren auf dem Goldberghaus zusammengesessen sind und von alten Sachen gesprochen haben?"

„Was weiß ich?" sagte Christian achselzuckend. „Gieb lieber von deinem zwanzigjährigen Schnaps her, daß wir's verdauen können. Wir haben zwar heute schon getrunken, damit es aber nicht heißt, wir spielen die Zuwidern, so bleiben wir, bis der Mond untergeht. Denn du weißt, andere Leute gehen beim Mondschein heim, für uns aber ist es gescheiter, wenn es dunkel bleibt."

„Der Zwanzigjährige wird euch hell genug machen," bemerkte der Knappe lachend, indem er eine Maßflasche aus der nämlichen Truhe hervorzog, aus welcher er vorhin den Tabak geholt hatte.

Er schenkte Jedem ein Glas ein und fuhr in seiner redseligen Weise fort:

„Also — wir sitzen mit einander droben um den Herd herum, wo die Knappen ihre Sachen kochen, und reden von diesem und von jenem. Da kommt auf einmal der Hutmann herein und sagt uns, wir sollen da hinüberschauen auf die Bergköpfe. Ihr wißt's ja, wie's dort ist. Gerad' vor dem Goldberghaus sind die großen Blöcke, die das Kees heruntergearbeitet hat. Das Kees selber ist

ganz und gar mit Schutt bedeckt und im Schutt rieseln so viel Bäche, daß du's gar nicht zählen kannst. Wenn du gerade über das Kees hinüberschaust, so siehst du das Schareck, die windischen Köpf' und die Goldzeche. Es ist auch dorthin zu sehen, wo das Kees so grausig zerklüftet ist, daß du thurmtief ins Eis hinunterschauen kannst, dorthin, wo man in die Fleiß und zum hohen Aar hinübersteigt. Der Hutmann sagt zu uns, wir sollen hinüberschauen über das Kees, da sehen wir das Erz blühen oder die Gäng', wie er sich ausgedrückt hat.

Wir gehen hinaus und richtig sehen wir einen hellen Streifen über dem Felsgrat jenseits des Eises, als wie wenn von einem Haus ein Licht irgendwo auf den Weg hin einen Strahl wirft. Freilich war der Schein nicht so wie von einem Licht, das recht hell brennt. Die Farbe war matt, so zwischen roth und grün wechselte die Beleuchtung.

„Und wo soll denn das gewesen sein?" unterbrach hier der Scharler Seppl den beredten Knappen.

„So beiläufig könnt' ich das Ort schon noch ansagen," erwiderte der Knappe, indem er sein Gedächtniß durch einen Schluck vom Zwanzigjährigen auffrischte. „Es war ein hübsch langes Trumm, wo die Gäng' blühten. Der Hutmann forderte die Knappen auf, sich die Stelle gut

zu merken, damit sie dann drüben am Gewänd in den Felsen vom hohen Aar*) nachsuchen könnten."

Hier machte der Knappe eine Pause, welche Christian dazu benutzte, ihn zu fragen:

„Nu, und was habt ihr denn gefunden?"

„Ja", entgegnete der Knappe, „es ist nicht dazu gekommen. Bald darauf wurde der Verweser gewechselt und der Nachfolger wollte vom Untersuchen der Gänge nichts wissen. So ist es denn geblieben bis heute."

„Das ist meistens das Ende von solchen Geschichten," bemerkte der Scharler Seppl trocken.

Alle lachten, Christian aber nahm das Wort und sagte:

„Ja, was soll denn aber das Gäng-' oder Erzblühen Besonderes zu bedeuten haben?"

„Das ist so", entgegnete der Knappe. „Schon die Alten haben gesagt, daß, wenn ein Gang oder Erz blüht, so ist es ein Zeichen, daß es als Erz in der Natur jetzt ausgebildet und ausgezeitigt worden ist. Es heißt das Nämliche, wie wenn man bei den Früchten sagt, sie sind reif geworden. Wenn also das Reifen vollendet ist, so

*) In einer Urkunde von 1559 kommt der Berg unter dem Namen Hoch-Arn vor. Dürlinger erklärt Arn als Schafgebirg, klerikale Gelehrsamkeit zieht gar das lateinische Wort ara hieher.

bedarf das Erz der Wärme oder des Feuers nicht mehr, die bis dahin zum Ausreifen nöthig war. Ihr wißt aber, daß die Wärme immer nach oben geht, und so ist's nachher kein Wunder, daß sie sich herraußen am Felsen zeigt."

Plötzlich sprang Christian auf und rief:

„Wann soll denn das gewesen sein?"

Der Knappe antwortete:

„Es mag an die vier Jahr her sein. Etwas früher im Jahr war's, als jetzt — vielleicht so um Bartolomä herum."

„O mein Gott, Alter", sagte Christian lachend, „hernach verstehe ich dein Erzblühen. Das weiß Niemand besser als ich, wie's damals war".

Neugierig wendeten sich nun Alle Christian zu und auch der Knappe konnte seine Ueberraschung nicht verbergen.

Christian aber erzählte:

„Damals war der Rauriser Scheerentanner ein Haupt-Bergsüchtiger, der versprach mir einen guten Lohn, wenn ich ihm Kohlen auf den Berg hinauf tragen wollte. Es war freilich eine Eselsweite, wo er mit den Kohlen hat Erz schmelzen wollen, nämlich auf der Seite vom Sonnblick gegen den Hohen Aar zu. Dort ist ein halb verkeester Stollen, in dem noch einiges Erz zum Verarbeiten gewesen sein soll. Was wollte ich machen? Zu verdienen war

damals nicht viel mehr als heute — so hab' ich ihm eben die Kohlen getragen. Der Scheerentanner selber sagte: „Reich scheint mir das Erz nicht zu sein, was hätt' ich also davon, wenn ich die schweren Steine bis zu einer Schmelzhütte hinunter schleppte? Es ist doch gescheiter, ich lasse die leichteren Kohlen hinauf tragen und verarbeite das Erz gleich oben." Also hört, wie es damals war. Der Stollen dort mußte ein Zubau sein, weil er g'schrams (schräge) hineingeht, und die Gänge gehen fast alle gerade gegen den Tauern zu. Und da hat der Scheerentanner vorne, ganz nahe beim Taglech im Stollen gefeuert — in der Nacht, hat er sich gedacht, kommt ohnehin Niemand dort hinauf und bis am nächsten Morgen wäre er längst wieder fortgewesen. Also wenn sie ihn auch von unten aus sahen, das heißt sein Feuer, oder den Widerschein davon, da wußten sie deswegen doch nichts. Also es ist ganz klar — das Feuer aus dem Stollen hat den Schein eine weite Strecke hinausgeworfen, bis über den Kees hin, und so haben die Knappen gemeint, sie sehen das Erz blühen, verstehst Du mich jetzt, Provisionist?"

Der alte Knappe war offenbar von dem Vorgebrachten überzeugt, er hielt es aber nicht für gerathen, sich so schnell gefangen zu geben. Darum sagte er zögernd:

„So mag's wohl geschehen sein — ob aber das unser

Erzblühen war, daß der Schein fortwährend die Farbe gewechselt hat, wie eine g'schämige Jungfrau? Wie willst du mir denn das erklären mit deinem Erzausschmelzen?"

Der Christian erwiderte:

„Warum denn nicht? Stell' dir nur vor, daß es zwei waren. Der Scheerentanner macht sich bei seinem Schmelztiegel und am Feuer zu schaffen und ich habe bald hin und her zu gehen, oder stehe auch bloß so herum. Wenn ich unter dem Loch vor dem Feuer zu schaffen habe, so wird durch den Schatten, oder weil ich gerade davor stehe, das Feuer etwas verdunkelt. Denn, schau mich nur an, ich bin nicht so dick, daß ich das Feuer ganz verstecke. Also ganz aufhören kann der Schein nicht, aber so hell ist er auch nimmer, als wenn ich nicht davor stehe. Da hast du deine Farbenveränderung."

„Ja, aber wie ist's denn damit, daß die Flamme bald gelb, bald grünlich ausgeschaut hat? Wenigstens waren alle Knappen nicht ganz einverstanden darüber," warf der Knappe ein.

„Das kann ich mir leicht zusammendenken", antwortete der Christian. „Der Stollen steckt halb in Eis drinnen und überall herum ist feuchtes Gestein — es trieft Alles von Nässe neben dem Kees. Wenn wir mit unseren

Kohlen einmal ein paar Stunden lang feuern, so ist es unmöglich, daß der Boden und der Gang rings herum nicht die Hitze spüren. Da hat es angefangen zu dunsten, und durch den Dunst hindurch hat sich das Feuer auch wieder anders gezeigt, als vorher. Jetzt stell' dir noch dazu das Erz vor — das hat Kupfer gehalten und in der Kohlenflamme ist es dadurch etwas düsterer geworden. Das Feuer allein verursachte den Schein von deinem Erzblühen und sonst gar nichts — verstehst' mich jetzt endlich einmal?"

„Nun ja, wenn's so ist, so kannst du freilich Recht haben", versetzte der in die Enge getriebene Knappe. „Streiten kann man einmal mit dir nicht".

„Und damit du's ganz genau weißt," fuhr Christian fort, „so sag' ich dir noch, daß wir in der Frühe den Stollen, ehe wir fortgegangen sind, mit Steinplatten wieder sauber zugedeckt haben. So kannst du ihn noch finden, wenn es dich vielleicht gelüstet, hinaufzusteigen."

„Gewonnen werdet ihr blutwenig haben", sagte der alte Knappe, nachdem er eine Weile nachdenklich in den Brand seiner Pfeife geschaut hatte. „Die Elementargeister sind heut zu Tage den Menschen nicht mehr so freundlich gesinnt wie früher. Woher kommt es denn, daß die Tauern jetzt Jahr für Jahr so viele Menschen for-

dern?*) Ebenso ist es mit dem Zellersee, der jetzt jedes Jahr ein Menschenopfer haben will. Vom Feuergeist, was der für eine Menge Häuser, Vieh und auch Menschen aufzehrt, will ich gar nicht reden."

„Ja, aber wie gehört denn das hierher?" frug der Federhies, der bis jetzt den Verhandlungen mit stillem Maulaufreißen gefolgt war.

„Das ist ganz einfach", erwiderte der Knappe. „Die Elementargeister sind deshalb bös, weil sie von sündhaften Menschen so viel erzürnt werden. Denn die Leute halten jetzt nichts mehr auf die alten Sachen und glauben auch nimmer daran. Sie kümmern sich nicht um die Berg- und Luftgeister und auch nicht um die Wasser- und Feuergeister. Da ist es nachher kein Wunder, wenn die Elementargeister den Menschen nimmer gut gesinnt sind. So geht Alles zurück und die Erze und Schätze verschwinden immer mehr. Du denkst freilich nicht so lang, wie

---

*) Die Höhe der Uebergänge, die vom Volke „Tauern" insbesondere genannt werden, beträgt durchschnittlich 8000 Fuß. Da sehr viel arme Leute, mit deren Nahrung und Kleidung es schlecht bestellt ist, diese Uebergänge ausführen, so kommt es häufig vor, daß der eine und andere Wanderer oben erfriert, „bleibt", wie es im Volksmund heißt.

ich, Federhies — aber ich erinnere mich an mehr als fünfzig Jahre rückwärts und habe als Bube noch manchen Alten erzählen hören. In früherer Zeit war das Alles anders. Damals haben die Leute fleißiger gebetet und den Geistern alle Jahr' wenigstens einmal etwas geopfert, darum gab es auch damals viel weniger Unglück als heut zu Tage. Getreid', Früchte, Holz, Erzwaren damals im Ueberfluß und jetzt leiden wir schon an Allem Noth. Aber die Leute haben's nicht hören wollen und so trifft richtig Alles ganz genau ein, wie es vorausgesagt worden ist. Die Alten haben es haarklein gewußt und dem geht's nach, was sie gesagt haben."

„Nu, was haben sie denn gewußt, deine Alten?" frug der Federhies.

„Sie haben gesagt, daß Alles abbären*) wird", erwiderte der Knappe barsch. Wo früher ein Erz war, da ist Gold, Silber und Kupfer genug darin vorgekommen, jetzt aber muß man's eine Seltenheit nennen, wenn nur eine Spur davon vorkommt."

„So arg ist's aber doch nicht", bemerkte Christian.

„So? So arg ist's nicht?" sagte der alte Bergmann eifrig und legte seine Pfeife auf den Tisch. Und wie

*) Bären tragen, abbären das Gegentheil davon.

ist's denn, daß ich nur ein Beispiel anführe, drinnen in der Fusch im Hirzbach? Es giebt noch Leute, die es von ihrem Vater noch oft genug gehört haben, daß drüben am Hirzbacherbergbau das Gold vorkam in Stücken so groß wie ein Kupferkreuzer und reichlich genug. Und wie ist's jetzt? Daß Gott erbarm! Aber freilich, da waren auch andere Leute. Wenn ein Knappe in der Grube pfiff, so schlug ihm der Hutmann auf's Maul, denn das Pfeifen ärgert und erzürnt die Berggeister. Ebenso war es streng verboten, daß Einer sich das Schelten, Fluchen oder unehrbare Sprechen erlaubte. Jeder fürchtete, dadurch die Gottesgabe zu verlieren."

„Das werden auch keine anderen Leute gewesen sein, als heut zu Tage", unterbrach hier Christian den Redner. „Sie werden auch geflucht oder sonst Dinge geredet haben, die einem gerade in den Mund kommen."

„Wird schon gewesen sein", erwiderte der alte Bergmann, „dann wurden sie aber streng bestraft. Ich weiß eine solche Geschichte. Da kam es einmal im Kolben drinnen vor, daß die Knappen in der heiligen Nacht, anstatt zu beten, Karten spielten, tranken, schrien, rauften und andere Ausschweifungen trieben. Der Einzige, der in die Mitternachtmesse nach Bucheben ging, das war der Metzger in Begleitung seines Hundes. Wie er

von der Mette zurückkommt und wieder schon ganz nah' am Kolben war, da hört er eine Stimme hoch oben in den Felswänden unter dem Sonnblick: „Schieb ab, jetzt ist der Hund von der Metten da!" Und im Augenblick darauf, wie der Metzger vor Angst über dies seltsame Rufen auf dem Fleck starr stehen bleibt, donnert es oben und krach — geht die Lawine nieder, gerade auf den Kolben zu. Sie zerstörte Alles und ließ keinen Stein von dem großen Gebäude auf dem anderen."

„Das ist aber doch schon lange her", erwiderte Christian, „denn ich habe nie etwas davon gehört."

„Freilich ist's lange her", sagte der Knappe, „eine alte Sage. Aber das hört man oft von Alten erzählen, daß wohlthätige Geister zur Nachtzeit irgendwo herab gerufen haben. So hauste einmal in der Gastein drin eine Pest und die Leute starben hundertweis dahin. Niemand konnte ihnen helfen. Auf einmal, mitten in der größten Noth, schrie der Geist bei Hofgastein:

„Eßt's Biganel,
Sterbt's nit so schnell,
Eßt's Baldrian,
Kommt's all' davon!"

Diejenigen, die es hörten, verbreiteten es unter die Uebrigen, man suchte nach den Wurzeln dieser Pflanzen

und siehe da, die Wenigen, die noch lebten, wurden dadurch vom Tode befreit."

„Später haben sie aber doch sterben müssen?" warf der Federhies ein.

„Natürlich", sagte der Knappe.

Alle schlugen ein lautes Gelächter auf.

Sechszehntes Capitel.

Ein Gespräch über „Venediger".

„Es ist da nichts zum Lachen", nahm der Bergmann wieder das Wort. „Schaut euch einmal den Bergbau an! Früher sind alle Ereignisse, die vorkommen können, von Stimmen in den Stollen vorausgesagt worden, ganz deutlich und nicht nur so oberflächlich hin angedeutet. Drohte eine Gefahr, so wurden sie so gewarnt und mit Worten bedroht und geängstigt, daß sie die Winke ganz sicher verstehen mußten. Jetzt geschieht das nimmer. Warum nicht? Weil ohnehin keiner mehr an die Berggeister glaubt. Sie sagen, das ist uns schon zu dumm, und so wollen die Metallgeister nichts mehr von ihnen wissen und weisen sie nicht an, wenn sie an den reichsten Adern vorbeigehen, und warnen sie nicht, bevor sie von einem einfallenden Stollen erdrückt werden. Ich war auf mehr als einer Bergstätte — ich kann davon reden."

„Wie ist's doch mit dem Mannd beim Kolben, von dem du neulich erzählt hast?" unterbrach hier Christian den Alten. „Ja, das war eigentlich die Hauptsache, von der ich euch hab' erzählen wollen," erwiderte dieser. „Ihr dürft mich aber nicht verrathen, daß ihr's wißt!"

Ein Gemurmel der Anwesenden sollte bestätigen, daß ihnen diese Absicht fern liege, worauf der Knappe fortfuhr: „Also heuer im Sommer — es war um Johanni herum — erfragte ich einen Schatz unter den Felsen im Glockkaserkar*), nicht weit weg von der Krummi, dort ungefähr, wo der Krotenmoser seine Alm hat."

„Hast du den Schatz wirklich gehoben?" unterbrach ihn Christian. „Gott nein", sagte der Alte, „ich bin nur darauf gekommen, daß er irgendwo bei der Krotenmoser Alm versteckt sein muß."

„Ach so wohl", sagte der Scharler Seppl, der Knappe aber fuhr fort:

„Ich bin der Sache so auf die Spur gerathen. Es wird zwischen Lorenzi und Bartholomäi im Spätsommer, im August sein, daß alle Jahr ein Mannd in die Krotenmoser Alm kommt. Kein Mensch weiß, wo es her ist, es schaute bärenfremd aus und redete nicht viel. So oft es kam, blieb es in der Krotenmoser Alm

*) Eine Alpengegend zwischen Kolben und Bucheben.

über Nacht und schlief dort auf dem Heu. In der Früh' aß der Mann Milch und Brod und ehe er fortging, nahm er auf einen ganzen Tag Butter mit sich. Die ersten paar Jahre achtete der Hüter nicht so sehr auf das Manndl. Als es aber Jahr für Jahr immer wieder um die nämliche Zeit kam, so erzählte er einmal seinem Bauern davon. Er beschrieb ihm das Manndl ganz genau, sowohl das Gesicht und die Gestalt, als auch die Kleidung, die Jahr für Jahr immer die nämliche war.

Heuer sah ich selber das nämliche Manndl, wie es von Taxenbach draußen in die Rauris hereinkam, wie ich gerade dort drüben vor dem Schmied beim Brücklwirth gestanden bin. Ich denke mir, ich lad es da herein, in das Weinschreiberhaus, ein. Der Mann bedankte sich, ich setze ihm aber zu, erzähle von meinem Zwanzigjährigen und so fort. Nu endlich, wie er gar nimmer auskam, geht er mit mir herein, ich schenke ihm ein Glas ein und laß ihn abschneiden — er redete freundlich, aber gar wenig, und es war nicht zu erfahren, wo er her sei. Mir wollte es vorkommen, als wäre er ein Wälscher. Ein Anderer hätte auch schon meinem Zwanzigjährigen und meinem Speck besser zugesprochen. Nachdem er etwa eine Viertelstunde da gesessen war, wo eben jetzt du sitzest, Christian, ging er fort, indem er sagte, er habe dringende Geschäfte dort hintex irgendwo, gegen den Tauern hin.

Er war aber noch nicht recht zur Thüre draußen, als der Krotenmoser selber hereinkommt und mich fragt, was ich von dem Manndl wisse. Ich sag's ihm kurz und er antwortet mir, er habe der Beschreibung nach denjenigen Menschen erkannt, der seit einer Reihe von Jahren immer um die nämliche Zeit auf seine Alpe komme. Der Hüter hatte denselben genau beschrieben. Der Krotenmoser hatte ihn in mein Haus geh'n gesehen. Jetzt aber, sagte der Krotenmoser, wolle er ihm einmal hinter seine Schliche kommen. Darauf schickte er den nächsten Besten, den er vor dem Hause traf, als Boten hinein zu seinem Hüter auf die Alm und ließ ihm sagen, die Almenleute sollten das Manndl recht freundlich und ordentlich behandeln und sollten es mit Allem bewirthen, was sie nur von irgendwoher zusammenzuschleppen vermöchten. Dagegen sollte aber am anderen Tage, wenn der Fremde wieder, wie gewöhnlich, fortging, ihm der Hüter nachschleichen und ausspähen, wo er seine Schritte hinrichtete und was er trieb. Denn es war den Bauern schon gesagt worden, daß er allemal von der Almenhütte weg gerade aus der Höhe zuging. Der Bote ging augenblicklich ab und kam lange Zeit vor dem Unbekannten, den er überhaupt vor sich auf dem Wege nirgends antraf, in der Hütte an.

Es war schon dunkel, als der Unbekannte endlich anlangte. Er aß wie gewöhnlich, legte sich auf's Heu, schlief

und stand mit dem ersten Morgengrauen auf. Er frühstückte seine Milch und nahm einen Ballen Butter mit sich, denn Brod hatte er bereits herunten im Thale eingekauft.

Merkwürdiger Weise aber bedankte er sich, ehe er fortging, diesmal besonders freundlich für die genossene Gastfreundschaft und gute Behandlung. Der Hüter wußte Anfangs nicht, was er davon denken sollte, und begriff es erst, nachdem ihm der Fremde einen Thaler Trinkgeld mit den Worten gegeben hatte, er sei heute zum letzten Mal an dieser Stelle und werde fortan nicht wiederkommen.

Der Hüter steckte den Thaler in die Tasche und bedankte sich vielmals, vergaß aber die Weisung seines Herrn nicht. Kaum war der fremde Mann hinter dem nächsten, von einer Tanne überschatteten Felsblock verschwunden, als er ihm vorsichtig nachschlich.

Der Alte stieg höher und höher, der Hüter immer in vorsichtiger Entfernung hinter ihm her. Bald gelangten sie aus den Bäumen und auch aus dem Krummholz hinaus und nun wurde es dem Hüter immer schwieriger, unentdeckt hinterher zu gehen. Die Steinblöcke deckten nicht mehr so gut wie die Bäume. Der Alte bog nunmehr gegen das Steinkarl ab, in welchem noch alte Lawinenreste lagen.

Plötzlich blieb er stehen und setzte sich auf einen großen Stein. Er mochte wohl gemerkt haben, daß er verfolgt werde, und gab sich den Anschein, als ob er raste, um den Mann, der hinter ihm herkam, zum Vorübergehen zu veranlassen. Dem Hüter aber blieb, wenn er herausbringen wollte, was der Fremde sich in diesem Geröll zu schaffen machte, nichts Anderes übrig, als ebenfalls irgendwo stehen zu bleiben und abzuwarten, bis Jener seinen Weg fortsetzte.

Als das Männchen dieses Verfahren des Hüters gewahrte, machte es sich wieder auf die Füße und schritt gerade mitten in das allergrößte Wirrsal von Blöcken hinein. Der Hüter machte sich wieder auf, ihm zu folgen. Er war ihm aber noch nicht lange nachgestiegen, als er über einen Stein stolperte und gestreckter Längs zwischen zwei großen Blöcken niederstürzte. Ein wenig zerschunden raffte er sich wieder auf. Sein Erstes war, nach dem Fremden auszulugen, der war aber verschwunden und wurde nirgends mehr entdeckt. Der Hüter schwört darauf, daß ihm der Fremde das Niederstürzen angezaubert habe, und überhaupt darauf, daß derselbe mehr könne, als eingewöhnlicher Mensch. Er meint, das Mannd sei im Bunde mit dem Teufel, sonst hätte ihm so etwas nicht begegnen können. Da wird sich freilich der Hüter irren. Aber darin muß ich ihm Recht geben, daß er kein Deutscher,

sondern ein Wälscher war. Denn genau so ist er mir auch vorgekommen."

„Ja, und was ist's denn nachher mit dem Schatz?" sagte Christian.

„Der Hüter weiß es freilich nicht, was der Mann auf dem Gebirge zu thun hatte. Ich aber bin fest überzeugt, daß er dort hinten irgendwo reiches Erz gefunden hat, das ich sicherlich auch noch entdecke. Denn ich bin scharf hinter ihm her. Was mich noch am meisten darin bestärkt, ist eine Erfahrung, die ich erst neulich gemacht habe. Da wurde zufälliger Weise drüben beim Brücklwirth von Erz- und von Goldsuchern gesprochen. Es war auch ein Wildschütze dabei, den ihr alle gut kennt, der aber jetzt das Handwerk aufzugeben gesonnen ist."

„Wer soll denn das sein?" unterbrach den Erzähler der Federhies.

„Ich hab's schon gesagt," erwiderte der alte Bergmann in bestimmtem Tone, „daß er das Handwerk aufgeben will, und überhaupt fällt es mir nicht ein, einen Namen zu nennen. Ich glaube, ihr selber könnt nur zufrieden sein, wenn ihr das von mir seht. Derselbige Wildschütze erzählte, er habe einmal gejägert und eine Gemse angeschossen. Die Gemse sei ihm in ein großes Steingeröll hinein verschwunden. Und als er ihr nachgegangen sei, um sie zu suchen, so sei er an eine Stelle gerathen, wo kurz zuvor

Jemand gewesen sein müsse, denn er sah es aus den Schuheindrücken auf dem Boden, daß ein Mann hier eine Zeitlang hin- und hergegangen war. An der nämlichen Stelle war aus dem Felsen verwittertes Erz herausgekratzt. Der Wildschütze dachte sich, der wird nicht umsonst da gekratzt haben, und nahm sich von den feinen Bestandtheilen des zerkleinerten Zeuges etwa eine Handvoll mit. In Bucheben kannte er einen Menschen, welcher mit der Handsax gut umzugehen wußte, diesem gab er es zur Untersuchung und der sagte ihm, daß er noch niemals so reichhaltiges Erz in Händen gehabt habe. Das ist nun freilich schon lange her und damals die Sache auch nicht weiter verfolgt worden. Denn zu jener Zeit durfte in ganz Nauris, wie ihr wißt, außer dem Bergärar Niemand auf Erze schürfen oder arbeiten und das Schmelzen von Erzen war strengstens verboten. Deshalb hat man auch nichts weiter über diesen Fundort erfahren."

„Ich begreife gar nicht," nahm der Scharler Seppl das Wort, „wie Einer daran Freude haben kann. Daß Einer auf Hirsche, Rehe oder Gemsen pürscht und dabei im Gebirg' herumgeht und viel ausstcht, nichts leuchtet mir mehr ein als das. Aber die Steinklauberei, die könnt' ich nicht verdauen."

„Das verstehst du halt nicht, Seppl," sagte der Knappe, „du weißt nicht, was dieses Geschäft für einen

Reiz hat. Stell' dir nur einmal vor, daß Alles im größten Geheimniß geschehen muß. Und wie ermuthigend und erhebend ist nicht die große Kunst an und für sich. Du weißt nichts von den geheimen Zeichen und Namen in fremden Sprachen, von Handgriffen und Werkzeugen und dem Einfluß der Gestirne auf das Erz. Welcher Entbehrungen und welcher Jahre langer Mühen bedarf es, um etwas zu Stande zu bringen — und das ist ja gerade das Schöne daran. Du hast zum Beispiel noch keinen Begriff, was Einer alles zu thun hat, der eine Suchkugel herstellen will!

Davon will ich noch gar nicht reden, daß sich Einer niemals mit einem Weibsbild etwas zu schaffen machen darf, wenn er so was verfertigen will, weil er sonst in die geheimen Naturkräfte nicht eingeweiht werden kann. Auf den höchsten Gebirgen muß derjenige, der eine Suchkugel zusammensetzen will, die Pflanzen sammeln, welche nothwendig sind. Und dann darf er sie nicht holen, wann er will, sondern er muß gewisse Zeiten und Himmelszeichen abwarten. Meint ihr, er kann die Pflanzen nur pflücken, wie er sie gerade findet? Gewiß nit! Er muß seine bestimmte Stunde und besonders den Stand des Mondes abwarten. Was geschieht aber, wenn endlich einmal Alles zusammentrifft, bestimmte Stunde, Jahreszeit und Mondwechsel — und gerade um diese Zeit fällt auch ein Schnee-

wetter ein, was doch in unserem Gebirge nichts Rares ist? Statt die Pflanzen zu finden, müßte er stundenlang vergeblich im Schnee waten. So ist also die Konstellation wiederum vorbei und der arme Teufel kann Jahre hindurch warten, bis sie ihm für sein Unternehmen abermals günstig wird. Das ist aber noch nicht Alles. Wenn endlich die Pflanzen daheim unter Dach sind, so darf kein Antlitz sie mehr beschauen, außer der Eingeweihte. Auch darf kein Sonnen- und kein Mondlicht mehr darauf fallen; denn wenn das geschieht, so werden die Naturkräfte herausgezogen. Der Himmel und das Licht nehmen die Kraft wieder an sich, die sie vorhin dem Kraut gespendet haben.

Außerdem muß Einer auch schon verschiedene Metalle haben, vor Allem das Gold, weil das der König der Metalle ist, hernach in allerhand Gestalt auch den Schwefel, denn der ist die Mutter der Metalle, sodann Queckfilber und wie sie alle heißen.

Das ist aber auch noch nicht genug. Die Metalle, die er verwenden will, dürfen vorher zu keinem menschlichen Zwecke gedient haben. Er darf kein Gold von einem Ring oder eine Münze ausschmelzen — es muß Flußgold sein, wie es aus Seifenwerken gewonnen wird, oder auch als gediegenes Freigold aus Erzen, oder wie es lebendig und gediegen in Steine eingesprengt in der Natur draußen vorkommt. Das Metall darf auch überhaupt vorher nicht

im Feuer gewesen sein. Wieviel solches trefft ihr denn an? Ganz jungfräuliches — hie und da habe ich ein Blatt von solchen auf einem Stein gesehen, aber das klaubt man bei uns nicht gerade so auf, denn dann brauchte man keine Suchkugel mehr.

Und wie es mit den Kräutern ist, so ist es auch mit den Metallen. Wenn die mit Sonne, Mond und Sternen Bekanntschaft anknüpfen, dann taugen sie nichts mehr, weil die gebundenen Kräfte daraus entweichen.

Das ist aber alles noch nicht so nothwendig und auch nicht so schwer zu bekommen, wie ein Stück von einem Gehängten. Wenn die Kugeln Gedanken wie ein Mensch bekommen sollen, so ist das das Erste.

Nachher kommt die Zubereitung selber. Wenn auch Zeit und Stunde und Himmelszeichen ganz und gar entsprechen, so muß dennoch eine moralische Reinigung vorausgehen. Gar kein Geschäft oder auch nur der Gedanke an ein solches darf den Sinn von der Handlung, die da bevorsteht, abspenstig machen. Ganz keusch und rein muß die Hand sein, welche an die Mischung rührt, damit die Kugel entstehen soll.

Dann muß man auch ganz genau die Gebetformeln wissen, die beim Einfassen nothwendig sind. Denn die Allerlei werden in eine Nußschale gelegt und diese mit rother Seide eingefaßt, damit die zudringlichen und schäd-

lichen Geister abgehalten werden. Endlich, wenn das alles in Ordnung ist, dann wird die Nuß noch einmal mit einem rothen Seidenschnürchen zusammengebunden, damit die Naturkräfte sich untereinander austoben können, bis sie sich einmal vereinigt haben. Bis dahin muß die Nuß, versteht sich ganz im Dunkeln, in einer Truhe oder in einem Kasten aufbewahrt bleiben.

Von solchen Kugeln giebt es mehrere Gattungen.

Früher haben die Alten eine Sorte davon verwendet, um Diebe oder gestohlene Sachen aufzufinden. Wieder eine andere habe ich gesehen, mit der haben die Leute verborgene Quellen entdeckt. Eine andere Sorte diente zum Wahrsagen, wie ich mich noch ganz genau erinnere, später ist der siderische Pendel aufgetaucht, von dem werdet ihr aber freilich nichts gehört haben.

Für uns ist das Wichtigste das Aufsuchen von Erzen und Metallen — da giebt es aber wieder ganz verschiedene Kugeln, je nachdem Einer dies oder jenes will."

„Ja, aber wie findet denn Einer das Erz mit so einer Kugel?" sagte Christian, dem man ansehen konnte, daß ihn die Geschichte langweile und er das Gespräch gern auf einen andern Gegenstand hätte bringen mögen.

„Das ist so", entgegnete der Knappe. „Die Kugel ist an eine Schnur gebunden, die etwa einen Fuß lang ist. Diese Schnur nimmst du zwischen Daumen und Zeigefinger

und hebst sie ein paar Sekunden lang in freier Luft, so ruhig als du nur kannst. Bald fängt die Kugel an, sich nach irgend einer Richtung hin zu bewegen — zuerst meistens in ganz geraden Schwingungen. Darauf muß man der Richtung nachgehen, in welcher die Kugel sich bewegt, so lange bis sie auf einmal nicht mehr hinüber und herüber geht, sondern sich im Kreise herumdreht. Das ist das sicherste Zeichen, daß man an den Ort hingekommen ist, den man gewollt hat."

„Ich geb' auf die ganze Geschichte nit viel", sagte der Scharler Seppl. „Wenn das Alles helfen könnte, so müßten ja die Bergsüchtigen reiche Leute sein und doch weiß Jeder, daß sie alle miteinander kaum was zum Beißen oder zum Anziehen haben. Der Schütz' bringt sich auch schlecht genug durch, aber am Ende ist mir ein Hirsch oder ein Gemsbock doch noch lieber, als der Goldeinsatz und die blaue Lasur und wie diese Sachen alle heißen mögen."

Der Christian sagte:

„Mit allen diesen Rezepten ist es gerade so, wie mit den Vorschriften, durch welche man in der Lotterie gewinnt. Da hab' ich zum Beispiel ein Gebet bei mir, das mir drin in Werfen die Bötin verrathen hat, die uns die Gänge von den Jägerburschen in Blühnbach auskundschaftet. Neun Tage lang hintereinander muß man es beten, dann kommen die fünf Nummern, die Eins setzt — aber die

Bötin ist noch so arm, daß sie verhungern müßte, wenn sie nicht da und dort eine Suppe bekäme, und ich hab's ihr nachgemacht — nu, und ihr wißt, wie's mit mir steht."

„Zeig' einmal her," sagte der Knappe.

Der Christian zog einen schmutzigen Wisch aus der Seitentasche seiner Joppe. Der Alte setzte seine Brille auf, faltete das Papier, das an den zusammengelegten Stellen den einen und anderen Riß hatte, auseinander und las mit einiger Mühe Folgendes:

„Eine reumüthige Beicht und Kommunion muß vorausgehen. Sodann wird stehend das St. Johannesevangelium und kniend neun Vater Unser und Ave Maria und neunmal der Glaube an Gott gebetet, Alles vor einem geweihten Wachslicht. Sodann erscheint dir ein Knäblein mit fünf Nummern, du mußt aber eine geweihte Kreide haben, damit du sie aufschreibst. Das erste Gebet lautet: Ich beschwöre und berufe dich, guter Geist Anael, durch die Gewalt und Allmacht, mit welcher der dreieinige Gott Himmel und Erde erschaffen hat."

„Wir haben schon genug davon", sagte der Scharler Seppl. „Wenn das was nutz wäre, so müßte die Bötin längst steinreich sein."

„Laß mich nur auslesen", erwiderte der Knappe.

„Alle neun Gebete brauchst du nicht zu lesen", be-

merkte Christian, „das eine lautet ohnehin schier wie das andere."

„Nun, ich sehe da am Ende noch was", erwiderte der Knappe, „das will ich mir anschauen." Nach einer Weile fuhr er im Vorlesen fort:

„Gegeben durch Pater Spielberger, Priester der Gesellschaft Jesu. Dieses Gebet hat die Gesellschaft Jesu für Arme und Nothleidende geschrieben. Wer es wieder abschreibt, der muß über das abgeschriebene Gebet drei heilige Messen lesen und das Papier konsekriren lassen, sonst hat es keine Kraft und keine Wirkung. Dieses kann geschehen ohne Schaden Leibes und der Seele, wenn es nur aus reiner Liebe und guter Absicht geschieht."

Der Scharler Seppl lachte laut auf.

„Stecks nur wieder ein", sagte der Knappe ruhig, indem er seinen großen Nasenzwicker abnahm, „nutzt's nichts, so schadet's auch nichts."

„Nu," bemerkte Christian etwas spitzig, „soviel Witz, mein' ich, ist allweil noch drinnen, wie in den Gebeten, die beim Goldsuchen und Schatzgraben hergesagt werden. Da wird erzählt, wie die Bergsüchtigen in Mitten von einem Kreise stehen, der mit geweihter Kreide abgezirkelt ist, und wie sie sich hüten müssen, daß ihnen das Buch über den Kreis hinaus fällt, sonst erwischt es der Teufel, sie wissen die Abdankungsformel nicht mehr — da bleibt

oft nichts Anderes übrig, als um den geistlichen Herren schicken, wenn sie den Teufel anbringen wollen, der ihnen grinsend und fletschend das Buch entgegen hält. Oder gar die Geschichte von den Formeln, die so schrecklich kräftig sind, daß er die Worte und Silben, wenn er sie lernt, nicht mit den Lippen, sondern nur mit den Gedanken aussprechen darf, sonst kommen die Teufel schon — geh' mir weg — reden wir überhaupt von etwas Anderem und bleiben wir bei unserem Geschäft!"

„Ich hab' euch alle miteinander kommen lassen, erwiderte der Knappe, damit sich jeder überzeugen kann, was dem Christian ausbezahlt wird, und nit der und der meint, er sei hintergangen worden. Also, fünf Gemsen und drei Reh' habt ihr die letzte Woche geliefert — macht im Ganzen fünfundzwanzig Gulden."

„O, mein Gott", sagte der Scharler Seppl, „soviel sind ja die Decken und Gewichteln allein werth."

„Verkauf's wo anders", bemerkte der Knappe ruhig.

Die Wildschützen schauten einander an und flüsterten eine Weile. Das Geflüster hörte auf und es herrschte wieder tiefe Stille in der Stube.

Es schien, als ob ihre Berathschlagung den Erfolg gehabt hätte, daß sie sich den Vorschlägen des Knappen fügten. Denn als dieser sogleich darauf in Kronenthalern und Zwanzigern das Geld auf den Tisch zählte, erhob sich

keine Stimme. Christian ging hin, strich das Geld ein und wünschte dem alten Bergmann gute Nacht. Die Anderen folgten ihm und schritten in die Nacht hinaus.

Unter der Hausthüre aber sagte der Scharler Seppl, noch so laut, daß es der Knappe wohl hören konnte:

„Der braucht keinen Goldeinsatz und keine blaue Lasur — der zieht die Leute aus, das ist viel bequemer."

Siebenzehntes Capitel.

Verdächtige Schüsse.

Als der Hühnerbub, welcher Anton die Geschichte des Menschen erzählte, bei welchem er Zuflucht gefunden hatte, den Schuß hörte, däuchte es ihm, der könne in irgend welcher Beziehung zu ihm gefallen sein — vielleicht befänden sich Jäger in der Nähe der Hütte, am Ende war es gar ein Lärmschuß von Seiten der Senner.

Auf jeden Fall trieb ihn die Neugierde, zu erspähen, was hier vorging.

Kaum hatte er Anton verlassen, der nunmehr wieder seiner Höhle zuschritt, so hörte er einen zweiten Schuß und zwar gerade dicht unter einer Kalkwand, die über Geröll und Schotter emporstrebt.

Der Hühnerbub hatte ein scharfes Auge, aber er konnte Niemanden hinter dem spärlichen Legföhrengestrüpp erspähen, von welchem der Kalkschotter zum Theil verdeckt war.

Da — es war offenbar keine Täuschung — kaum eine halbe Minute darauf züngelte es roth hinter den Legföhren und es ertönte ein dritter und ein vierter Knall. Das Feuer, das am Boden hinkroch, war deutlich zu sehen.

Der Hühnerbub stutzte.

Indeß währte es nicht lange, bis er sich über diese Erscheinung klar geworden war.

Hatte er nicht oft als Salzschmuggler, wenn er über das Steinerne Meer, das Torrener Jöchl, über den Göll und andere Bergsteige gegangen war, das Nämliche aufgeführt? Nichts ist einfacher, als scharfe Patronen irgendwo fest in den Boden einzukeilen und Feuer darüber anzuzünden, aber so, daß die Flamme in ziemlicher Entfernung davon angefacht wird und erst allmählich die Stelle erreicht. Auf diese Weise können auch Böllerselbstschüsse angelegt werden. Wenn Späher um den Weg sind, so laufen sie, wie sich von selbst versteht, dem Krachen der Schüsse nach — mittlerweile ist aber derjenige, der den Lärm angestiftet hat, schon weit weg.

Er hatte zu diesem Zwecke mitunter auch lange Zündschnüre verwendet, die zwei bis drei Stunden lang brannten und ein Losgehen der Schüsse erst nach dieser Zeit bewirkten. Dies geschah insbesondere zum Zweck des Wilderns. Dadurch wurden die Jäger veranlaßt, alle

miteinander nach der Richtung zu laufen, aus welcher das Krachen vernehmlich war, und er und seine Spießgesellen lachten sich krumm, während sie auf der gegenüberliegenden Thalseite ihr Treibjagen veranstalteten.

Als der Hühnerbub sich den Legföhren näherte, erfolgte abermals ein Blitz und der Donner hallte ihm nach. Doch war es der letzte gewesen. An einzelnen Stellen züngelten noch schwächliche Flämmchen in dem durch die Zündschnur sowohl als durch die Explosion angezündeten Grase.

Der Ueberraschung folgte aber das Nachdenken. Diese Explosionen hatten augenscheinlich nur den Zweck, die Jäger, Büttel oder überhaupt irgend welche Leute des Gesetzes auf eine falsche Fährte zu locken.

Der Hühnerbub hatte verschiedenartige Veranlassung, sich selbst nicht als Zielpunkt auszusetzen. Die Häscher würden mindestens ebenso zufrieden gewesen sein, ihn, als irgend einen anderen Verfolgten aufzufinden.

Deshalb zog er sich alsbald wieder von der Berghalde zurück, überschritt den kleinen Bach, wobei er sich hütete, die großen Steine zu betreten, die als Brücke hineingelegt waren, weil die Spuren seiner in den feuchten Wiesen naß gewordenen Füße darauf sichtbar und die Veranlassung zu allerlei unnützen Redereien geworden wären, und stieg über die nächsten Zäune, wobei er sich an die

Stellen hielt, an welchen Haselstauden standen, dem Anger zu, auf welchem die Hütte seines Quartiergebers sich befand.

Der Senner begrüßte ihn schon aus einiger Entfernung. Auch er war, durch den Wiederhall der Schüsse aufmerksam gemacht, unter die Thüre seiner Hütte getreten. Seit langer Zeit war derlei in dieser Gegend des Thomasgrabens nicht mehr vernommen worden.

„Was ist's?" rief er dem herannahenden Hühnerbuben entgegen.

„Kann mir's nit denken", entgegnete dieser.

Der Senner ließ die Augen nachdenklich über das weite Bergrevier, über die Salzach hinüber, bis zu den hohen Wetterwänden hin schweifen.

„Mir gefällt die Geschichte nicht", sagte er, hinter dem Hühnerbuben in die Hütte tretend. „Ich glaube, wir haben die längste Zeit da heroben unsere Ruhe gehabt."

Achtzehntes Capitel.

Der Morgenspaziergang eines Häschers.

Auf der Sonnseite des Salzachthales, drüben auf den Hochflächen um Goldeck und St. Veit, auf welche der Senner hinüber geblickt hatte, sieht es ganz anders aus, als auf der Schattseite, auf den Waldhängen um den Thomasgraben und über der Gasteiner Klamm.

Dort drüben, am Haseck und Thomasgraben, herrscht Wald und Alpentrift, hier das bebaute Feld und die menschliche Ansiedelung vor.

An einem der nächsten Morgen stieg ein Mann, dessen Uniform ihn als einen Polizisten oder Gensdarmen auswies, langsam auf dem Wege von Lend gegen Goldegg hinan. Es war ein herrlicher Spätsommertag.

Obwohl es noch ziemlich früh war, wurde es dem Manne doch so heiß, daß er seine Uniform aufknöpfte und von Zeit zu Zeit stehen blieb, um den frischen Ostwind zu

genießen, welcher, der Salzach entgegen, von Steiermark herüber wehte. Goldig glänzten die hohen Königskerzen unter den Birken, zwischen den feingliedrigen Aesten der Lärchen, die hier und dort über den engen Hohlweg reichen, eröffnete sich eine sommerduftige Fernsicht auf die Berge des Ostens.

Man sieht von dort auf den Gasteiner Wasserfall hinüber und auf den wundersamen grünen Tümpel, in welchem sein Wasser, eben von der Felshöhe herabgeschmettert, noch einmal rastet, bevor es mit der tosenden Salzach sich weiter zum Tiefland wälzt.

Ueber dem Wasserfall, auf dessen oberen Theil Fichtenwipfel und Felshänge ihren Schatten werfen, ziehen sich Wiesen und Wälder hinan, bis zur grünen Kuppe der „drei Waller", über welche im Mittelalter der Saumweg in die Gastein führte, bevor die alte Straße durch den Felsschlund und nach ihr die jetzige neue, die sich nicht so hoch über dem Wasser hält, wie jene, gebaut wurde.

Es ist ein ziemlich steiler Weg, den man zum alten Gerichtssitz anzusteigen hat. Manchmal ist es ein durch Erlengebüsch geführter Hohlweg, manchmal zieht er sich durch Lärchenstände, neben Zäunen hin, an denen hier Farrenkräuter gedeihen und gegen welche sich auf der anderen, der Bergseite, gelbe Gerstenähren neigen.

Der Polizeidiener ließ seine Augen bald links bald rechts schweifen, um zu entdecken, ob nicht im Schatten eines der Bäume vielleicht irgend Jemand raste oder schlafe. An manchen Stellen ist der Zaun ganz von wildem Hopfen überwachsen. An solchen beugte er sich manchmal über, um sich die vom Zaun versteckten Raine zu betrachten.

Einmal kam er an eine Kapelle neben dem Wege, in welcher ein Marienbild stand, welches von frommen Leuten mit weißen und rothen Rosen aus Papier geschmückt worden war. Vor diesem Bilde kniete ein Weib, das den Kopf mit dem schwarzen, breitrundigen Strohhute der Pinzgauerinen bedeckt hatte, zu gleicher Zeit aber knisterte etwas in dem Schatten, den die Kapelle gegen Westen hin warf — flugs war der Späher bei der Hand und entdeckte, daß eine Kuh dort in der Kühlung graste.

Wären nicht oft die Brennesseln so hoch wie die Feuerbohnen, die in manchem Hausgarten blühten, vor dem Zaune gestanden, gewiß, er wäre noch viel häufiger zu ihm hingegangen und hätte sich darüber gebeugt — aber die waren dem Manne des Gesetzes zu lästig.

Zu allen Fenstern wurde hineingelugt.

Da kam der „Altenhof", vor Jahrhunderten einmal der Goldeckerhof geheißen — der Gensdarm schaute

in den Hausflur. Weiter hin stand ein weißer, ziemlich heruntergekommener Bau, dessen Verwahrlosung durch ein auf dem Dach aufsitzendes Glockenthürmchen gekrönt wurde, von welchem das Dach selbst wieder zerrissen und löchrig war. Dann höher am Berg hin ein braunes, hölzernes Bauernhaus hinter einem von Brennnesseln fast versteckten Zaun. Hinter dem Zaune blühten Rosen und Feuerlilien. Im Garten stand Kohl, dessen dunkelrothe Blätter in der Morgensonne metallisch schimmerten.

Um den Rand des Daches herum standen Obstbäume, viele rothe Aepfel schauten aus dem Laub. Vom Berghang her zog sich eine von hohen Pfosten getragene Wasserrinne, aus welcher sich ein schillernder Schwall über ein dunkelbraunes Rad hin ergoß, welches aber dermalen festgehängt feierte. Zur Rechten gähnte mit offenem schwarzen Maul ein Backofen, neben welchem ein Schürhaken lehnte und eine Anzahl von Holzscheiten aufgeschichtet lag.

Das Haus war verschlossen — vermuthlich waren dessen Insassen in die Kirche gegangen. Nur am Stadelthor war ein kleiner viereckiger Thürausschnitt offen.

Der Polizist kroch dort hinein und entdeckte, nachdem seine durch den Morgenglanz verwöhnten Augen sich gemach an das Dunkel gewöhnt hatten, im Hintergrunde neben einigen Kühen, die geräuschvoll ihr Klee-Frühstück

zu sich nahmen, eine Magd, welche sein Treiben neugierig und überrascht betrachtete.

„Ah, bist du's, Resei?" sagte er. „Guten Morgen! Bei euch ist ja Alles ausgeflogen. Was giebts denn heute?"

„Es ist der Namenstag von der Bäuerin", erwiderte die Dirne mürrisch.

„So, so!" fuhr der Gensdarm fort, indem er sich besann, wie er das Gespräch am Natürlichsten auf den Gegenstand brächte, den er im Kopf hatte. „Es ist heute überhaupt gar still auf dem Weg. Ich bin von Lend herauf noch nicht einem einzigen Menschen begegnet."

„Kommt diemalen vor", erwiderte die Magd.

„Hm — was mir grad' einfällt. Ich hab' da unten in Lend einem Hausirer ein Umhängtüchel abgekauft, weil er den Gästen so gar keine Ruh' gelassen hat im Wirthshaus. Ich hab' mir gedacht, 's ist ein Ding, ich kenn' ja auch so manches Mädl, dem so was eine Freud' macht. Da hast du's, wenn du's willst."

Dabei langte er in seine Brusttasche und zog eines jener schreiend bunten halbseidenen Tücher heraus, wie sie damals auf dem Lande gerne getragen wurden.

Die Dirne betrachtete bald das Tüchlein, bald den Wächter, und wußte nicht, was sie antworten sollte.

„Nimm's nur, Resei," sagte der Mann des Gesetzes. „Eine Schönere hätt' ich doch nit gefunden."

„Wer's glaubt", erwiderte die Dirne schnippisch und dennoch erfreut.

„'sis schon recht", sagte der Gensdarm. „Daß ich nit darauf vergeß, hast du seit gestern Abend nit Einen vorbei gehen gesehen, mehr klein als groß, mit einem schwarzen Schnurrbart, fast rothem Haar, Ohrenringe trägt er große, ein ganz Fremder?"

Die Dirne hatte sich während dieser Ansprache das Tüchlein versuchsweise umgelegt und mit knapp gebeugtem Kopf auf die eigenen Schultern hinabgesehen. Dabei verzog sich ihre Unterlippe, dann lächelte sie wieder und endlich nahm sie, von dem Ergebniß ihrer Probe zufriedengestellt, das unverhoffte Geschenk wieder ab.

„Nein, einen solchen hab' ich nicht gesehen. Ich bin überhaupt wenig zum Ausschauen gekommen. Die einzige Person, die mir untergekommen ist — das war gestern gegen Abend — das war die Kroaten-Anna, die ledige Bäuerin von Goldeck droben."

„Die Kroaten-Anna?" sagte der Gensdarm mit einiger Verwunderung. „So? Und was hat denn die hier herum zu thun gehabt?"

„Ich weiß es nit — sie ist hinab, gegen Lend zu gegangen."

„Du, Resei, sag' einmal, geht denn nit von der Kroaten-Anna alleweil das Gered', sie hätt' einen Lieb-

haber, der aber ein Deserteur ist und sich nicht sehen lassen darf — und daß sie deswegen nicht heirathet, obschon sie eine bildsaubere Person ist und auch Geld hat und sich schon mehrmals Einer bei ihr angemeldet hat?"

„Kunt nichts sagen", erwiderte die Dirne.

„Ja, ja," sagte der Gensdarm, indem er sich mit der Hand nach dem Kopf fuhr, „ich erinnere mich jetzt ganz genau. Das Gered' ist über sie gegangen und zwar von solchen, die es wissen können, was dahinter steckt. Hm, was mag sie wohl an einem Werktag drunten in Lend zu thun gehabt haben?"

„Wenn Eins zu arbeiten hat, wie unser Einer, kümmert es sich nit viel um andere Leut. Und das kann man sich ohnehin leicht denken, daß die Bäuerin einen Liebhaber hat, wie haltet sie's denn sonst aus, ganz allein auf ihrem Hof?"

„Wenn's der ist, den ich mein'", erwiderte der Gensdarm, „nachher wird ihr der Liebhaber nicht viel Unterhaltung machen können, denn der wird es bleiben lassen, ins Pongau herein zu kommen — wenn er sich nicht am Ende elendig auf Almen oder in Futterstadeln herumtreibt. Doch was ich dir eigentlich hab' sagen wollen. Ich such Einen, den heißen sie in Großarl, wo er daheim ist, den Schrattner Wastl. Wie er sich sonstwo heißt, weiß ich nit. Bei einem Wagreiner Bauern ist eine Menge

Geld gestohlen worden. Der hat den Schrattener Wastl und einen Helfershelfer erkannt. In seinem Haus, das eine Räuberhöhle ist, hat man Sachen gefunden, daß Einem der Verstand still steht — aber der Kerl selber ist uns ausgekommen. Resei, wer den ausspekulirt, dem leidet's wohl eine silberne Kette."

„Ich könnt mir's nit leicht verdienen", erwiderte die Dirne. „Ich muß daheim sein und auf das Vieh aufpassen — und wenn ihr ihn nicht erwischt, die ihr alleweil um die Wege seid und wo das euer Geschäft ist, wie soll denn nachher unser Einer dazu kommen? Wenn ich aber was seh', will ich euch Post zukommen lassen", setzte sie mit einem Blicke auf das Tüchlein hinzu.

„Es ist recht, ich verlaß mich darauf, behüt Gott, Resei, ich hab' Eile" sagte der Gensdarm, zwickte die Dirne in die rothen Wangen und machte sich auf den Weg.

Die Dirne aber murmelte ihm nach: „Der bairische Seelenfänger kann lange warten, bis er von uns was erfragt."

Neunzehntes Capitel.

Die Kroaten-Anna.

Als der Gensdarm wieder im Hohlwege war, sagte er zu sich: „So ganz ohne ist es halt gar nie, wenn man den Weibsbildern nachgeht. So hab' ich jetzt wieder von der Bäuerin droben etwas erfahren. Was hat sie in Lend zu thun? Ohne Weiteres fragen — das kann ich nit, da ließ mich die schön abfahren. Aber etwas steckt dahinter — ich gäbe was darum, wenn ich wieder einmal einen von den Lümmeln aus seinem Fuchsbau herausziehen könnte. Den in Großarl drüben, den haben wir schön ausgeräuchert — mir scheint, er vergißt das Zurückgehen in seinen Futterstadel und das Wiederheimkommen."

In Gedanken, die sich in dieser Weise zusammen fassen lassen, schritt er weiter, immer in der Richtung gegen das Dorf Goldeck zu.

Zu jener Zeit war jener Weg viel schattiger als

heut zu Tage. Wo jetzt, von rothen Lippenblumen und Disteln umstanden, von Schlingpflanzen umflochten, ein Stumpf neben dem Zaune hervorschaut, dort standen damals jene stattlichen Lärchen, von deren Stämmen eben diese Stümpfe die Ueberreste sind.

Dem Wächter wurde es heiß und er rastete einmal auf einen solchen Klotz. Gegenüber auf einem anderen Stumpfe, der sich an die goldtellerigen Blüthen und blauen Glockenblumen des Zauns lehnte, saß ein Vogel, der ihn ungescheut betrachtete.

Dem Wächter wurde diese Ruhe des Vogels lästig. Wie alle diese Leute, konnte er kein Thier unbehelligt lassen. Er erhob den Arm dagegen, als ob er einen Stein ergreifen wollte, um danach zu werfen.

Der Vogel flog auf und setzte sich auf den Zaun, mitten hinein zwischen die gelben Schäfte des Himmelbrand oder der Königskerzen, die ihn umragten.

Da begann das nämliche Spiel von Neuem. Der Vogel blieb wieder ruhig sitzen und betrachtete sich neugierig den Menschen. Als er sein Gewehr erhob, um nach dem freien Verwegenen zu zielen, flatterte er vom Zaun auf einen Vogelbeerbaum, dessen Früchte schon in rothen Dolden von den Zweigen hingen, und vom Vogelbeer- auf einen Hollunderbaum.

„Gerade so machen es diese Spitzbuben", dachte sich der Häscher und stand auf.

Das Bild des Schrattner Wastl, dieses Erzspitzbuben, der uns noch aus dem Gespräche erinnerlich ist, welches er mit seinem Spießgesellen unter dem Baume pflog, auf welchem Anton sich versteckt hielt, verblaßte in seiner Vorstellung vor dem der schönen Kroaten-Anna, von welcher Resei erzählt hatte.

Längst ging das Gerücht, daß diese, welche die Besitzerin eines hübschen Hofes zu Goldeck war, mit einem Flüchtling, welchem die Sage allerlei Gräuelthaten auflud, von Zeit zu Zeit heimliche Zusammenkünfte pflege. Einen solchen einzufangen, hätte ihm weit mehr Spaß gemacht, als einen Dieb, denn der „Gnädige" im Pfleggericht war auf nichts mehr versessen, als auf Deserteure. Auch die Lust, Scharnitz in Schatten zu stellen, den wegen seines Uebereifers und seiner Kriecherei gegen den Gnädigen, sowie wegen seiner Grobheit gegen die Untergebenen Keiner seiner Amtsgenossen leiden konnte, wirkte mit, um ihm das Aufgreifen eines lang gesuchten Fahnenflüchtlings verlockender erscheinen zu lassen, als das Erwischen eines Diebes.

Was hatte die schöne Bäuerin hier unten zu schaffen gehabt?

Das war die Frage, die ihm nicht mehr aus dem Kopfe ging, während er dem Dorfe Goldeck zuschritt. Es

fiel ihm nicht mehr ein, so fleißig auszulugen, über Zäune zu schauen oder hinter Kapellen nachzusuchen.

Vom Maierhof ab geht der Weg gerade nordwärts gegen das Hügelland hinein, über welchem die graue Wetterwand und das Eis der „Uebergossenen Alm" aufragt. Die Zaungasse durchschneidet ein ebenes Gefilde, welches man auf ziemliche Entfernung hinaus überblicken kann.

Auch hier war es einsam. Hier und dort weidete ein Pferd, sich der kurzen Sommerpracht freuend, im Schatten der Eschenbäume, die an den Zäunen stehen. Andere trieben sich in den halb versumpften Wiesen umher, welche hier von leichten Zäunen eingefriedigt waren.

Diese Ebene liegt gerade gegenüber von Haaseck und von den Höhen über dem Thomasgraben. Es kann also von dort aus Alles deutlich übersehen werden, was hier vorgeht, und wenn Jemand hier Zeichen mit nicht allzu kleinen oder gar zu wenig auffallenden Gegenständen giebt, so können dieselben von drüben aus verstanden werden.

Die Gefahr des Entdecktwerdens ist am Morgen besonders gering. Zu dieser Tageszeit wird das Goldecker Feld von der Sonne grell beschienen, während derjenige, der nach dieser Art von Verständigung spähen wollte, jenseits des engen Salzachthales am Haaseck und unter den „Vierkögeln" kaum ein Haus (wenn ein solches drüben wäre) geschweige denn einen Menschen zu entdecken vermöchte.

Denn in den Frühstunden deckt jene Halden noch der schwarzblaue Duft, in welchem Wald, Fels und Matten gleichfarbig verschwimmen.

Nachmittags dagegen ist es umgekehrt. Es wird deshalb während des größten Theiles des Jahres unmöglich sein, zwei, die sich in einer gewissen Weise verständigen wollten, auf frischer That zu erspähen.

Während der Häscher durch die sanfte Mulde ging, die sich gerade dem Haaseck gegenüber ausbreitet und in der Mitte etwas vertieft anzusehen ist — hier und dort von Weiden bewachsen, welche die Feuchtigkeit lieben, belebt von einem hellen Wasser, das über ein hohes Mühlschutzbrett abstürzt, am Rande manchmal von einem dünnen Schatten verdunkelt, welchen eine Pappel darauf wirft — sah er ein Weib auf die Wiese gehen, welches nicht nach der Landessitte einen rauhhaarigen hohen Männerfilzhut oder einen ebenso geformten schwarzen Strohhut mit breiten Krämpen trug, sondern barhäuptig ging, die Haare aufgelöst und kurz abgeschnitten, so daß sie kaum bis zum Nacken reichten. Das Weib trug einiges Linnenzeug unter dem Arme und schritt gerade auf eine Stelle zu, an welcher Flachs, in lange Reihen gelegt, einen Theil der Wiese bedeckte.

Diese Erscheinung überraschte den Häscher so, daß er hinter einer dicken Esche stehen blieb.

An einer trockenen Stelle angelangt, blieb das Weib stehen und breitete die Linnen aus, vier an der Zahl, eines neben das andere.

In dieser Beschäftigung glich es den „wilden Frauen", die man drüben, oberhalb der Gasteiner Klamm, bei der nämlichen Beschäftigung antrifft. Die dunkelen Haare bewegten sich ein wenig im Ostwind, durch das Hinbeugen rötheten sich die Wangen.

Dann blieb sie stehen, stemmte den linken Arm in die Hüfte, deckte sich mit der rechten Hand die Augen und schaute in das schlehblaue Dämmerlicht der jenseitigen Berge hinüber.

Der Gensdarm rührte sich nicht hinter seiner Esche, sondern betrachtete die Gestalt mit Neugierde und Bewunderung.

„Richtig, die Kroaten-Anna", murmelte er vor sich hin.

Nachdem die Frau so eine Weile dagestanden hatte, wandte sie sich ab und schickte sich an, den Rückweg anzutreten.

Nunmehr hielt es der Häscher für angezeigt, vorzutreten und sich ihr beizugesellen. Ihr scharfes Auge hatte aber denselben schon entdeckt.

„Guten Morgen, Bäuerin," sagte der Mann, während sie über eine kleine befestigte Leiter stieg, die zum Ueberschreiten des Zauns an dieser Stelle angebracht war. „Es

scheint mir, Ihr legt euer Weißzeug weit weg vom Hause — daß es euch nur nicht gestohlen wird!"

Mit diesen Worten blinzelte er die Frau mit seinen langen, geschlitzten, doch kleinen Aeuglein verschmitzt an, während sie ihm den Blick aus großem, braunem, blitzendem Auge zurückgab.

„Es ist hier eine bessere Bleiche wie drüben beim Haus", erwiderte die Frau. „Der feuchte Boden zieht mehr aus, als dort der trockene."

Der Häscher schwieg eine Weile, wie wenn er sich Muth sammle. Sodann sagte er:

„Man sieht sie weit diese Tücher, wenn sie da auf dem Boden liegen. Am Ende sieht sie Einer, der sie nicht sehen soll."

„Mir ist noch nie etwas weggekommen", erwiderte die Kroaten-Anna. „Uebrigens giebt es ja, wie ihr wohl wißt, bei uns da heroben so viel wie gar keine Diebe."

„Diebe von Profession, allerdings — kann ich wenig klagen. Aber sonst ist allerlei verdächtiges Volk da herum, was schlechter ist als gewöhnliche Diebe."

„So?" sagte Anna, „und was wären denn das für Leute, die noch schlechter sind als Diebe? Ich habe doch von Mord und Brand noch weniger etwas gehört, als vom Stehlen."

„Das Gesetz verfolgt zum Beispiel die Deserteure,

von denen sich verschiedene da und dort aufhalten, strenger, als den armen Teufel, der aus Hunger etwas wegnimmt."

„Mag sein", erwiderte Anna, „aber was geht mich das an. Mir sind eure Deserteure nicht desertirt."

„Glaub's schon, daß Euch keiner desertirt," sagte der Gensdarm lächelnd, „daß Euch keiner durchgeht. Ich wenigstens thät's gewiß nicht."

Die Frau sah sich um, ob nicht irgendwo hier in der Zaungasse ein Gatter vorhanden wäre, durch das sie, unter dem Vorwande, einen anderen Weg einschlagen zu müssen, entschlüpfen könnte. Aber es war keines da.

„Nu, wann hört man denn einmal etwas vom Brautstand?" nahm der Gensdarm wieder das Wort, der nunmehr gerade auf sein Ziel loszugehen beschloß, nachdem ihm die bisherigen Redensarten als unnütz vorkamen.

„Seit wann kümmern sich denn die Gensdarmen auch um solche Sachen?" entgegnete Anna schnippisch. „Zwar es ist mit dem Leutausfragen und der Schinderei schon weit genug gekommen, seitdem wir die Baiern im Land haben", setzte sie nach einer Weile hinzu.

„Nur nit gleich obenhinaus, Bäuerin!" suchte sie der Häscher zu begütigen.

„Nu, wenn's mich nichts anging', dann würd' ich halt auch nicht fragen. Bei mir wenigstens ist's so. Was mich nicht brennt das blas ich nicht."

„Ich hab' nur dran gedacht, Bäuerin, weil so allerhand darüber geredet wird unter den Leuten."

„Ihr meint wahrscheinlich," erwiderte die Bäuerin, „ich soll jetzt so albern sein und fragen, was sie denn reden, die Leute. Das fällt mir aber garnicht ein."

„Vielleicht, weil ihr es euch schon denken könnt, was die Leute sagen", entgegnete der Gensdarm spitzig.

„Mag es sein, was will, euch wenigstens hab' ich noch nicht geheirathet und so seh' ich auch garnicht ein, warum ich mich begleiten lassen soll. Erfragen könnt ihr von mir nichts, eine Angeberin bin ich nicht. Wenn ihr was erfahren wollt, so geht zum Monuten — der ist dafür da, daß er die Leute unglücklich macht."

Mit diesen Worten blieb das erzürnte Weib mitten in der Zaungasse stehen, kreuzte die Arme und schaute trotzig gegen Boden.

Auf wiederholte freundliche Zureden des Häschers blieb sie unbeweglich und gab keine Antwort mehr. Dieser entfernte sich endlich, indem er achselzuckend einige unverständliche Worte vor sich hin brummte. Hatte der Gensdarm bis jetzt vielleicht noch irgend welchen Zweifel darüber gehabt, daß sich um die Kroaten-Anna irgend welches Geheimniß bewege, so waren diese Zweifel nunmehr, nachdem er die Aufregung und den Verdruß des jungen Weibes gesehen, vollständig beseitigt.

Ein Weib konnte nicht in dieser Weise aufbrausen, wenn es sich nicht irgendwie thatsächlich getroffen fühlte.

Wohl war der Name Monut gefallen, doch offenbar ihm zum Hohn. Was konnte der Monut wissen in einer Angelegenheit, in welcher die Kroaten-Anna sicherlich gegenüber Niemandem ein Wort verlauten ließ?

So geschah es, daß, als der Häscher im Dorfe Goldeck ankam, bei ihn die Angelegenheit der Kroaten-Anna schon wieder mehr in den Hintergrund getreten war und er sich nun wieder mit dem Schrattner Wastl beschäftigte, wegen dessen er ja heute seinen Berggang unternommen hatte.

Zwanzigstes Capitel.

Beim Gnädigen.

Beim Lanier Wirth zu Goldeck war heute ein ziemlich bewegtes Leben.

Es war Morgens in der Kirche der Gedenktag für das Absterben eines der reichsten Bauern der Umgegend gehalten worden. Nicht blos die Wirthsstube war gedrängt voll, sondern auch der Platz draußen vor dem mit Holz bedeckten Brunnen, an dessen Schöpflöffel sich fort und fort durstige Kinder erlabten, bis zur Pfarrwohnung hinüber, vor welcher sich die großen gelben Scheiben der Sonnenblumen dem Gestirne zuwendeten, welches nunmehr gerade über dem Thomasgraben stand.

Das Erscheinen eines Gensdarmen erregte ein gewisses Aufsehen unter den Leuten, welche sich lärmend unterhielten.

In jener Zeit der Aufregung witterte man sofort etwas Außerordentliches.

Von Zeit zu Zeit kamen Nachrichten aus Rußland, welche von furchtbaren Schlachten berichteten. Die Wahrheit war schrecklich genug, aber sie wurde vom Gerücht noch um ein Beträchtliches überboten. Die meiste Angst hatten die Leute vor neuen Aushebungen. So oft also eine obrigkeitliche Person sich zu unverhoffter Zeit irgendwo zeigte, entstand ein Gerede ohne Ende über das, was es zu bedeuten haben könnte.

Der Gensdarm schritt im Bewußtsein seiner Würde gerade dem Lanierwirthshaus zu.

Aber so sehr er auch im Zimmerchen links, das ohnehin nicht viel Raum bot, herumspähte, er sah wohl Bauernköpfe und Rücken, aber nicht den geringsten Raum, in welchem er sich hätte niederlassen können. Und von den Bauern konnte er kein Entgegenkommen erwarten.

Er sah ein, daß heute hier der Ort nicht war, an welchem er irgend welche Erkundigungen hätte einziehen können. Er beschloß demnach, dem Gnädigen in Goldeck eine kurze Meldung zu machen und sodann seinen Weg nach St. Veit fortzusetzen, wo ihm das Glück vielleicht mehr lächeln würde.

Das Pfleggericht befand sich damals in demjenigen Theile des Schlosses, der nach Süden schaut. Sonst unterschied sich der Anblick des Schlosses nicht viel von demjenigen, den es heute darbietet.

Im Hofe die alte Zisterne mit dem köstlichen Wasser — im Waffensaal die Falkoneten, Doppelhaken und Lanzen, die zinkigen Mauern, der große runde, doch spitz bedeckte Thurm am westlichen Eck, am westlichen des Hintergebäudes dagegen die zwei winzigen hoch oben am Dach klebenden Thürmchen und das finstere Aussehen des starken, mit Fenstern sehr spärlich versehenen Gebäudes überhaupt: es war Alles gerade so wie fünf oder sechs Jahrzehnte später — nur ein großes baierisches Wappen war da, das nunmehr verschwunden ist.

Der Gnädige befand sich in seiner Amtsstube — aber er blätterte nicht in Akten oder Berichten umher, sondern in einer schönen Ausgabe des Horatius.

Was er für ein Mensch war, das konnte man theilweise schon daraus ersehen, daß er unten im Burghof eine junge Fichte hatte setzen lassen, die zu diesem Zwecke aus dem Walde ausgegraben und hierher gebracht worden war. Darüber hatte er eine Tafel mit den bekannten Versen angebracht:

Montium custos nemorumque virgo

. . . . . .

imminens villae tua pinus esto,

sicherlich das erste Mal in der Geschichte des Pongaus, daß unter einer göttlichen Jungfrau etwas Anderes gedacht worden war, als die Jungfrau des Evangeliums, nicht

Maria, die Mutter Christi, sondern Diana, die leichtfüßige Jägerin.

Das Erscheinen des Gensdarmen war dem Gnädigen, der sich eben zu Paphos befand, keine angenehme Unterbrechung. Er winkte ihm zu, ihn damit auffordernd, seine Angelegenheiten rasch vorzutragen, und der Häscher begann:

„Von dem Schrattner Wastl noch keine Spur, Herr Pfleger. Dagegen glaube ich, Indizien zu haben, daß etwas mit der .... Bäuerin, der vulgo Kroaten-Anna, nicht völlig richtig sein muß. Sie geht zu ungewöhnlicher Zeit aus — auf der Wiese hat sie sich heute sehen lassen, und mir kommt es vor, als ob sie mit einem von den Deserteurs-Lumpen im Verkehr stände. Vielleicht wäre es gut, wenn Euer Gnaden eine Hausuntersuchung bei ihr anordnete."

Ein Strahl des Vergnügens zog über das Gesicht des Gnädigen. „Was", sagte er hastiger, als es die Amtswürde wohl gestattet hätte, „das bildsaubere Weibsbild, die soll mit Einem von den Kerlen zusammenhängen? Darum thäte sie so — nu, denken kömt ich mir's, auf's Kloster wird sie sich so wie so nicht vorbereiten wollen."

„Ich wette darauf, daß es so ist — werde es auch an Wachsamkeit nicht fehlen lassen, Euer Gnaden!"

„Mit der Haussuchung ist es nichts, finden würden wir sicherlich gar nichts, die Leute würden nur scheuer und noch hinterlistiger. Thue Er in dieser Sache keinen Schritt,

ohne sich vorher bei Amt angefragt zu haben. Was giebt es sonst noch Neues?"

„Wüßte sonst nichts zu melden, Euer Gnaden."

„Sag' Er einmal, mir ist die Geschichte der Kroaten-Anna nicht mehr so recht gegenwärtig — wie verhält es sich eigentlich mit der Person?"

„Die Kroaten-Anna," erwiderte der Häscher, „ist die Tochter eines ehemaligen Grenzsoldaten, der vor so und so viel Jahren in einem Feldzug von seinem Regiment desertirt und hier zurückgeblieben ist. Er hat eine der wohlhabendsten Dirnen geheirathet — Sohn hat er keinen gehabt, also ist die ganze Habe nach seinem Tod an die Anna übergegangen. Jetzt ist sie vierundzwanzig bis sechsundzwanzig Jahre alt und hätte schon die feinsten Burschen heirathen können. Aber sie mag nit und daß sie nit mag, daran ist ganz gewiß keine Abneigung gegen die Mannsbilder schuld. Danach schauen mir ihre Augen nicht aus. Sie muß ein Liebesverhältniß haben, und da sie jeden Augenblick heirathen kann, wenn sie will, so kann der Liebhaber nur ein solcher sein, der sich nicht sehen lassen darf. Und daß er sich in der Nähe aufhält, das glaube ich — denn die Gänge und das Herumstehen auf der Wiese und Aehnliches kann ich mir nicht zusammenreimen, wenn nicht ein Liebhaber im Hintergrund vorhanden ist."

„Schade dafür," bemerkte der Gnädige, „daß sie sich

an einen solchen Lotterbuben hängt. Im ganzen Bezirk ist kein schöneres Weibergesicht."

„Das sagt ein Jeder, sogar die Weiber selber, obwohl ihr die alle spinnefeind sind. Kaum, daß sie von den Anderen angeschaut wird, wenn sie in der Küche steht. Sogar das Hexen und Zaubern sagen sie ihr nach."

„Wird schon sein, daß sie hexen kann," sagte der Gnädige lächelnd. „Also keine Uebereilung — und wenn Er etwas über den Schr. . . . . , ich kann mir diese verteufelten Namen nicht merken —"

„Den Schrattner Wastl, wollen Euer Gnaden sagen," bemerkte der Häscher.

„Also wenn du über diesen etwas melden kannst, so meld' es, die Bäuerin aber laß mir bis auf Weiteres ungeschoren!"

Der Gensdarm trat verwundert über diese Ansprache ab und verließ das Schloß.

Einundzwanzigstes Capitel.

Eine merkwürdige Entdeckung.

Außerhalb des Portales sieht man sofort gegen den See, auf welchen auch zwei viereckige Thürme des Kastelles hinschauen. Der See erscheint dunkel — wie in einem schwarzen Spiegel sieht man in ihm ein Bauernhaus, welches an seinem südlichen Ufer steht — gleich dahinter dehnt sich wieder Wald aus und über dem Wald erheben sich die Vierkögel und das Haaseck, ohne daß man von dem tief unten dazwischen liegenden Salzachthale irgend welche Ahnung hat.

Der Gensdarm wendete sich nördlich in einen Hohlweg hinein, welcher einer Höhe zuführt. Auf dieser Höhe, rings von hochstämmigem Fichtenwald umgeben, steht der „große Schönberg"-Hof, ein stattliches weißes Haus.

An diesem ging der Häscher vorüber — denn hier hätte er ohnehin nichts zu suchen oder zu finden gehabt. Er

wandte sich nun wieder von der Straße ab und ging in den dunkeln Wald, welcher den „großen Schönberg" von dem Bühel des alten Schlosses Scheerenberg trennt.

Wenn man aus dem Walddickicht tritt, sieht man mit einem Mal den Markt St. Veit auf der einen Seite, links von ihm die gewaltigen „Wetterwände", in welchen die Uebergossene Alm auf das Pongauer Mittelgebirge abstürzt, und zur Rechten jenseits der Salzach den Eingang von Großarl und viele zerrissene Giebel im hintersten Hintergrunde des Thomasgrabens. Es ist dies so recht eine Art, um Beobachtungen ins Weite anzustellen.

Der Gensdarm ging deshalb auch nicht aus dem Walde heraus, sondern legte sich hinter einigen Fichten hart am Saume auf den moosigen Boden.

Wenn er von außen her auch nicht gesehen werden konnte, so hinderten ihn die Zweige des Unterholzes keineswegs, freien Ausblick nach allen Richtungen hin zu halten. Der Plan des Häschers war einfach. Er wollte hier noch ein wenig rasten, bei der Gelegenheit vielleicht das Eine oder Andere erspähen und sodann geraden Weges nach St. Veit hinein zum Monuten, welchen ihm die Kroaten-Anna durchaus nicht zu empfehlen gebraucht hätte. Denn der Monut war, wie wir wissen, für die Polizei das, was ein Hehler für die Diebe ist.

Dem Häscher ging es indessen, wie es schon Manchem

in gleicher Lage ergangen ist. Die Anstrengung des Weges von Lend herauf, die Hitze, der brütende, lautlose Mittag und das unbewegliche Dasitzen im Schatten — alles das wirkte zusammen, um den Mann einzuschläfern..

Er hörte die Käfer nicht mehr, die zwischen der Wiese und dem Walde summten, und auch die große Glocke von St. Veit nicht mehr, die über den tiefen Graben des Dientener Baches herüber summte.

Alles war ruhig und doch vermochte die große Ruhe Spannung und Schmerz in den Schicksalen verschiedener Menschen, die in dieser blauen Runde lebten, nicht aufzuheben. Da war ein Vater, der den Sohn betrauerte, welcher wie ein wildes Thier in Felsschluchten wohnte. Hier nagte Hunger, dort Sehnsucht. Jenseits der blauen hochgewölbten Berge befand sich eine Diebshöhle, und in anderer Richtung über dem flimmernden Staube des Wasserfalles strengten sich Gehirne an, Suchkugeln und wunderbare Lasuren zu entdecken. Im alten Herrensitze legte Cupido den Gnädigen auf die Folter und zermarterte ihn mit Entwürfen, wie er das seltsame Mädchen durch Vorspiegelungen in seine Gewalt bekommen könnte. Der Monut sann auf Verrath, der Einsiedler drüben auf die Stillung seines Hungers. In der Kirche zu St. Veit, auf welcher der Heilige in einem Kessel voll siedenden Wassers zu sehen ist, beteten Viele, von allerlei Anliegen bedrängt,

drüben schleppte sich ein Edelhirsch, den die Wildschützen mit Wunden bedeckt hatten, vor Schmerzen schauernd nach einer Wasserader im Graben, auf dem Eise des Tauern irrten ein paar zerlumpte Gestalten, von Hunger geplagt, und suchten nun schon in der dritten Woche den fabelhaften Goldstollen. Ueber allem dem glänzte der Sommertag und der Häscher schlief im Schatten.

Als er endlich aufwachte, war die Sonne schon weit in der Richtung gegen Rauris hin fortgeschritten. Die Schatten der Berge lagen nunmehr völlig verkehrt und der Glanz der Salzach war verschwunden. Im nächsten Augenblicke schlug vom Thurme der mächtigen Kirche zu St. Veit die dritte Nachmittagsstunde. Der Häscher rieb sich die Augen aus, raffte das Gewehr auf und machte sich daran, seinen Weg nach dem Markte fortzusetzen, dessen großes weißes, von der Nachmittagssonne beschienenes Gotteshaus ihn blendete.

Allein der Tag, der mit einigen Ueberraschungen angefangen hatte, sollte für den Häscher nicht ohne solche zu Ende gehen.

Als der Gensdarm sich schon ziemlich dem Graben des Dientener Baches genähert hatte, erschien hinter einem Ahorne ein Gaisbub, der sofort zurückfuhr, als er den Mann des Gesetzes erblickte.

Dadurch wurde dieser, der sich sonst um den Buben

nichts gekümmert hätte, aufmerksam. Er winkte ihn heran und der Bursche gehorchte.

„He, Kleiner, wohin denn ohne deine Gaisen?"

„Ich .... ich soll .. nach Goldeck eine Post bestellen."

„Und welche denn?"

Der Bube wollte nicht recht mit der Sprache heraus, der Häscher aber sagte:

„Warum hast du dich denn vor mir gefürchtet? Wenn du nicht sagst, was du hast ausrichten sollen, so nehme ich dich mit — siehst du, dort drüben in Goldeck, dort kommst Du in den Thurm hinein."

Der Bube schaute den bewaffneten Mann erschrocken an, sagte aber nichts.

Dieser wiederholte seine Drohung, doch der Bube blickte immer scheu, schier trotzig zu Boden.

„So gehst du also mit mir", sagte der Gensdarm, indem er ihn beim Kragen seiner ärmlichen Joppe packte.

Da war er aber übel angekommen. Der Bube stieß einen weithin gellenden Schrei aus, hatte sich im Nu der ihn fassenden Hand entwunden und lief die Anhöhe entlang dem Walde zu, in welchem der Häscher vorhin geruht hatte und dessen Bäume ihn schon in den nächsten Augenblicken verbargen.

Was war das gewesen? Konnte es der Häscher der

gewöhnlichen Scheu zuschreiben, die das Volk vor Seinesgleichen hatte und die bei einem Knaben, der draußen in der Bergwildniß zu leben gewöhnt und zu welchem vielleicht die Sage von den bairischen Schergen wie ein Märchen von Menschenfressern gedrungen war, noch viel größer sein mußte, als bei erwachsenen Dorfbewohnern?

Oder waltete hier irgend eine Spitzbüberei ob, zu deren Werkzeug man den Jungen benutzte?

Die Gewohnheit des Argwohns, die sich bei seinem Handwerk heranbildet, brachte ihn bald auf die letztere Meinung.

Rasch lief er ebenfalls dem Walde zu. Der leichtfüßige Knabe hatte allerdings einen bedeutenden Vorsprung, aber von dem Bühel aus, auf welchem der jenseitige, gegen Goldeck hin gelegene Saum des Waldes sich hinzieht, war eine ziemliche Fernsicht und der Verfolger konnte hoffen, von dort aus so weit zu sehen, daß ihm der Flüchtling in die Augen fallen mußte.

Und so war es.

Als der Gensdarm, den nämlichen Weg zurücklaufend, den er gemächlich hergegangen war, den westlichen Waldsaum erreicht hatte, sah er den Buben gerade neben dem Schlosse und in den Markt hineingehen.

Nun konnte es für keine Schwierigkeit mehr angesehen werden, die Spur aufzufinden.

In der That vermochten schon einige Leute, die vor dem Lanierwirth noch immer herausstanden, und die er unter dem Vorgeben, er wisse etwas von verlorenen Ziegen, nach dem Gaisbuben fragte, ihm die Richtung angeben, welche er genommen hatte. Diese war südwestlich in der Richtung gegen Lend hin.

Weiterhin probirte er dasselbe Manöver noch einmal mit einer Magd, welche eben Flachs von der Wiese auf einem Karren heimführte. Die wußte es ganz genau. Ein Bube, der so ausschaute, war vor kaum einer Viertelstunde in das Haus der Kroaten-Anna hinein gegangen.

Also doch die Kroaten-Anna, die hier im Spiele war! Der Gensdarm hielt es für das Klügste, sich hinter den nächsten Zaun zu setzen und abzuwarten, bis der Bursche zurückkäme.

Er wartete eine halbe Stunde und sah ihn nicht.

Jetzt wurde ein Schritt in der Nähe des Hauses vernommen. Er schaute hinter dem Zaune hervor und gewahrte den Herrn Pfleger, der sich noch unter den Zwetschgenbäumen vor der Thüre umsah, ob ihn Niemand bemerke, dann auf die Klinke drückte und sofort in der Thürflur verschwand.

Jetzt war die Neugierde des Häschers auf das Höchste gespannt.

Hart neben dem Hause stand ein bemooster Ahorn,

neben dem Ahorn ein Brunnen; auf diesen wollte er steigen, um in das Astwerk des Baumes zu kommen und zu hören, was in der Stube gesprochen wurde.

Bald gab er diesen Plan auf, weil das Geplätscher des Brunnens ihn am Horchen hindern mußte.

Sonst war nirgends recht beizukommen. Nur an einer Stelle, mitten in den rothblüthigen Bohnen, konnte es vielleicht geschehen.

Er stahl sich in die Bohnen, aber da war nichts zu hören. Die Entfernung dämpfte jeglichen Schall. Sich einfach auf die Bank vor dem Hause hinsetzen, das ging nicht an und hätte auch nichts geholfen.

Da fiel sein Blick auf einen großen leeren Tragkorb, in welchem wohl gewöhnlich Klee oder Gras für das Vieh heimgetragen wurde, der draußen an der Stelle des Hauses lehnte, an welcher sich die „Stube" befand.

Ein rascher Entschluß — Säbel und Gewehr werden im Dickicht der Bohnen versteckt und sodann von der Bank aus mit einem kühnen Satz in die Kraxe gesprungen. Der Boden hält aus, sie fällt nicht um — er ist jetzt hart an der Wand und hört die Worte aus dem zum Theil geöffneten Fenster.

Es war die Stimme des Pflegers, welche er zuerst vernahm.

. . . . Das kommt auch uns an . . . . Verdacht . . . nicht weinen, schönes Kind . . . .

Dann Pause mit Schluchzen und Seufzern.

Sodann hörte er einige heftige Bewegungen, wie Stuhl-Wegrücken. Der Pfleger lachte laut auf. Diesmal aber antwortete ihm die Anna mit einer vom Weinen noch ein wenig verschleierten Stimme:

„Nichts da — ich weiß von nichts — zu fürchten habe ich Niemanden. Schämen Sie sich für einen so vornehmen Herrn."

Darauf erfolgte eine Antwort, die so leise gesprochen war, daß er sie nur als unverständliches Geflüster vernehmen konnte.

„Nein — nein — so weit haben es die Baiern noch nicht gebracht, daß sie Einen im Haus überfallen dürfen. Wenn auch vor euren Bütteln in Wald und Feld kein Mädel mehr sicher ist, daß ihr sie quält um Paß und Vorweis und treibt, was ihr wollt, im Haus bin ich Herr!"

„Nun, schöne Bäuerin, ich will nicht drohen, ich hab's gut gemeint — schad' für ein Paar so schwarze Augen, daß sie nur für einen solchen Lümmel da sind. Aber seid nur vernünftig, ich will ihm ja helfen, wenn ihr ein kleines wenig lieb sein wollt — mich kostet's ja nur ein paar Zeilen — seid doch nicht so grausam gegen den eigenen Liebhaber. In vier Wochen —"

„Still", unterbrach ihn hier die zornige Stimme der Anna, „der Hans thät sich schön bedanken für eine solche Aushilfe. Ich hab' eine ganz andere Hoffnung und die geht darauf, daß wir euch bald nimmer zu fragen haben werden, was wir thun oder lassen sollen."

„Aber er ist ja frei, wenn . . . ."

Jetzt wieder ein schlürfendes Geräusch, dann war wieder die Stimme des Pflegers vernehmlich:

„Nu, ich will das Wort Hans nicht gehört haben. Aber eine Gefälligkeit, schöne Frau, ist ja die andere werth."

„Von einer solchen Gefälligkeit möchten Sie wohl viel haben", ließ sich die andere Stimme vernehmen.

„Warum denn nicht, ich bin ja genügsam."

„Und ich hab' nichts zu sagen und hab' nichts zu vergeben und will überhaupt von nichts etwas wissen."

„Bedenke, schönes Kind, daß ich nichts mit Gewalt erpressen will, sondern nur ein klein wenig Dankbarkeit verlange ich, das heißt, bitte ich. Denke nur darüber nach, ich kann euch alle Beide glücklich machen, ich bin euer größter Wohlthäter. Ich weiß nicht, so ein kaltes Herz könnte ich nicht gegen den haben, der mir hilft."

„Wenn ihr das gute Herz hättet, mit dem ihr prahlt, so würdet ihr einem unterdrückten Weib nicht Angst einjagen, daß es nicht mehr weiß, wo ein und wo aus. Das heißt man wohl die Leute Blut schwitzen machen."

„O gar nicht," erwiderte die männliche Stimme, „ich bin nur gar so viel verliebt in dich!"

In diesem Augenblick wurde wieder ein heftiges Geräusch in der Stube vernommen, es war, wie wenn zwei Ringende zwischen allerlei Holzgeräth sich den Platz streitig machten.

Plötzlich ein lauter Schrei, dann wurde eine Thür aufgerissen, flog aber sogleich wieder in das Schloß, welches seinem Klirren nach mit sehr viel Eisenwerk ausgestattet sein mußte. Dann machte sich das Herumdrehen eines Schlüssels vernehmlich.

Der Häscher wußte noch nicht recht, was er sich von dieser Wendung des Abenteuers denken sollte, als er gegen eine Thüre klopfen und in einer Art von flötendem Tone sagen hörte:

„Aber das habe ich ja nicht gewollt — ich mag nicht so zudringlich sein — öffne doch, wir können ja in Ruhe über unsere Sachen sprechen."

Diesmal erfolgte aber von der anderen Seite der Thüre her gar keine Antwort. Alles Klopfen, Poltern und Bitten fruchtete nichts. Man blieb unerbittlich jenseits der Thüre.

Diesseits aber schien man auf vernünftigere Wege zurückgekehrt. Es wurde nicht mehr gefleht und gedroht,

sondern leise gepfiffen und gesungen. Aber auch das dauerte nicht lange.

Nach wenigen Augenblicken wurde die Belagerung aufgehoben, ein schwerer Männertritt bewegte sich durch die Stube gegen die Vorflur, die äußere Thüre wurde aufgerissen, die Schritte wurden im kleinen Garten vernehmlich, dann klapperte das Gatter, ein dumpfes Geräusch auf den Brettern, die den Graben bedeckten, die Szene war vorüber. Der Gnädige hatte das Haus verlassen.

So peinlich dem Gnädigen eine solche Art von Rückzug gewesen sein mochte, so war sie immerhin doch noch leicht durchzuführen, verglichen mit den Schwierigkeiten, die sich jetzt dem Häscher entgegenstellten, als er daran dachte, aus der Kraxe herauszukommen, in welche er so unbesonnen hineingesprungen war.

Im Eifer hatte er damals nicht daran gedacht, daß es schwierig sei, aus einem solchen Dinge wieder herauszusteigen, ohne das Ganze und damit sich selbst platt auf den Boden hinzuwerfen.

Dahinter wäre nun unter gewöhnlichen Umständen, wenn er sich recht zusammengekauert hätte, nicht viel gewesen. Aber der Uebelstand war der, daß sich zwischen dem Bohnengeländer und der Hausmauer gerade an der Stelle, an welcher die Kraxe lehnte, drei bis vier große flache Kalksteine befanden, welche den Leuten des Hauses

offenbar als Brücke dienten, wenn nach längerem Regen die Traufe von der Dachrinne den schmalen Streifen zwischen Haus und Garten unter Wasser setzte.

Fiel der dünne Korb auf einen solchen Stein, so konnte sich der Gefangene am Kopfe oder auf der Brust verletzen.

Stand er dagegen auf und suchte sich aufrecht aus der Kraxe zu helfen, so war die höchste Wahrscheinlichkeit, daß dieselbe umschlug und die Gewalt des Sturzes dadurch eine stärkere wurde.

Schreien und die Leute herbeirufen, das ging erst recht nicht, denn wie groß wäre die Lächerlichkeit gewesen, welcher er dadurch anheim gefallen wäre!

Glücklicherweise half ihm ein unvorhergesehenes Ereigniß aus diesem bangen Zweifel.

Der Bäuerin, welche sich vor den Zärtlichkeiten des Herrn Pflegers geflüchtet hatte, fiel es bei, dem unglücklichen Liebhaber nachzuschauen. Dabei streifte ihr Blick den Tragkorb. Wenn sie auch nicht die ganze Wahrheit errieth, so war es dem klugen Weibe doch sofort klar, daß sich der Scherge hier in irgend welche Ungebührlichkeit eingelassen hatte.

Es stand zwar auf der Flur ein Farbentopf, dessen Inhalt dazu gedient hatte, die Fensterläden anzustreichen.

Einen Augenblick lang plagte sie die Versuchung, ob sie mit diesem nicht irgend welche Rache nehmen sollte.

Aber sie überlegte und die Ueberlegung rieth ihr, glühende Kohlen auf das Haupt des Feindes zu sammeln.

Sie ging hinunter in den Stall und schaute nach, ob die Dienstboten gehörig beschäftigt seien und ihr Niemand quer in den Weg kommen könne. Dann schritt sie hinaus und that, als ob sie die Kraxe, die ihr hinderlich im Wege stand, von der Stelle rücken wollte.

Sie mochte ihr Erstaunen beim Anblick des Versteckten gut gespielt haben, denn dieser merkte nicht das Geringste von ihrer Absicht.

„Ach, guten Abend, Herr Gensdarm. Ich hätt' heute Morgen nicht geglaubt, daß wir uns vor Nacht noch einmal sehen. Hat euch der Monut gerathen, bei mir in eine Kraxen zu kriechen? Ich hätt' den Monuten für gescheiter gehalten."

Der Gensdarm brachte nur einige unverständliche Worte als Entgegnung zum Vorschein.

Die Kroaten-Anna aber legte den Korb, während ihre Augen vor Vergnügen blitzten, langsam gegen die blühenden Bohnen hin um. Schließlich bildeten Korb und Häscher miteinander eine Figur, wie die einer Schildkröte.

Während er sich herausarbeitete, reichte sie ihm anmuthig die Hand.

Der Gensdarm hoffte, sie würde sich bald entfernen. Er schämte sich vor dem Herausholen seines Gewehres und Säbels aus dem Dickicht.

Das junge Weib hatte mit seinem scharfen Blick die Gegenstände zwischen den Blättern bereits entdeckt und mahnte ihn, dieselben, nicht zu vergessen.

Erst nachdem er sie herausgenommen und angelegt hatte, verabschiedete sie sich mit den Worten:

„So, lieber Baier, jetzt sind wir quitt!"

Der Häscher kroch heraus mit einem Gesichte, als wäre er wirklich mit der Oelfarbe begossen worden, welche den Muthwillen der Bäuerin gereizt hatte.

Zu sagen war da nichts — rein gar nichts, das fühlte selbst der Geprellte, der um Ausreden wenig verlegen war. Er stürzte zwischen die Bohnen, holte seine Mordwaffen hervor und verschwand hinter dem Zaun, ohne ein Wort des Grußes oder des Abschiedes zu äußern.

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Der Küfnerbub tröstet.

Am nächsten Nachmittage zogen Antons Eltern und Schwester im Feiertagsgewande einer kleinen Kapelle zu, welche außerhalb St. Johann auf dem Wege gegen Werfen hin steht.

Sie hatten nunmehr geraume Zeit von dem Einsiedler nichts mehr gehört. Der Mutter däuchten die gewöhnlichen Gebete, die sie in der Herrgottsecke verrichtete, nicht mehr ausreichend. Sie beschloß, so lange in den Vater zu drängen, bis sie miteinander zu dem besagten Heiligthume gingen. Endlich gelang es und sie gingen mit der Absicht hin, dem Altar eine große Wachskerze zu geloben, wenn Sohn und Bruder frei würde und wieder ungehindert in der Wirthschaft mithelfen und unter den Menschen erscheinen könnte.

Die Kapelle ist dem heiligen Johannes und dem

heiligen Paulus geweiht. Im Hintergrunde sieht man das herrliche Tännengebirge, zur Linken fluthet die Salzach, bräunlich vom Gletscherschlamm gefärbt, zwischen schönen Baumauen, in welchen sie aber manches Rasenstück mit graubraunem Sand und Schlamm zugedeckt hat.

Eben als sie vor der weißen Kapelle niederknieten, ertönte von dem Glockenthürmchen über einem in den grünen Auen versteckten Hause ein Läuten, welches zwar nur den Zweck hatte, die auf den umliegenden Gründen zerstreut arbeitenden Dienstboten heimzurufen, diesen aber schon wie ein Zeichen zur eigenen Andacht vorkam.

So knieten sie also nieder und beteten vor den hölzernen Bildnissen der beiden Sendboten, das Mädchen aber beschaute insbesondere die brennrothen Dahlien, damals eine den Bauern noch wenig bekannte Blume, mit welchen irgend eine fromme Hand die Außenseite des Kapellchens geschmückt hatte.

Wenn sie zur Linken schauten, dann konnten sie die zerrissenen Vierkögel und das Haaseck sehen, auf welchem derjenige weilte, für den sie beteten.

Während sie da knieten und immer das Nämliche hersagten, kam ein Mensch in der Richtung von Bischofshofen hergeschritten, der sie aufmerksam beobachtete.

Er hielt sich bald in der Flußau, bald neben dem Zaun, aber nicht auf der Straße. Sein Anzug war der eines

ärmlichen Burschen — ein sehr bunt geflicktes Wamms, eine arg abgetragene Lederhose, blaue Strümpfe und große, mit einem eisernen Reif eingefaßte Schuhe, sogenannte Knospen, ein löcheriger Hut, an welchem das Werthvollste der ganzen Ausstattung, eine Auerhahnfeder, befestigt war.

Mit einem Mal blieb er stehen und strengte seine Augen verdoppelt an, um die Gesichtszüge der Betenden zu unterscheiden.

Diese bemerkten ihn nicht, da ihre Blicke auf die bunten Gegenstände in der Kapelle gerichtet waren. Es war ihm dadurch Gelegenheit gegeben, sie völlig ungestört zu beobachten.

„Es ist kein Zweifel", brummte er vor sich hin und schritt geraden Weges auf die Gruppe zu.

„Liebe Leute", sagte er, während sie überrascht zu ihm aufblickten, „die Heiligen haben euch erhört. Euerem Sohn geht es gut und er ist wohlgeborgen."

„Was soll's sein?" sagte der alte Bauer verwirrt.

„Eurem Sohn geht es gut, sage ich. Er ist geborgen, und dort, wo er ist, finden ihn keine Schergen."

„Jesus, Maria und Joseph!" schrie die Bäuerin, „wenn das wahr wäre!"

„Ich brauch's nicht noch einmal zu sagen. Er ist an einem guten Ort und er hätte euch schon längst Nach-

richten zukommen lassen, wenn er wüßte, wie er's anstellen sollte."

Mittlerweile hatte sich der Bauer von seiner Ueberraschung ein wenig erholt und nunmehr traten wieder natürliche Scheu und Mißtrauen in ihre Rechte. Auf der einen Seite Erstaunen und Freude — auf der anderen die Furcht. Er wußte nicht, was er sagen sollte.

„Der hält uns für Andere", sagte er zu seinem Weibe, indem er diese Worte mit einem Augenzwinkern begleitete.

Der Fremde aber erfaßte den Sinn und unterbrach ihn schnell: „Stellt euch, wie ihr wollt. Ich glaube, es ist nicht meine Schuldigkeit gewesen, aber ich hab's gern gethan. Wenn ihr wissen wollt, wo euer Bub ist, so geht zum Windbeger Hans — verrathen werdet ihr ihn nicht, da ist etwas gut dafür — er haust in der Alm ober dem Thomasgraben, die den Goldecker Bauern gehört."

Mutter und Schwester betrachteten den Menschen mit Blicken, in welchen zugleich Erkenntlichkeit und Angst lagen.

„Was bist denn du für Einer?" fragte endlich die Bäuerin.

„Das ist ja gleich, wer ich bin. Ich kenne eueren Buben, sag euch, wo er ist, und dann könnt ihr noch alleweil glauben oder thun, was ihr wollt. Behüt Gott, dort seh ich einen kommen, der mir nicht gefällt. Der Gescheitere giebt nach."

Mit diesen Worten ging der Fremde wieder quer über die Wiesen nach den Flußauen zurück.

Als die Augen des Bauern unwillkürlich dem Winke folgten, sah er einen Amtsdiener des Pfleggerichtes mit seiner dicken Frau am Arme schlendernd den Weg von dem hochgelegenen St. Johann herabkommen.

Nunmehr wuchs sein Vertrauen. Der fremde Mensch hatte Ursache, den Mann des Gerichtes zu scheuen, war also selbst ein Verdächtiger, ein Geächteter, ein Flüchtling oder dergleichen. Von einem solchen nutzlosen Verrath zu fürchten, schien ihm widersinnig.

Der Gerichtsdiener, der selbst bei der Durchsuchung des Hauses gegenwärtig war, schaute dem davoneilenden Flüchtling nach und betrachtete die Bauernfamilie mit mißtrauischen Blicken. Letztere unterließ es nicht, den gestrengen Herrn zu grüßen.

„Wer war denn der Mensch, der mit euch da gesprochen hat und jetzt vor mir davon gelaufen ist?" herrschte er den Bauer an.

Dieser antwortete mit abgezogenem Hute:

„Ich weiß es nicht, Herr."

„So? Ihr wißt es nicht, und was hat er denn mit euch gehabt?"

Der Bauer, dem nichts Entsprechendes einfiel, schwieg in seiner Verlegenheit.

„Mir scheint, er ist ein Knappe," erwiderte das schlagfertige Weib, „denn er hat uns nach dem nächsten Weg ins Bergwerk hinüber gefragt."

„Und da geht er in die Aue?" entgegnete der Amtsdiener mit einem Blick, als ob er einen entlarvten Verbrecher vor sich hätte.

Zu klug aber, um weiter zu inquiriren, setzte er, ohne noch etwas zu sagen oder zu grüßen, den Weg mit seiner schweren Hälfte, die im Bewußtsein ihrer Zugehörigkeit zum Gerichte die Leute noch feindseliger betrachtet hatte, in der Richtung gegen Bischofshofen hin fort.

Alle sahen sich eine Weile sprachlos an.

„Mann", sagte endlich die Frau, „knien wir wieder hin und danken den Heiligen. Unser Gebet ist erhört worden. Unser Toni ist sicher. Mir ist immer eine Ahnung vorgegangen, daß uns hier geholfen werden soll — siehst Du. Der Mensch hat uns sicherlich die Wahrheit gesagt."

„Wär' schon recht," entgegnete der Bauer trocken, „aber woher soll er uns denn kennen?"

„Ja, dasselbige weiß ich auch nicht."

„Ich kenn' mich nit aus," fuhr der Bauer fort, „aber sei's, wie es will, in den Thomasgraben hinauf gehe ich, damit ich Ruhe bekomme. Ich könnt' ja bei der Nacht nit schlafen, wenn ich's nit wenigstens versucht hätt'."

Die Aufregung verhinderte jedenfalls die Fortsetzung

der Andacht. Alle drei gingen, ohne daß sie noch viel gesprochen hätten, in den Markt.

Dort trennten sie sich gedrückten Gemüthes. Der Vater wandte sich über die Salzachbrücke und gegen Schwarzach hin, Mutter und Schwester schritten weiter der Heimath zu, nachdem sie dem Vater eine große Anzahl von Aufträgen gegeben hatten, über welche zu berichten ein Ueberfluß genannt werden kann.

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Der Waldbrand.

Als der alte Bauer am linken Salzachufer gegen Westen schritt, bemerkte er zwar, daß drüben in der Schmelzhütte vor der Großarler Klamm eine starke Rauchsäule sich in die glänzende Luft des Sommerabends erhob, zugleich aber schien es ihm, als ob mitten durch den Sonnenflimmer hindurch sich eine Art von seltsamem Nebel hindurchziehe.

Ganz in die Angelegenheiten seines Sohnes vertieft, bemerkte der alte Bauer erst dieses Spiel in der Luft, als er an Leuten vorüberkam, welche stehen blieben und gegen den Himmel deuteten.

„'s ist Höhenrauch," sagten die Männer, „aber ein verwunderlicher."

Wenn sie ihn verwunderlich fanden, so geschah es, weil die Trübung, welche man das „Kalige" und ganz mit

Unrecht Höhenrauch nennt, gegen Abend über dem Thale lagerte, nicht wie sonst, um Mittag, zur Zeit der träumerischen Hitze und des am reichlichsten ausgegossenen Lichtes.

Der Mann mit der großen Sorge aber ging wieder vorüber, denn das Herumdeuten der Leute am Himmel erregte seine Aufmerksamkeit nur flüchtig.

Bald aber wurde sie dennoch angestrengt durch das Aussehen des Himmels, welcher sich allgemach bleich färbte. Es waren keine Wolken zu sehen und doch erschien das Gewölbe nicht mehr blau, sondern fahl, gleich der Wange eines in jähe Angst versetzten Menschen.

Er blieb an einer Stelle stehen, wo sich Erlengebüsch, dessen Boden vielfach von den breiten Fußtritten der Kühe zerstampft war, zum blitzenden Flusse hinabzog, der jetzt heller war, als der sonnendurchstrahlte Himmel. Es war ganz still — nur die Wellen lärmten und erzählten einander von den Fährlichkeiten, die sie beim Herabstürzen über manches Kar zu bestehen hatten, wo ihnen die blauen Schlünde des Keeses entgegen klafften, an deren Wänden sie festgefroren und für lange Frist gebunden worden wären, statt lustig fortzutanzen zwischen den Wäldern und Bergen und hinaus ins sonnige Flachland, zum herrlichen Wien und unter den Himmel des Ostlandes,

wo die Fata Morgana über der Pußta aufbaut und zerstört.

Eine Kupfernatter fuhr eben einem Stein zu, unter welchem sie verschwand — der alte Mann schrak zurück und schaute zu dem Berge hinauf, auf welchem sein Sohn sich aufhielt, wenn der Bericht des Landstreichers die Wahrheit sagte. Der Himmel über dem Berge war noch bleicher geworden und jetzt schlug ihm ein brenzeliger Geruch entgegen — ein Geruch der Art, wie er Kohlenmeilern entqualmt.

Nun war kein Zweifel mehr — dort oben in den Gründen des Thomasgrabens war ein Waldbrand ausgebrochen.

Er beschleunigte seine Schritte und nach etwa zwei Stunden war er dem Orte des Brandes, zu welchem ohnehin auch der Weg führte, den er im Sinne hatte, ganz nahe gekommen

Was er zuerst sah, waren Gensdarmen, die dem Feuer entgegen stiegen. Da kam ihm der Gedanke, ob sein Sohn nicht durch diese Leute gefährdet würde, wenn er sich wirklich in der Nähe befand — ja ob sein Zufluchtsort nicht in Gefahr käme, wenn die Feuersäulen weiter und weiter um sich griffen.

Doch — mochte dem sein, wie immer, vorläufig überwand das Schaustück, was sich vor ihm aufthat, alle übri-

gen Gedanken. Wenn er gegen den Himmel schaute, so erschien der Rauch, der nunmehr in ungeheuerlichen Wolken aufstieg, bräunlich — von der Farbe des Rauchtopases. Schaute er dagegen gegen die Felswände des Haaseck hin, so däuchte ihm der Rauch vor dem dunkeln Berge vergißmeinnichtblau.

Die Sonne, die in der Richtung gegen Gastein hin stand und deren Strahlen über den Bergrand hinüberreichten, bewirkte Regenbogenflimmerungen in den sich emporwindenden Säulen.

Es begegneten ihm schon einige Leute, welche beim Brande oben geholfen, das heißt, welche an der Anlegung von Gräben, die von den Hirten sofort beschlossen worden war, und beim Fällen von Stämmen in gewisser Richtung, welche die Verbreitung des Feuers hätten begünstigen können, mitgethan hatten. Alle diese, welche jetzt davon gingen, hatten von den Steinen, die von der Felswand herabrollten, nachdem die sie festhaltenden Krummholz-Zweige und Wurzeln vom Feuer verzehrt worden waren, Verletzungen erhalten und Einem derselben hatten sie sogar die Pfeife vom Munde weggeschlagen. Alle jammerten über die Hitze und Gefahr.

Der Bauer stieg so hoch hinan, daß er schon die Stimmen derjenigen hörte, welche sich mit der Bändigung des Feuers abmühten.

In dieser Nähe angekommen, konnte der Besucher die Höhe für einen feuerspeienden Berg halten. Blaue Ströme Rauchs zogen hart über dem Hange hin aufwärts — wie ein ungeheuerlicher Kohlenmeiler dampfte der Giebel.

Dazwischen vernahm man das Geräusch, welches Diejenigen hervorbrachten, welche das Krummholz und das Erlengestrüpp aushackten, und das Klirren der Schritte des Einen und Andern, welcher, vom Rauch und der Arbeit erschöpft, für einige Zeit über die bereits zur Gerölhalde gewordene Fläche herabstieg. Ihm entgegen kam Einer, der Speck und Schnaps für die Arbeitenden hinaufzutragen hatte, wieder Andere schleppten kleine Fäßchen mit Wasser herbei.

Einige der Erlenstauden waren bereits vom frühen Herbst dieser Höhen roth gefärbt worden und nahmen sich sonderbar genug neben den Flammen aus. Diese Flammen hielten sich sehr niedrig und verschwanden fast in dem gewaltigen Qualm. Zu höheren Säulen stiegen sie nur an, wenn sie wieder einen größeren Wachholderbusch, dessen Holz und Nadeln sich durch besondere Brennbarkeit auszeichnet, oder ein bereits welk gewordenes Laubgestrüpp erhaschten.

Als die Sonne endlich ganz und gar hinter dem Bergkamme verschwand, färbte sich der Rauch, sowie er die noch

über den Kamm hinausragenden Strahlen des nicht mehr sichtbaren Gestirnes erreichte, goldbraun und bewegte sich in Pracht nach dem hellen Gewölbe.

Für dieses Alles freilich hatte der alte Mann, welcher da hinaufstieg, keinen Sinn. Mehrmals wurde er angesprochen, bei der Bewältigung des Feuers mitzuarbeiten, mehrmals auch in ein Gespräch über die muthmaßlichen Folgen des Brandes gezogen.

Die Verwüstung als solche wurde von Niemandem bedauert, höchstens daß Einer eine Befürchtung für die Almenhütten äußerte, auf deren morsche Dächer vom Winde zündende Funken gejagt werden konnten.

Die meisten freuten sich im Gegentheile über das Ereigniß. Die Einen meinten, daß durch die entstandene Asche der Boden ordentlich gedüngt werden würde, so daß er im nächsten Jahre eine vortreffliche Schafweide abgeben könnte. Sie bedachten nicht, daß ein Brand, der Stock und Wurzeln aufzehrt, dadurch den Boden locker macht, so daß durch den Schwerdruck der abrollenden Lawinen sicherlich die spärliche Pflanzenerdeschicht, die übrig geblieben, ganz und gar würde hinweggenommen und das bloße, unfruchtbare Geröll des Bodens würde aufgedeckt werden, so daß also nicht nur die Stellen für immer öde blieben, auf welchen das Feuer gewüthet hatte, sondern daß auch noch von diesen durch die Wasser des Himmels, welche

die Steine hinabschwemmten, die tiefer liegenden guten Gründe zugedeckt und durch Schotterhaufen verwüstet werden würden.

Die Anderen freuten sich darauf, daß durch die sengende Hitze in der Nähe des Brandes viele Waldbäume so gelitten haben würden, daß sie absterben müßten. Dann würden sie die Stämme als „Dürrholz", welches frei war, abhauen und nach Hause bringen dürfen.

Während so dem prächtigen und verderblichen Ereigniß auf erhabenem Alpengebirge gegenüber sich die Berechnung der Menschen in allerlei Wahngebilden erging, setzte der alte Vater seinen Weg nach der Hütte fort.

Allerdings machte er sich wenig Hoffnung mehr, den Senner zu Hause zu finden, der ihm die gehoffte Auskunft zu geben im Stande gewesen wäre. Sicherlich war er mit anderen Hütern an die Stätte des Brandes geeilt.

Indessen, mochte er sich auch an dieser Arbeit betheiligen, wie immer, konnte es doch nicht mehr lange dauern, daß der Hirt nach seiner Hütte zurückkehren mußte. Das Melken und andere Geschäfte erforderten seine Anwesenheit.

Schon dämmerte es auf dem grünen Plane, als der alte Mann bewegt die Hütte erreichte.

Ganz gegen seine Erwartung aber fand er den Senner anwesend, der ihn freundlich begrüßte. Antons Vater war in Verlegenheit, wie er, ohne allzu viel zu verrathen, auf

die kürzeste Weise seine Nachfragen anstellen könnte. Er sagte also, daß er, um das Feuer anzuschauen, hier heraufgekommen sei, allerdings auch mit dem Nebenzwecke, sich in den Hütten ein wenig umzusehen, weil er bis zum Spätherbst einer Kuh bedürfe.

Der Hirt ging ahnungslos auf diesen Gegenstand ein und so beriethen sie, bis allmählich der Gast bei einer Wendung des Gesprächs ihn fragte, ob er allein sei.

Der Hirt bejahte dieses und so war er dem Ziele so entfernt wie vorhin. Bald darauf fand er Gelegenheit, sich zu erkundigen, ob keine Deserteure und Flüchtlinge heroben verweilten.

Der alte Mann war scharfsichtig genug, um zu bemerken, daß bei dieser zweiten Anfrage das Gesicht des freundlichen Hirten sich verlängerte und die Verneinung, welche nunmehr zu hören war, in einem anderen Tone gesprochen wurde, als die bisherigen Angaben.

Es muß auch gesagt werden, daß der Mann, welcher bis zu der Bedrängniß, welche die Abenteuer seines Sohnes über ihn brachten, keine Lüge und Falschheit gekannt hatte, sich in seiner Rolle mit Schwierigkeit zurecht fand.

Endlich aber wurde ihm die Lage, in welche er durch seine Neugierde einerseits und durch die Zurückhaltung andererseits gerathen war, unerträglich.

Er faßte sich ein Herz, stand auf, packte den Hirten

bei den Schultern, schaute ihm in die Augen und sagte, wobei seine Stimme vor Bewegung zitterte:

„Hört, ich halt's nicht länger zurück. Schau, ich hab' einen Buben, der ist von den Soldaten davon, muß sich elendig herumtreiben, und heut hat mir Einer verrathen, daß ich ihn bei dir erfragen kann. Mußt ja doch kein Christenmensch sein, wenn Du kein Einsehen hast, wie mir's zu Muth ist. Also sag's heraus, wie's ist — da (und dabei holte er aus seiner Tasche einen ledernen Beutel vor, in welchem sich zwei bis drei grobe Silbermünzen befanden) nimm's, ich vermag nicht mehr, aber sag' mir, wo mein Bub' ist!"

Der Hirt machte große Augen, als er sich in dieser Weise gepackt und angeredet fand.

„Gesagt hat dir Einer, daß sich bei mir ein Deserteur aufhält? Derselbige hat dir eine große Lüge gesagt."

Der Bauer ließ die beiden Arme von den Schultern herabgleiten und eine Thräne rang sich aus seinem Auge.

Das war die einzige Antwort, die er dem Hirten gab. Es entstand eine längere Pause, während welcher die beiden Männer einander unverwandt in die Augen blickten.

Der Hirt war es, welcher das Wort zuerst wieder ergriff:

„Ich sehe, daß es dir Ernst ist. Verrathen wirst du mich nicht, wenn du selber einen Buben auf dem Gebirge

draußen hast. So will ich dir's sagen, ja ich hab' hier Einen, der sich nit sehen lassen darf, aber dein Bub ist's nit — 's ist ein Anderer, seinen Namen will ich nit sagen. Und damit du siehst, daß ich ganz aufrichtig mit dir rede, so sag' ich dir, daß ich selber ein Solcher bin. Mich dürfen sie gerad so wenig wissen, wie deinen Buben. So, jetzt weißt du's."

„Wenn der Mensch, den du bei dir hast, mein Bub' nit is, woher kennt er ihn?"

„Das muß sein, weil er ihn vielleicht irgendwo auf dem Berg getroffen hat."

„Wie schaut er denn aus, der, den du da im Unterschluf hast?"

„Wie wird er ausschauen? Ein wenig zerrauft, blasses Gesicht, lange Nase. Er trägt ein Wamms, Lederhosen, Knospen und einen alten Hut mit einer Auer- oder Spielhahnfeder."

„Der ist's", sagte der Bauer.

„Nu, wenn du ein paar Tage abwartest, so findest du ihn gewiß bei mir. Immer bleibt er nit da — er ist wie ein Schwalbel bald da, bald dort. Aber wo hast du ihn gesehen?"

„Drunten bei St. Johann. Ich muß mich aber nur wundern, daß er mich da herauf zu dir gewiesen hat, wo

er dir selber hätte Auskunft geben können — er muß es ja wissen, daß ich deinen Buben nit kenn'."

„Kann mir's auch nit denken. Doch halt — so wird's sein. Ich wett' darauf, daß dein Bub nit weit weg ist, und da hätt' er dich mit ihm zusammengebracht. Er wird sich gedacht haben, daß er selber heroben ist, wenn du heraufkommst, und daß er deinen Buben holen oder dich zu ihm hinführen kann. So leg' ich mir die Geschicht' aus."

Der Bauer schwieg eine Weile, dann sagte er:

„Ich kann mir's auch nit anders deuten. Was thue ich aber jetzt? Magst mich über Nacht behalten, bis der Mensch heraufkommt?"

„Ich behalt' dich gern — aber ich sag' dir's gleich: wenn du auf den Hauser (jetzt hab' ich mich verschnappt) warteſt, dann kannst du vielleicht die halbe Woche heroben sitzen."

„Das macht nichts", erwiderte der Bauer, „wenn ich nur meinen Buben zu sehen bekomme. Ich schicke Einen hinunter — es müssen jetzt bei dem Waldbrand ohnehin Viele sein, die bald nach Haus gehen, und der muß mir daheim ansagen, daß ich nicht heim komme."

„Wenn das nur nit zu gefährlich ist", sagte der Senner hastig. „Bedenke, daß drei Leute ins Unglück kommen können: der Hauser, dein Bub' und ich. Bei so

was bleibt nichts bei der Bestellung allein. Da wird geredet und gefratschelt, der Eine weiß das, der Andere sucht wieder etwas Anderes dahinter, und zuletzt kommen die Gensdarmen und mit uns ist's aus. Da ist's viel gescheiter, ich bestimm' dir gleich einen Tag. Heut haben wir Pfingsttag*) — also rechnen wir, daß der Hauser doch vor Samstag oder Sonntag heimkommt. Sei also am Sonntag heroben — ich will ihn schon so lang da festhalten, bis du kommst. Ist er noch nicht da, so können wir dann noch allweil thun, was wir wollen. Aber verlaß dich darauf, es ist besser so!"

So sehr es den Bauern drängte, keinen Augenblick zu verlieren, so sehr begriff er die Nothwendigkeit der Vorsicht. Die Botschaft mußte an Weiber ausgerichtet werden — es waren also Weiber im Spiel, es wurde hin und her geredet über die Hütte und was dort sein könnte, und derlei Gespräche konnten zum Unheil sämmtlicher Betheiligten endigen.

Er begriff das und sagte, wenngleich mit schwerem Herzen, dem Rathe seinen Beifall zu.

„Also auf Samstag dann —"

Mitten in der Rede hielt er ein.

*) Donnerstag.

Vierundzwanzigstes Capitel.

Folgen des Waldbrandes.

Es erhob sich draußen ein gewaltiges Lärmen. Der Hirt sprang vor die Thüre und der Bauer folgte ihm.

Da bot sich ihren Augen eine wunderliche Szene. Es war ein Menschenknäuel zu sehen, aus Leuten bestehend, welche ihrem berußten Aussehen nach sich bei der Bekämpfung des Waldbrandes betheiligt haben mußten.

Ober ihnen, an der Gränze zwischen nacktem Gestein und Krumholzboden, qualmte es noch mächtig auf und hie und da schlug sogar eine Flamme aus dem Brodem.

Die Menschen aber hatten jenen Ort verlassen und drängten sich hier unten im Knäuel alle gegen einen Mittelpunkt, aus welchem mehrere Bajonette aufblitzten. Wüstes Geschrei, welches wie drohend klang, scholl von allen Seiten.

Beide schauten sich mit einem Blicke an, in welchem unheimliche Ahnungen verborgen lagen.

Der Senner that keinen Schritt, seine Hütte zu verlassen, sondern zog sich im Gegentheil, als ob ihm böses Gewürm aufgestoßen wäre, in die finstere Milchkammer zurück.

Der Bauer aber stand in wenigen Sätzen am Rande des sich drängenden Menschenhaufens.

„Was ist's?" fragte er den Nächsten, welcher neben ihm lärmte.

Dieser aber nahm keine Kenntniß von ihm, sondern fuhr fort, wie tobsüchtig in den Haufen hineinzuschauen und die Fäuste zu ballen.

Es waren meist jüngere Burschen und Männer, welche sich da zusammendrängten, dennoch aber wußte der alte Mensch sich mitten durch sie hindurch Platz zu machen.

Als er einige Schritte weit gedrungen war, wäre er zusammengesunken, wenn ihn nicht das Gedränge aufrecht erhalten hätte.

Im Mittelpunkt des Kreises standen drei Gendarmen umringt von einem tobsüchtigen Haufen, welcher ihnen: baierische Schergen, Mörder und ähnliche Beschimpfungen zurief.

Die Gendarmen mußten das ruhig über sich ergehen lassen, denn sie wurden kaum der beiden Gefangenen Meister, welche bald mit ihnen rangen, bald sich auf

den Boden hinwarfen und erklärten, daß sie nicht weitergehen würden.

Alle zwei hätten völlig das Aussehen von Kohlenbrennern gehabt, so geschwärzt waren sie von Ruß, wenn nicht einige leichte Wunden und Blutspuren angedeutet hätten, daß sie unter anderen Umständen, als beim Betrieb einer friedlichen Arbeit, in die Hände ihrer Widersacher gefallen waren.

Die Beiden waren Anton und der Scharler Seppl.

Nunmehr trat ein neuer Zwischenfall ein. Anton hatte seinen Vater erkannt, sich mit verzehnfachter Stärke des Gewehres des Gendarmen bemächtigt, welcher ihn festhielt, war in den Knäuel hineingesprungen, der sich vor ihm öffnete, umarmte den bleichen Vater, daß auf dessen Gesicht Blutspuren zurückblieben, und befand sich nach wenigen Sprüngen schon einen Büchsenschuß weit von der tobenden Menge.

Er rannte geraden Weges den Flammen entgegen, welchen er durch die Schergen entrissen worden war.

Einige der Anwesenden kannten den alten Mann und theilten nun ihre Vermuthung, daß der Entsprungene sein Sohn, der Deserteur gewesen sein möge, von dessen Abenteuern in Großarl die Meisten gehört hatten, den Anderen mit.

Während Einige dem Flüchtling zuschrieen, er möge

laufen, so weit er könne, riefen ihm Andere nach, daß seinem Vater nichts fehle, und wieder Andere drängten sich immer nach der Richtung hin, in welcher der Gendarm aus dem Kreise ausbrechen wollte. Der Scharler Seppl aber rief:

„Schon wieder muß ich wegen dem da in's Unglück hineingerathen! Ich hab' ja nichts gethan, helft mir!"

Er hatte aber gut rufen, die ganze Aufmerksamkeit und Theilnahme wendete sich dem alten Mann, der allmählich wieder zu sich kam und mit schwacher Stimme nach seinem Sohne fragte, und dem Flüchtling selbst zu, der sich zum größten Erstaunen Aller mitten in den Rauchwirbeln verloren hatte.

Erst als derselbe verschwunden war, gelang es dem Gendarmen, welcher sich mittlerweile das Gewehr seines Kameraden genommen hatte, die Menschenmauer zu durchbrechen.

Für ihn aber war guter Rath theuer.

In der langen Reihe, welche die einzelnen Rauchwirbel bildeten, war es unmöglich zu sehen, bei welchem Punkte dem Flüchtling das Entrinnen geglückt und wo er durchgekommen war.

Sich aber in den Rauch auf's Gerathewohl hineinzustürzen und sich dort erst umzuschauen, das däuchte ihm in Wirklichkeit noch weit unmöglicher.

Da schallten ihm die höhnischen Zurufe der Leute in die Ohren.

„Alloh, faß!" schrieen Einige, die Bewegung eines Menschen nachahmend, der einen Fanghund hetzen will.

Mittlerweile gelang es den anderen Schergen, mit dem Scharler Seppl weiter zu kommen. Die Aufmerksamkeit der Leute war zu sehr auf den Alten sowie auf den Gendarm gerichtet, welcher Anton nacheilte.

Dieser also wurde rasch zu Thal gebracht. Der Alte rastete auf einem Baumstumpf, vom tröstenden Zuspruch einiger Männer umgeben. Der Gendarm oben suchte einen Durchgang durch die Mauer von Rauch und Flammen, der mit jedem Augenblick schwieriger zu finden war, die Leute begaben sich wieder hinauf zu der unterbrochenen Arbeit — nur der Hirt verhielt sich, als ob er gar nicht da wäre.

Erst spät wagte er sich wieder hervor. Einer von den Männern, die oben gegen die Lohe arbeiteten, trat in seine Hütte und verlangte Branntwein. Von diesem erfuhr er, daß Anton in einer Höhle oben beim Haaseck gelebt habe und heute plötzlich ringsum von Feuer umringt worden sei, so daß ihm nichts Anderes übrig geblieben war, als durch die Flammen zu springen, bei welcher Gelegenheit er in die Hände der Gendarmen gefallen war, die sich auf Befehl des Pflegers hier befänden, um die Rettungsanstalten zu überwachen.

Den Scharler Seppl hatten sie in einem benachbarten Walde aufgespürt.

Nach der Aussage Verschiedener zog sich das Feuer bald hier, bald dort unmerklich schon seit einiger Zeit auf dem Berge herum. Wie es ausgekommen war und wodurch es diesen großen Umfang angenommen hatte, darüber wußte Niemand etwas.

Desto besser war der Hauser oder Hühnerbub unterrichtet, welcher zu dieser Stunde unten an der Salzach in einer Schänke saß und den Scharler Seppl vorüberführen sah. Als er die Geschichte vom Brande, vom Aufgreifen des Wildschützen, der eben vorher dort oben noch geschossen haben sollte, und von der Gefangennehmung Antons hörte, blieb er eine Weile still in sich versunken sitzen.

Plötzlich neigte er sich zum Ohre des Wirthes und Unterstandgebers:

„Ich will nit der Hauser sein, wenn die Sache anders war. Schon neulich habe ich unter der Wand oben auf einmal schießen hören, und wie ich in die Nähe gekommen bin — es war kaum ein paar Augenblicke nachher — sah ich keinen Menschen, dafür aber ein wenig blauen Rauch hier und dort aus dem Boden herauskommen. Auch hat das Gebüsch ein wenig gebrannt. Wer kann das gethan haben? Kein anderer Mensch, als ein Wildschütz, und der hat's so gemacht. Zuerst hat er Pöllerschüsse in die

Erde eingegraben, sie mit ein wenig Laub zugedeckt, dann ist er weiter gegangen und hat eine lange Zündschnur angezündet. Wie die angezündet war, ist er über Hals und Kopf ins Thal hinunter gelaufen und war schon himmelweit weg, bis es einmal dort oben anfängt zu tuschen. Derweil aber hat er die Jäger dort hinauf gefoppt und er ist herüben schießen gegangen. So ist's mit dem Schießen und mit dem Waldbrand — auf die Art hat er es auch heut gemacht — nur hat er die Schnur wahrscheinlich zu kurz genommen und da ist der Teufel zu früh über ihn gekommen."

Der Herbergsvater lachte und nickte Beifall.

Als der Gendarm mit dem Gefangenen gegen Goldeck ansteigen wollte, kam ihm ein Bote entgegen, der ihm befahl, denselben vorläufig nach Taxenbach zu führen.

Vermuthlich wollte der Gnädige wegen der großen Aufregung, welche diese Abenteuer hervorriefen, die Gefangenen einstweilen anderweitig unterbringen.

Anton's Vater blieb die Nacht auf der Hütte — am Morgen aber trat er, über Nacht um ein Jahr gealtert, müde und gebrochen den Heimweg an.

Fünfundzwanzigstes Capitel.

Beim Pfleger zu Mitterfill.

Als der Scherge mit dem Wilddieb nach Taxenbach kam, ereilte ihn ein weiterer Befehl des Gnädigen, denselben dort anderen Händen zu übergeben und ihn nach Mitterfill in Oberpinzgau bringen zu lassen. Es war das freilich ein ganz anderes und hier nicht zuständiges Gericht, aber in Anbetracht der eigenthümlichen Umstände, in welchen sich sein Bezirk befand und die bei dieser Gelegenheit sich wieder in ihrem vollen Lichte gezeigt hatten, getraute er sich die Sache bei den Vorgesetzten durchzubringen und Alles in dem einstweilen angeordneten Sinne endgiltig zu erledigen.

Der Scharler Seppl mußte also mit geschlossenen Händen die weite Wanderung antreten, auf welcher er von Station zu Station anderen Gendarmen übergeben wurde, die mitunter an dem Wehrlosen ihren Zorn über manche

vergebliche Nachtwache und manchen Gang durch Wind und Wetter ausließen.

So wanderten also die Beiden durch die Hitze auf der Straße gegen das sumpfige Oberpinzgau.

Dem Scharler Seppl waren mittlerweile sein Zorn und seine Verzweiflung vergangen. Er fügte sich gutwillig den Gendarmen. Dieselben waren fast alle in der Gegend nicht sehr bewandert und aus Altbaiern hereingekommen. So erzählte er ihnen von allen möglichen Dingen, die ihm während dieses Ganges einfielen — manches alte Stück, das mit diesem oder jenem Fleck, welchen sie sahen, zusammenhängt. Bald war es die wundersame Geschichte vom Tauernmoos-Pfarringer, die sein Begleiter anzuhören bekam, bald die von dem wilden Weibe, dem Schatz in Raitau oder von dem herrlichen „Venediger Schloß" Mittersill, dem sie zugingen — von dessen Herrlichkeiten er gleichwohl nur die Kerker zu sehen bekommen sollte.

So kamen sie an der Veste Fischhorn vorüber, welche so herrlich auf die Kapruner Eisfelder schaut, in das große Schilffeld, welches sich südlich vom Zeller See ausdehnt — jenen seltsamen Grund, auf welchem keine anderen Sträucher stehen, als spärliche Weiden, mattgrau wie der ferne Seespiegel unter Sommergewölk, mit braunen Bächen, wenigen Zäunen und Heustadeln, die hier und dort auf festerem Boden stehen.

Gletscher schimmern weithin im Süden — im heißen Moor aber peinigen die Stechfliegen, und der arme Wilddieb, dessen Hände gefesselt waren, vermochte sich der Blutsauger nirgends zu erwehren.

Zur Rechten das bleiche steinerne Meer jenseits des See's, drüben die Kapruner Veste und über ihr hin ein großer breiter Silberblick des Eises, dann jenseits der Hochstraße die waldigen Hänge, unten neben der Straße mit gelbem Himmelbrand, oben mit Lärchen bewachsen — das war die Umgebung.

Hier war es noch nicht so heiß. Als sie aber weiter gegen Niedernsill und Uttendorf hinauf kamen, wurde die Schwüle schier unerträglich.

Der Scharler Seppl flehte, ihm die Hände frei zu machen, damit er sich zeitweilig den Schweiß abwischen könne, der ihm salzig von der Stirne in die Augen troff. Der aber weigerte sich. Und so gingen sie nebeneinander fort — aber der Wildschütz erzählte keine Geschichten mehr.

Als sie endlich in Mittersill ankamen, ging es geraden Wegs zum Schlosse hinauf.

Der Scharler Seppl verlor erst hier seinen Muth. Er dachte an die Gräuel, welche ihm oft Christian von dem Werfener Schlosse erzählt hatte, und schauderte.

Seine Laune wurde dadurch nicht besser, daß der Gendarm, während er ihn durch den offenen Gang führte,

der gleich hinter dem Hauptportale anfängt und sich gerade gegen die Kapelle hinzieht, ihn auf die „Hungerleiderin" hinwies, ein fast unterirdisches Verließ, neben welchem sie herschritten und das nur durch ein paar winzige Löcher der Bergluft und dem Tageslicht Eingang gestattet. „Dort hinein hat man früher solche Lumpen gesteckt, wie du Einer bist", sagte der Gendarm höhnisch, „und wer weiß, ob dich der Pfleger nicht hineinthut. Verdient hättest du es!"

Dem Scharler Seppl traten noch einmal die Bilder der Freiheit vor die Augen — die Gründe, auf welche man von der Schloßbastei hinabschaut und die er so oft, ledig wie ein Vogel, durchschritten hatte. Dort drüben ragte der weiße Lienzinger über dem einsamen Hollersbach, in dessen Gründen er so guten Bescheid wußte — dort standen die Heustadel im weiten Sumpfland, welche ihn manche Nacht beherbergt hatten — und da waren die Gemäuer mit ihren Höhlen vor ihm.

Dort neben der Kapelle war der Faulthurm, so genannt, weil die Leute, die man in ihn hinab versenkte, zum Verkommen und Verfaulen bestimmt waren — da der Zehentstadel, in welchem die Früchte des Fleißes der armseligen Bauern eingeheimst wurden, und da war das Pflegegericht, in dessen Vorraum er jetzt eingeführt wurde.

Wenige Augenblicke später stand der Arrestant vor dem Pfleger.

Dieser war ein ältlicher, dickbäuchiger Mann mit rothem Gesicht, fleischiger Nase, struppigen Augenbrauen, breithalsig, das Bild eines Büreaumenschen der damaligen Zeit.

Der Gendarm brachte seine Meldung vor, in welcher er berichtete, daß man hier den berüchtigten Wildschützen Joseph Scharer vulgo Scharler Seppl bringe, der während eines Waldbrandes auf dem Haaseck verhaftet worden sei.

Der Scharler Seppl, anfangs niedergeschlagen, erhob den Kopf bei der ersten Frage, welche der Pfleger an ihn richtete. Im nämlichen Augenblicke überzog eine starke Röthe seine Wangen.

Auch der Gnädige stutzte, als er den Verhafteten betrachtete. Es entstand eine lange Pause.

„Hat man den Mann beim Wildern betroffen?" fragte der Beamte barsch.

„Zu Befehl, euer Gnaden, jawohl, er ist auf das Haaseck jagen gegangen."

„Ich frage, ob man gesehen oder gehört hat, wie er ein Stück anschoß, auswaidete oder schleppte."

„Das — gerade nicht — aber erstens kennt man ihn als einen Wildschützen und zweitens soll er ein Gewehr gehabt haben."

„Hat man ihn mit dem Gewehre betroffen?"

„Das nicht, euer Gnaden — er muß es auf eine unbegreifliche Weise versteckt haben, ehe wir Zeit fanden, ihn daran zu hindern."

„Habt ihr das Gewehr gesehen?"

„Ich hab' ihn gar nicht arretirt, euer Gnaden — es muß das in dem Schreiben stehen, das ich euer Gnaden einhändigte."

„Hm, hm," machte der Pfleger, „finde nichts."

Dann ließ er seine Blicke, indem er die Brille zum Lesen von den Augen wegschob, abermals über das Papier gleiten, legte es ruhig auf den Tisch und sagte:

„Es wäre gescheiter gewesen, ihr hättet einen Deserteur eingefangen. Wie steht's, Scharer, mit der Anklage, die euch zur Last gelegt wird?"

„Euer Gnaden," erwiderte der Verhaftete, „ich weiß von gar nichts. Ich hab' gehört, daß es oben auf dem Berg brennt, und bin hinauf gegangen, um mir den Waldbrand anzuschauen. Wie ich im schönsten Schauen darin bin, kommen auf einmal die Gerichtsdiener, werfen mich zu Boden, schlagen mich, da — ich bin nach ganz aufgeschunden (mit diesen Worten zeigte er eine Quetschung vor, die er sich in der Nacht, in welcher sie bei dem alten Knappen in der Rauris über neue Unternehmungen planten beim Uebersteigen über einen Zaun geholt hatte, während der Bericht nicht von den Beulen sprach, die er den Ge-

richtsdienern auf dem Haaseck beibrachte) und schleifen mich in der Hitze heute daher, daß ich ganz derlechzt bin. O, euer Gnaden haben gewiß mehr Mitleid mit Unsereinem, als die Leute da!"

Der Pfleger ging einige Male in der Stube auf und ab.

„Wo ist eure Heimath?" fragte er barsch.

„In Bischofshofen neben dem unteren Kramer — jedes Kind weiß es."

„So, ihr verfügt euch sofort nach Hause, in eure Heimath, und laßt euch bei Strafe augenblicklicher Verhaftung auf keinem Berg blicken. Marsch ab!"

Der Gendarm blieb wie versteinert stehen.

Der Scharler Seppl aber machte einen tiefen Bückling, bedankte sich in schwülstigen Ausdrücken und ging hurtig, als hätte er Angst, daß dem Herrn Pfleger nachträglich noch etwas Anderes einfallen könne, an den nämlichen Kerkern vorüber, die er vorhin schon halb und halb als seine zukünftige Herberge angesehen hatte.

Auch der Pförtner war nicht wenig erstaunt, den Gefangenen so rasch wieder zurückkehren zu sehen.

„Der gnädige Herr Pfleger ist so viel ein braver Mann", antwortete Seppl auf dessen Ansprache.

Sechsundzwanzigstes Capitel.

Der Scharler Seppl wird versucht.

Es dauerte nicht lange, so kam der Gendarm hinter ihm her. Der Wildschütze versagte es sich nicht, ihm ein vieldeutiges Lächeln zuzuwerfen, was dieser mit einem Fluche erwiderte.

Der erste Gang war nach einer Schenke im Marktflecken, in welcher, wie er aus früherer Zeit wußte, sehr häufig „Kameraden" einkehrten.

Heute war sie leer. Die Fenster standen offen und ließen die Hitze des Spätsommertags herein. Man sah durch sie auf einen kleinen Vorgarten, in welchem Nelken und Phlox blühten, und darüber hinweg, auf den heiligen Florian mitten auf dem Platze, der ein umgestürztes Schäffel, aus dem nichts fließt, auf den großen Brunnentrog hinab hält, der wirksamer durch seine Röhren gespeist wird.

Es war recht still dort, nur die Salzach und ihre Altwasser und Kanäle, deren damals viel mehr waren, als heute, summten hinein.

Der Scharler Seppl mochte nicht wenig abenteuerlich und abgehetzt ausschauen, denn der Wirth schaute ihn mit durchdringendem Blick an. An einzelnen Theilen seines Körpers klebte noch der Ruß vom gestrigen Brande, dazu die Abgehärmtheit durch den heutigen langwierigen Marsch und die Schramme, die er dem Pfleger gezeigt hatte — alles das machte ihn zu einer Erscheinung, welche nicht nur Gendarmen-Argwohn, sondern auch das Befremden ruhiger Marktbürger herausforderte.

Es wurde ihm jedoch nicht schwer, durch Anknüpfung an die Vorkommnisse früherer Zeit den bedenklichen Fragen des Wirthes zuvorzukommen. Er erinnerte ihn an verschiedene Spießgesellen und bald war es dem Wirthe klar, wem er vor sich habe. Als er zudem noch hinaus an den Brunnen gegangen war und sich durch Waschen von manchem Anhängsel befreit hatte, da erinnerte dieser sich ganz genau an den früheren Gast, dem er in mancher Nacht, wenn er mit einem Reh- oder Gemsbock beladen am Hause pochte, die hintere Thüre aufgemacht und am Tage darauf den Handel vermittelt hatte.

„Du bist es wirklich, Scharler Seppl," rief der Wirth und schlug mit der Hand auf den Tisch. „Aber es wundert

mich nur, verzeih mir die Red', daß sie dich nit aufgepackt haben, so hast du ausgeschaut."

„Komm' ja geradwegs vom Schloß herunter. War schon in der Zwicke und sie hat mich wieder ausgelassen."

„Wieso das?" fragte der Wirth erstaunt.

Darauf erzählte der Scharler Seppl dem Herbergvater Alles, wie es sich zugetragen: daß er jetzt gewöhnlich in der Rauris und über Lend und in Großarl sich herumtreibe, daß er gestern wieder zum Schießen in der Nähe der Vierkögel gewesen sei, daß sie ihn dort erwischt hätten, weil wegen eines Waldbrandes (und dabei zwinkerte er mit den Augen) plötzlich zu viele Schergen auf den Berg gekommen wären. Doch sei es ihm geglückt, vorher noch das Gewehr in einer Felsspalte unterzubringen. Und dann hätten sie ihn hierher geschleppt.

Der Scharler Seppl schwieg, offenbar um die Neugierde des Wirthes auf das Höchste zu spannen. Denn das Wichtigste war: Warum hatten sie ihn wieder ausgelassen?

Und das waren in der That die nächsten Worte, welche der Wirth von sich gab.

„Unter uns", entgegnete der Scharler Seppl flüsternd, „brauchen wir kein Blatt vor den Mund zu nehmen. Der Gnädige hat schon gewußt, warum er mich wieder gehen heißt."

„So? Nu, das möcht' ich aber doch auch wissen!"

Der Wildschütze warf einen Blick auf die leere Maßflasche, die vor ihm stand, und sodann auf die Kellerthüre. Dieser Wink blieb nicht unbeachtet — es wurde die Flasche mit Bier gefüllt, auch ein großes Glas voll Branntwein daneben gestellt. Das war der Schlüssel zu den Geheimnissen.

„Du weißt, Wirth, daß wir uns früher die meiste Zeit in Salzach, Habach und Hollersbach aufgehalten haben, auch sind wir fleißiger in die Gastein gekommen, als jetzt, doch die Gasteiner Sachen gehören nicht daher. Einmal haben sie mich dort gesehen gehabt und ich hab's gemerkt, daß sie mich gesehen haben, und so bin ich noch an nämlichen Nachmittag nach Bischofhoben hinausgelaufen und dort hab' ich mir das Zeugniß verschafft, daß ich draußen war. Kein Mensch konnte glauben, daß Einer in der kurzen Zeit von Gastein nach Bischofshofen rennen könnte, und darum haben sie mir von wegen Alibi nichts gethan. Zuletzt aber wurden wir da herin zu bekannt — wir sind dann, wie du weißt, ausgeblieben und haben im Blühnbach, in der Abtenau und überhaupt dort draußen herum gearbeitet. Auch in Außerlug haben wir viel zusammengebracht. Und damals war der gnädige Pfleger in Werfen und der hat sich mit dem Revierförster überworfen gehabt, so daß er niemals zu

Wildpret gekommen ist. Der Gnädige ist aber auf's Wildpretessen aus wie ein Geier auf die Hasen und so wendete er sich an mich, der ich damals am meisten nach Werfen lieferte — und nicht einmal habe ich ihm einen Rehbock oder ein Hirschviertel in den Keller getragen. Freilich hat er schmutzig genug bezahlt — aber weil's der Gnädige war, hab ich mir nichts merken lassen und gedacht: Wer weiß, wozu es noch einmal gut sein wird. Und ich hatte Recht — der Gnädige erkannte mich augenblicklich wieder — ich hab's ihm wohl angesehen. Dann hat er mich rasch wieder gehen lassen, wahrscheinlich weil er fürchtete, ich möchte das Maul aufmachen. Der Gendarm, nu, der hat dir weiter nit drein geschaut."

Der Wirth lachte.

„Ja, ja", sagte er nach einer Weile, „so ist's bei uns im Markt auch. Wer hie und da seiner Frau etwas für die Küche hinaufschickt, der hat gewonnenes Spiel, er mag sonst getrieben haben was nur immer. Wer nichts bringt, der wird von Haus aus angeschaut, als ob er gestohlen hätte."

„Mag es aber jetzt sein, wie's will, so bald kann ich mich drunten nimmer sehen lassen. Du verdienst dir ohnehin wenig. Wie jetzt aufgepaßt wird, bleibt Einem nichts Anderes übrig, als sich an Unterhändler zu wenden. Da ist der alte Knappe in der Rauris im Weinschreiber-

haus, der treibt's gleich im Großen. Er hält sich ein Roß und schleppt damit fort, was ihm die Wildschützen bringen. Aber der zieht dir ja das Fell aus — es bleibt dir kaum die Nahrung. Zwar thut der alte Duckmäuser, als ob das Geld, was er sich verdient, vom Erzsuchen und solchem Zeug käme, von Wünschelruthen und Suchkugeln — aber ich bin überzeugt, er ist sicher der allerletzte, der daran glaubt. Wenn man ihn hört, sollte man meinen, er findet die Goldklumpen haufenweis in den alten Stollen neben dem Kees — und doch weiß ich, daß er viel zu faul ist, um so wo hinzugehen. Es kann aber auch sein, daß er vor lauter blauer Lasur und wie die Sachen heißen selber ganz blau wird und zuletzt glaubt, was er den Leuten weiß macht."

„Ich kenn' ihn schon", entgegnete der Wirth. „Aber du mußt bedenken, was er selber riskirt. Die Zeiten sind schlecht, Alle bezahlen nicht gleich und leben will er doch auch dabei."

„Nun ja, da haben wir's ja", sagte der Scharler Seppl lachend, „von euch hilft Einer zum Andern."

„Hab' ich dich etwa gedrückt, wie du mir Wildpret geliefert hast?"

„Es thut's", bemerkte der Wildschütze kurz.

„Was willst du denn anstellen", fuhr der Wirth mit einem listigen Blick fort, „wenn du drunten deinem

Geschäft nicht mehr nachgehen kannst? Zum Arbeiten taugt ihr allemiteinander doch nichts."

„Ja, gerade das geht mir im Kopf herum. Brauchst du mich vielleicht, Wirth?"

„Seht, so macht ihr's. Wenn ihr im Elend seid, so bettelt ihr an Einem herum, und wenn man euch nachher den Willen thut, so heißt's, man druckt euch euere Waar' ab."

„Werd' nur nit bös, so hab ich's ja nit gemeint."

Der Wirth antwortete nichts, sondern ging nachsinnend in der Stube auf und ab.

„Gut bin ich nit daran", fuhr der Scharler Seppl in seiner Selbstbetrachtung fort. „Ich wär' im Stand und fanget irgend eine Arbeit an, wenn ich nur eine wüßt'", setzte er mit traurig klingender Stimme hinzu.

Der Wirth lachte.

„Mit dem Wildpret ist's da herein nichts," sagte er. „Ueberall, wo ihr früher gearbeitet habt, ist so viel zusammengeschossen und verwüstet, daß es gar nicht mehr der Mühe werth ist, davon zu reden."

Es erfolgte eine abermalige Pause.

„Der Gnädige hat mir's verboten, auf den Berg zu gehen, und eine Weile muß ich mich schon davon zurückhalten. Ich hab mir's heute so gedacht, wie ich auf's Schloß geführt worden bin, es wäre doch etwas Schauderhaftes, so hinter den Mauern seine Tage zubringen zu

müssen, wo ich nit einmal als Todter sein möchte. Aber was soll ich sonst thun — gelernt hab' ich nichts — ich kann nur meine zwei Arme brauchen und doch giebt es nicht leicht etwas Elendigeres als einen Bauernknecht."

„Halt, mir fällt etwas ein", sagte der Wirth, sich vor den Kopf schlagend. „Kennst du die Kroaten-Anna in Goldeck?"

„Die saubere Bäuerin, die kenn' ich freilich."

„Siehst du, Seppl, das ist so eine Geschichte. Mein Bub' der in der Kriml oben Wirth ist, hat sich dieses Weib in den Kopf gesetzt. Wie oft ist er in Goldeck gewesen und hat nach ihr getrachtet und geschmachtet. Aber ein Bauer oder ein Wirth — das scheint der schon viel zu gering zu sein, obwohl sie selber eine Bäuerin ist. Ist mir auch gar nicht recht, die ganze Geschichte. Aber die Sache nimmt von Tag zu Tag ein schlechteres Gesicht an."

„Wieso?" fragte der Wildschütze erstaunt.

„Nu ja, es ist wegen dem — er hat in seiner eigenen Wirthschaft völlig den Kopf verloren, thut, als ob ihn nichts mehr freute, läßt das Anwesen rückwärts gehen — kurzum es ist ein Kreuz. Mir ist Alles eins, sagt er, wenn ich die Anna nicht bekomm', und ich wette darauf, der Mensch geht mir zu Grund, denn er ist ein Hainbuchener, einen Kopf hat er wie von Stein. Geh 'nauf und red's ihm aus — da kannst dir was von mir ver-

dienen; erzähl' ihm, du kennst sie von einer schlechten Seite, setz' ihm allerhand Geschichten in die Ohren von Jägern und solchen Leuten, und wenn du's dahin bringst, daß er nachläßt von seiner Narretei, so sollen mir ein paar hundert Zwanziger nit zu viel sein!"

„Ja, was soll ich denn sagen über das Weibele, ich weiß ja nichts Schlechtes von ihr?"

„Verstehst mich denn nit, du Lapp? Von allerhand Liebschaften sollst du erzählen, die sie gehabt hat, und von dem und dem, der Nachts —"

„Aber jetzt hast du einmal fehlgeschossen, Wirth. Da bist du weit über die Scheiben hinaus. Ich hab' die Kroaten-Anna oft gesehen und muß sagen, ein schöneres Weibsbild ist gar nit zum Denken. Aber was Unrecht's hab' ich nie nit gehört davon. Und ich sollt' hergehn und sie schlecht machen — nein, Wirth, da such' dir einen anderen dazu aus, als den Scharler Seppl!"

„Ei du dummer Teufel", erwiderte der Wirth. „Was ist jetzt da dahinter? Du gehst in's Wirthshaus — ich zahl' dir die Zehrung bis hinauf nach Kriml. Du gehst in's Wirthshaus, fangst ein Gespräch an, aus dem zu merken ist, daß du von St. Veit oder Goldeck daheim bist. Kaum hört mein Bub das Wort, so fangt er an, dich zu fragen, ob du die Kroaten-Anna kennst. Du sagst ja, lachst aber so auf deine eigene Art für dich hin.

Darauf wird er hitzig werden, er wird dich quälen mit allerlei Fragen, du bleibst aber ganz ruhig und lachst und pfeifst, und wenn du endlich gar nimmer anders auskannst, so sagst du halt so: Nu, die Buben hat sie so viel gern, oder sie ist ein bißl mannsbilderſüchtig, oder ich wüßt' noch einen Jäger, der mehr davon erzählen könnt', und verziehst das Gesicht ein kleines wenig dazu —"

„Halt, Mann", rief der Seppl und stand auf, „hab ich dich etwa einmal betrogen oder schlecht gemacht, daß du so was von mir denkst? Was thätst denn du von einem Solchen halten, der dir einmal deine Tochter so herstellet', wenn du nimmer bist? Nein, ein Schütz bin ich, aber kein Schwänktreiber!"

„So, und meinst vielleicht, es könnt' so viel gefehlt sein, wenn du der Kroatin das nachsagest? Thust es du nit, so thun's Andere."

„So such' dir die Anderen, Wirth — aber mich laßt du draußen, verstehst mich? So — deswegen können wir doch gute Freund' bleiben, wenn du einmal wieder Wildpret brauchst!"

„Nu, so laßt du's bleiben, ich hätt's dir gut gemeint — die Zech' hätt' ich dir zahlt, aber folg' deinem Dickschädel, mir ist's am End auch gleich."

Darauf ging er hinaus und schlug die Thüre hinter sich zu.

Den Scharler Seppl ärgerte es, daß der Wirth ihm etwas vorgeschlagen, was er nicht thun wollte. Er hätte sich gerne etwas verdient, da aber der ihm in Aussicht gestellte Verdienst ihm nicht behagte, so stand es für den Augenblick schlecht mit seinen Angelegenheiten.

Er verließ die Schenke, indem er seine kleine Zeche bezahlte und vom Wirthe mürrisch verabschiedet wurde.

Ende des zweiten Bandes.

Robinſon in den Hohen Tauern.

Dritter Band.

Robinson in den Hohen Tauern.

Ein Sittenbild

aus dem

Volksleben in den Gletscherthälern Salzburgs

von

Heinrich Noé.

Zweite Auflage.

Dritter Band.

Jena,
Hermann Costenoble.
1879.

Erstes Capitel.

Nach Kriml.

Indessen mit der freien Luft kommen andere Gedanken. An die Brücke des Kanales gelehnt, überdachte er seine Lage hin und her, und unwillkürlich kam ihm auch immer wieder das Angebot des Wirthes in den Sinn.

Doch — wie wär's denn, wenn er diesen Gegenstand weiter verfolgte?

Er wußte, daß die Kroaten-Anna jung, schön und wohlhabend war. Wenn er im Sinn des Vaters nichts aus der Angelegenheit herausschlug, so konnte es vielleicht in dem des Sohnes geschehen.

Er konnte sich ja den Sohn ansehen, die Sache weiter überdenken und dann vielleicht von diesem dadurch etwas verdienen, daß er ihm versprach, bei der Kroaten-Anna den Fürsprecher für ihn zu machen. Nichts leichter, als mit der Bäuerin zusammenzukommen. Das gab sich auf

einem Kirchgange — ein Gespräch war bald angeknüpft, sie lud ihn auf ein Glas Kirschbranntwein und getrocknete Kirschen in ihr Haus, er erzählte von dem sauberen, jungen Wirth in Kriml, er redete ihr zu, wußte lauter Gutes und Schönes über ihn zu berichten — das war doch ein lustigerer Verdienst, als der, welchen der Wirth ihm zugemuthet. Die Rücksicht auf seine beschränkten Mittel ließ ihm nicht viel Zeit zur Wahl.

Es war das Gescheidteste, was er thun konnte, wenn er als zufällig nach Kriml gerathener Goldecker mit diesem in ein Gespräch gerieth und das Weitere abwartete. Schon der Zorn über den Wirth und die Freude, gerade das Gegentheil von dem zu thun, was dieser wollte, hätten diesen Rathschlag auf das Nachdrücklichste unterstützt.

Gedacht — gethan.

Ein guter Fußgänger geht in etwa sechs Stunden von Mittersill nach Kriml. Es war jetzt etwa vier Uhr Abends, um zehn Uhr konnte er in Kriml sein.

Zuerst ging er durch die ihm wohlbekannte links und rechts mit Heustadeln besetzte Gasse, die ihm oft als Nachtquartier oder wenigstens als Unterschlupfort gedient hatte, wenn er, einen Gemsbock auf der Schulter, aus dem Hollersbach herauskam und erst die Mitternacht abwarten wollte, ehe er an dem bekannten Hause klopfte.

Es war noch Alles so wie damals, da stand noch

das Bildstöckl, auf welchem die Heilige Mutter nach Lukas Kranach in Innsbruck abgemalt ist, vom Berg dufteten die aufgestapelten Schober des Grummet herüber, durch die bereits sich röthenden Dolden des Hollunderstrauches blickte das Weiß des Lienzinger und der Hollersbach brauste und schäumte, als wenn er sagen wollte: die Salzach ist nichts, bevor ich nicht zu ihr hineinkomme.

Noch immer klirrte es auf der Straße von den Eisenschlacken, die aus den Mühlbacher Werken dorthin aufgeschüttet wurden, und im hohen Ried der Salzachsümpfe standen die rothen Blumen und dunkelten die schwarzen Tümpel, in welchen sich die hohen weißen Giebel spiegelten.

Hie und da weidete ein Fohlen im feuchten Gras, in den Sumpflaken, die sich bis zur Straße herzogen, krümmten sich Blutegel und deren junge, grau ausschauende Brut.

Der Habachgletscher glänzte auf den Meierhof herüber, von welchem aus ihm der goldene Nimbus um die Köpfe heiliger Gestalten an der Felswand ruhig entgegenflimmerte.

Hier schaute der Scharler auf den Schauplatz eines seiner gefährlichsten Jagdabenteuer.

Dort oben zogen sich die kleinen und die großen blauen Schründe durch den Habachkees — in einen derselben war er bei Verfolgung eines Gemsbockes hineingestürzt und

hinter ihm nach das trügerische Schneedach, durch welches er hindurchgebrochen, und doch gelang es ihm, sich mit seinem Waidmesser aus Schneedruck und eisiger Kluft wieder heraus zu arbeiten.

„Hätt' ich nur den Gemsbock", dachte er sich, während er nach der schillernden Höhe schaute, „den ich damals habe zurücklassen müssen!"

Und er trabte hungrig weiter und die Vorstellung von jenem Gemsbock blieb ein Spiegelbild der Erinnerung gleich dem Abbild des blauen Keeses im Sumpftümpel jenseits des Zaunes selbst.

Ueberall die Zäune, aus vor und hinter einander kreuzweise schief eingesteckten Prügeln bestehend, neben der Straße und hinter den Zäunen die Salzach-Sümpfe, und jeder Tritt neben der Straße machte eine Höhlung in den Sumpfgrund. Nur ein Heustadel unterbricht hier und dort die langweilige Zeile der Zäune. Manchmal ein fließendes Wasser mit Algen, die wie langgezogene Haare dem Wallen der stillen Fluth auf dem Grunde folgen, braun, ganz unähnlich den kalten Gletscherwassern, die jäh aus den südlichen Thälern hervorbrechen.

Hier und dort begegnete ihn ein Bursch mit Nelke und rother Feder auf dem Hut — aber zu kennen schien ihn keiner mehr, auch er erinnerte sich an keines der

Gesichter. Die Jungen wachsen bald nach und die Aelteren verschwinden aus dem Land, sind hier und dort.

Auch wenn er die Leute, da es schon Abend war, auf den unten zur Seite geschlossenen Holzbänken vor den Häusern sitzen sah, kamen ihm nur sehr wenige Gesichter bekannt vor. In den Jahren, welche verflossen waren, seit er sich hier der Jagd hingegeben hatte, schien ein neues Geschlecht herangewachsen zu sein.

Nach einigen Stunden gelangte er zu den Trümmern des alten Schlosses Hieburg, hinter welchem ein Wasserfall in der Bergfalte herabkommt und von welchem aus sich ein schöner Blick auf den weißen Gipfel des Großen Venediger eröffnet.

Er überschritt den Trattenbach und sah die grüne Pyramide, welche die beiden vereisten Sulzbachthäler auseinander hält, den Mitterkopf.

Schon war die Abendsonne ziemlich tief gesunken und ihre letzten Strahlen warfen den Schatten des eiligen Wanderers riesengroß über die aus Findlingsteinen aufgebaute Straßenmauer hinweg auf den feuchten Grasboden.

Während er so dahinging, war er darauf bedacht, wie ihn wohl einer seiner alten Kameraden aufnehmen würde, der, soviel er wußte, noch immer in der nämlichen Schmiede arbeitete, wie in jenen Tagen des fröhlichen Herumtreibens. Der war der erste Pfadfinder im

Sulzbach gewesen, er kannte die Jagdgründe, die zu den Tauern sich hinanziehen, wie die Gründe über dem Filzenjoch und in der Windau, ja, bis hinüber ins Grundthal in der Kelchsau.

Es war schon Feierabend, als er dort ankam. Eine Katze saß draußen auf der Brüstung der Laube zwischen Blumen, die in kleine, mit Erde angefüllte Kistchen eingesetzt waren. Ein Tragkorb lehnte an der Mauer — sonst war nichts Lebendiges oder eine Spur von Menschen zu erspähen.

Er ging durch die roth blühenden Bohnen gegen die Thüre der Schmiede zu.

Daß dieselbe noch betrieben wurde, sah er an neuen Wagenrädern, die frisch beschlagen neben der Thüre lehnten — sonst überall kein anderes Zeichen des Treibens der Schmiede.

Offenbar hatten sich die Leute alle entfernt, sei es, um in benachbarten Häusern zu plaudern, oder sich in der Schenke gütlich zu thun.

Dem Wildschützen däuchte, ohne daß er sich dessen recht bewußt wurde, der Unterschied zwischen dem Zustande, in welchem er die Schmiede zum letzten Mal gesehen hatte, und demjenigen, in welchem er sie heute fand, wie ein Gleichniß.

Damals hatten die Hämmer geklappert, die Esse lo-

derte, durch den Kamin entwichen Garben von Funken. Jetzt schien von diesem Leben nichts mehr vorhanden, als der Wassersturz, der noch immer gleichmäßig von der Nordseite her neben der Mauer herabfiel. Die Schindeln unter den großen Steinblöcken auf dem Dach waren morsch und das Aeußere schien verwahrlost. Unter dem Vogelbeerbaum neben der Thüre lagen wirre Steinhaufen, von Brennnesseln und Gestrüpp überwachsen, Schindeln und schwarze Balken lagen umher.

Auch die Salzach draußen schien gleich der Zeit ihre üble Laune seither daran ausgelassen zu haben.

Sie hatte von ihren Erlenufern her eine Menge von grauen Schlammbänken auf die benachbarten Gründe bis zur Schmiede her angesetzt. Zwischen diesen Schlammbänken liefen die Wasser hindurch, so daß sie Inseln zwischen seichtem Geriesel bildeten. Sie waren durch Brettchen mit einander verbunden, welche die Brücken waren, auf welchen die Einwohner der Schmiede ihre Geisen in die Weide zwischen den Erlenauen führen konnten.

Das Ganze machte einen so verlassenen und traurigen Eindruck, daß es dem Wildschützen nicht einfiel, sich weiter nach den Insassen zu erkundigen. Es war Abend und er hatte genug. Außerdem konnte er ja immer

noch auf dem Rückwege nach dem alten Schmied Andreas fragen.

Wäre es Tag gewesen und hätte Sonnenschein über dem Thal gelegen, so hätte er nun, seinen Weg fortsetzend, bald die wallenden Staubwolken gesehen, die sich im Süden oberhalb des Dorfes Kriml von den weltberühmten Wasserfällen loslösen. Diese sah er nicht, desto deutlicher vernahm er durch die Stille das Rauschen des Wassers, das sich seiner Befreiung aus dem Eisgefängniß freute.

Er kam ziemlich spät in Kriml an. Heute war an keine Unterredung mit dem Wirthe mehr zu denken. Derselbe spielte auf seiner Stube eine Art Hackbrett — wehmüthige Lieder, schlecht gespielt, die wie ein wunderliches Gewinsel in die Nacht hinausklangen.

Zweites Capitel.

Die Geschichte der Kroaten-Anna.

Am nächsten Tage war das Gespräch dafür desto lebhafter.

Was der alte Wirth zu Mitterfill vorausgesehen, das traf ein. Kaum hatte der junge Mann gehört, daß ein Mensch aus Goldeck hier über Nacht geblieben sei, der angeblich über den Tauern wollte, so war er mit einer Weinflasche neben ihm. Er wollte hören und nichts als hören. Der Scharler Seppl war Manns genug, um diesem Verlangen zu genügen, und erzählte die Geschichte der Eltern der Kroaten-Anna, auf's ungefähr, zum Theil so, wie er sie wußte, und wo sich in seiner Kenntniß Lücken befanden, da half er durch die eigene Einbildungskraft nach.

Was er dem Liebenden von Kriml berichtete, ging ungefähr auf Folgendes hinaus:

Der Vater war als Soldat von irgend einem kroatischen Grenzregiment in Pongau zurückgeblieben und arbeitete sich durch Fleiß und Sparsamkeit zu einer kleinen Wirthschaft hinauf. Als er es vermochte, das heißt, als er nicht mehr allzu ängstlich an die Ernährung einer Familie denken konnte, nahm er sich ein braves Weib aus dem Großarlerthal und trieb sein Geschäft irgendwo in der Nähe von St. Johann.

Da ereignete es sich nach mehreren Jahren, daß mitten in der Nacht Feuer in der Wirthschaft entstand und die Gatten mit den Kindern auf das freie Feld flüchten mußten, ohne daß sie etwas Anderes mitnehmen konnten, als was sie auf dem Leibe trugen. Sie waren auf's Aeußerste verwirrt und erst nach einer Weile fällt es der Frau auf, daß ein Kind im Hause zurückgeblieben war.

Sie stürzte hinein und entriß das Kind dem Feuer, während auf allen Seiten neben ihr die brennenden Balken herabstürzten. Als die Frau, selbst verwundet, draußen wieder ankam, stürzte ihr Mann, der als Slave und Südländer wohl lebhafter gewesen sein mochte, als ein Pongauer, vor ihr auf die Kniee und schwor ihr, daß er ihr diese That der Aufopferung niemals vergessen würde.

So lebten die Leute im schönsten Frieden eine Reihe von Jahren lang. Es wurde ihnen abermals ein Kind geboren, eben die Anna, das wohlgebildetste und schönste

von allen. Es hatte noch größere und glänzendere Augen als die übrigen. Daß sie so groß und lebhaft waren, mochte auch daran Schuld sein, daß, als das Kind in großer Sommerhitze offen in die Kirche zur Taufe gebracht wurde, dieselben eine schwere Entzündung davon trugen.

Eine Zeit lang glaubte man, das Kind würde blind werden. Auf dem Lande war auch kein Arzt, der die Sache recht verstand. Wer weiß, was mit dem Mädchen geschehen wäre — vielleicht wäre es in ewige Nacht gerathen, wenn nicht einmal zufällig ein gelehrter Arzt, der sich zu Gastein aufhielt, auf seiner Reise in dem Hause zugesprochen hätte.

Dieser sagte, man solle das Kind nach Wien hinab in eine Augenheilanstalt schicken, dort könne es gerettet werden. Wo nicht, so sei die Gefahr vorhanden, daß die beiden Augen erblindeten.

Als die Eltern das hörten, griffen sie zu ihrem Nothpfennig, den sie sich allmählich abgespart hatten, einigen hundert Gulden, und die Mutter reiste mit der kleinen Anna nach Wien. Das Kind wurde in die Anstalt aufgenommen, die Mutter wollte es aber nicht verlassen und faßte den Entschluß, so lange in der Stadt zu bleiben, bis das Kind völlig geheilt wäre, abholen hätte sie es ja ohnehin wieder müssen.

So blieb sie also unten und ließ, da sie des Schreibens unkundig war, durch einen Menschen, den sie bezahlte, nach St. Johann schreiben. Mag aber die Sache einen Zusammenhang haben, wie immer, mag der Mensch nicht geschrieben und das Geld eingesteckt haben, oder mag von ihm die Adresse mangelhaft angegeben worden sein, denn es giebt wohl viele Ortschaften, die St. Johann heißen — genug, niemals erhielt ihr Mann einen Brief.

Dieser wurde darüber ängstlich und verdrießlich, zuletzt gar in seiner Einsamkeit niedergeschlagen und argwöhnisch. Dieses benutzten einige vorwitzige Bursche, welche sich einen Spaß daraus machten, den Mann zu sticheln.

Da bekam er allerlei Reden zu hören, wie: „O, da ist gar keine Red' mehr davon, daß die Wirthin wieder heimkommt, die bleibt drunten in der Kaiserstadt!" Oder: „Ja, ja, wenn eine saubere Frau nach Wien kommt, da findet sie leicht was Anderes, als da bei uns Bauernwirthin sein." Oder: „Die Offiziere und die jungen Herren, die haben ihr halt doch besser gefallen, als die Mannsbilder da herin." Oder: „Die sitzt jetzt in Sammt und Seide im Theater und lacht uns alle miteinander aus."

Auf solche Reden antwortete der Mann gar nichts mehr, sondern ging schweigend scheu und stumpfsinnig im Hause hin und her.

Da aber Alles auf der Welt ein Ende nimmt, so auch der Wiener Aufenthalt der Frau. Die Anna wurde ganz und gar wieder hergestellt — heute giebt es in Pongau kein Mädchen mit solchen Augen.

Wie die Frau daheim die Thüre aufmacht und in die Stube hinein gehen will, starrt sie der Mann an, stößt einen furchtbaren Schrei aus und rennt hinaus aufs Feld und versteckt sich irgendwo unter einem Heuhaufen.

Die Frau läuft ihm entsetzt nach und findet ihn. Draußen fällt er vor ihr auf die Kniee und ruft fortwährend unter wahnsinnigem Lachen: „Bist du meine Frau noch?" Dann aber war seine Kraft erschöpft, er blieb fortan fast stumm und starb bald darauf im Zustande vollkommenen Blödsinns.

Die Frau aber wirthschaftete so, daß sie nach Jahren eins der besten Güter in Goldeck kaufen konnte. Sie ist gestorben und die Kinder sind alle gestorben, bis auf die Anna. Die hat den Hof bekommen und selber sich schon wieder was erhaust darauf. An Wirthschaftlichkeit und Schönheit ist sie ein Muster.

So erzählte der Scharler Seppl dem Wirth die Geschichte von der Kroaten-Anna. Dieser hatte sie mit feuchtem Auge angehört.

Drittes Capitel.

Ein Vertrag.

„Das ist also die Geschichte von der Kroaten-Anna?" sagte der Waldner, (so hieß der Wirth) nachdem er lange Zeit geschwiegen und gerade in den Tisch hinein geschaut hatte.

„Wie ich sag'", bekräftigte der Scharler durch einen Schluck.

„Das wär' halt ein Mädel für mich", fuhr der Waldner mit einem Seufzer fort.

„Ja, warum machst dich denn nit dahinter, Waldner? Du bist auch jung und sauber und hast soweit kein übles Anwesen. Wenn du so ein Häuter wärst wie ich, dann könntest meinetwegen seufzen."

„Wär' Alles recht, aber die Anna — so viel sehe ich schon — ist keine solche, daß es nichts braucht, als hingehen und sagen, ich möcht' dich heirathen. Doch, was

die Hauptsach' ist, sag' mir einmal, weiß man von einem Liebhaber?"

„Nichts, rein gar nichts — es ist kein Mädel in Goldeck, die vierundzwanzig Jahr' alt geworden ist und der man nachreden kann, daß sie Keinen hat. Nicht einmal beim Jungfernbund — ja, das sind gerade die allerschärfsten."

„Vielleicht treibt sie's so insgeheim, daß man's nicht merkt?"

„O je," rief der Scharler, „davon müßt' man doch etwas wissen. Da bleibt nichts verborgen."

„Ich gäbet' weiß Gott was darum, wenn ich das genau wüßte und wenn mir Eins den Gefallen thäte, die Anna auszuforschen, damit ich erfahr', ob ich Aussichten habe, wenn ich um sie anhalt'."

Der Scharler schwieg eine Weile, als ob er nachsänne.

„So gar schwer wär's vielleicht nicht", nahm er sodann das Wort. „Ich habe eine Base in Goldeck. Wenn ich mich hinter die steckte, daß sie öfter zur Anna hinging! Freilich nit wegen dem Ausforschen, sondern wegen was viel Gescheiterem — daß sie darauf hin arbeitet — auf was, das brauch ich euch nit zu sagen."

„Was bedeutet mich das?" sagte der Waldner. „Da darf vor mir geredet sein, wie's will, zuletzt müßt' doch ich daran — und ich glaub' nit, daß ich mir meinen

Lebtag was zu sagen getrau — wenn sie Einen so anschaut mit ihren schwarzen Augen."

„Ihr habt doch gerade gesagt, daß Ihr um sie anhalten wollt", wandte der Scharler ein.

„Ja das will ich — das wollt ich — aber ich seh's selber ein, es kommt nit so weit. Wär' auch gar nit möglich, daß mich die Anna nehmet'. Ich meinet', da wär' ich bei lebendigem Leib im Himmel!"

Der Scharler Seppl sah ein, daß hier das Feuer hoch genug aufschlug, um ohne Gefahr etwas hinein gießen zu können. Das machte unter allen Umständen sein Gebahren weniger verdächtig.

„Aber, Waldner, ich seh's wirklich nit ein, warum sich ein Bursch wie ihr solche Mucken in den Kopf setzt. Warum denn wegen einem solchen Weibsbild ganz auseinander kommen — es giebt ja so viele und ist's die nit, so ist's eine Andere — das wär einmal meine Idee. Die Weibsbilder machen's ja auch nit anders, kaum daß ihnen Einer untreu wird, hängen sie sich an einen Andern. Das ist schon einmal so auf der Welt, Waldner!"

„So kann ich nit sein," entgegnete dieser ruhig.

„Also, was ich sagen wollt, meine Bas', die könnt' sich vielleicht den Kuppelpelz verdienen. Sie ist Magd beim Herrn Pfleger und es könnt', mein' ich, nit schwer

sein, daß sie sich bei der Anna zubirschte. Ich brauchet' ihr nur was zu versprechen."

„Und was denn?"

„Nu, ein Kleidel, ein Tüchel, wenn's hochkommt, einen silbernen Ring. Es braucht keine Ohrenringe oder Halskette."

„Wer brächt' mir aber die Post herauf, wie's aussieht und wie's steht?"

„Ich will euch was sagen, Waldner. Ich bin ein Schütz — ich weiß schon, daß ihr mich nit verrathet — heute da, morgen wo anders. Ich hab' schon im Sulzbach geschossen und auch schon im Blützbach, die meinetwegen ein schönes Trumm auseinander sind. Wenn euch Einer die Geschicht' einfädeln und den Faden drehn kann, so bin ich's. Also ich übernehm' die Geschicht' oder ich übernehm's nicht — versteht ihr mich?"

„Ich glaub' alleweil, ich trau' mich nit recht, wenn's auf die Hauptsach' ankommt."

„Das wollen wir sehen", erwiderte der Scharler Seppl. „Einmal drinnen im Feuer und es geht schon weiter. Ich sag', eh' Allerheiligen in's Land geht, könnt ihr ein Paar sein. Ich, wenn ich sauber und jung wäre und das Geld hätte wie ihr, ich wäre keinen Augenblick verzagt. Wer ist denn eigentlich in Goldeck, der euch um so und so viel voraus ist? Ich glaube, wenn ein Solcher

da wäre, die Anna hätt' ihn schon genommen. Und daß sie jetzt, wo sie schon ihre vierundzwanzig oder fünfundzwanzig Jahre hat, noch ledig ist, das beweist gerade, daß sie in der Nähe nicht gefunden hat, was sie will."

Diese Betrachtungen, deren Wahrheit sich nicht verkennen ließ, blieben nicht ohne alle Einwirkung auf den Waldner, auch hatte der Scharler Seppl nicht ohne Geschick die Berufung an dessen Eigenliebe angebracht.

„Magd ist deine Baf' beim Pfleger?" sagte der Waldner nach einer Weile, während welcher er den Wildschützen betrachtet hatte, als ob er auf dem Grunde seiner Seele lesen wollte. „Wie willst du's denn machen, daß die mit der Anna zusammen kommt und daß sie das Gespräch über mich anfangen.

„Nichts leichter als das", erwiderte der Scharler Seppl. „Ihr müßt wissen, daß es kein Mädel dort droben weit und breit giebt, die sich so wunderlich ankleidet und so vielerlei Sachen zum Anziehen hat, als die Kroaten-Anna. Um die Tracht, wie sie andere Leute haben, kümmert sich die gar nie. Bald hat sie ein rothes, bald ein grünes, bald ein buntscheckiges Kleid an. Tücher und Halsketten kauft sie alle Augenblick andere ein, vertauscht sie bei den Hausirern —"

„Das hör' ich aber nit gern", unterbrach hier der Waldner den Lobredner.

„O wegen dem!“ rief der Scharler Seppl. „Jetzt ist sie halt noch ein Mädel und putzt sich gern und hat nach Niemanden was zu fragen.“

„Nu, meinetwegen,“ sagte der Waldner, „aber wie gehört denn das zu deiner Base?“

„Ich denk' mir's halt so,“ erwiderte dieser. „Wir zahlen der Magd zwei oder drei Tücheln, mit denen geht sie nach und nach zur Anna hin, thut, als ob sie ihr zum Kaufe angetragen wären, und fragt sie um ihren Rath. Das schmeichelt der Anna, dann kommen sie miteinander in's Gespräch, und was sie da mit einander für Sachen verhandeln, das können wir getrost den Weibsbildern überlassen. Die kommen auf das, worüber sie reden wollen, unsereins weiß gar nicht wie.“

„Magst schon recht haben,“ erwiderte der Waldner. „Wir werden nachher noch darüber reden. Aber jetzt sag' mir einmal, was treibt denn die Anna den ganzen Tag, wo sieht man sie, wohin geht sie, was redet man von ihr im Markt?“

Wenn der Scharler Seppl die Wahrheit hätte reden wollen, so hätte er eingestehen müssen, daß er mit jeder einzelnen dieser Fragen schon überfragt sei. Für ihn aber handelte es sich um etwas Anderes, als ein getreues Gemälde der Gepflogenheiten des schönen Mädchens zu geben.

Er malte sich ein Phantasiestück zusammen nach dem

Wenigen, was er gelegentlich im Wirthshause über das Gebahren der jungen Bäuerin ohne absonderliche Theilnahme erhascht hatte.

Man muß wissen, daß die Leute mit einer gewissen Scheu und zugleich mit Uebertreibung von der Kroaten-Anna sprachen.

Ihre Lust an bunter Kleidung, die vom väterlichen Blut in ihr steckte, ihr einsames Singen — man hörte sie oft Nachts unter den Obstbäumen ihres Gartens — eine Gepflogenheit, die auch ein Erbtheil ihrer südlichen Abkunft war, der wenige Umgang, welchen sie pflog, ihre Nichtbetheiligung an dem Klatsch, welcher durch die Häuser lief, die feurigen und doch zugleich scheuen Blicke, die sie schweigend um sich warf — Alles das im Zusammenhalt mit ihrer seltsamen Familiengeschichte und ihren eigenen Schicksalen von ihrer Errettung aus dem Feuer an bis auf den heutigen Tag machten sie zu einer Persönlichkeit sonder Gleichen weit und breit.

Etwas Anderes als solche Allgemeinheiten hatte der Wildschütze auch niemals gehört, ja er hatte das Mädchen selbst vielleicht nur zwei oder dreimal gesehen.

Nichtsdestoweniger gerieth er in gar keine Verlegenheit, dem Waldner ausführlich ihre Häuslichkeit — dieses besonders, um seinen Schnitzer mit den bunten Kleidern und dem Geschmeide wieder gut zu machen — ihre Sitt-

samkeit, ihre Zurückgezogenheit und ihr fleißiges Kirchengehen zu schildern.

Mochte an dem Vorhergehenden das Meiste wahr sein, so stand es dafür mit dem Kirchengehen um so schlechter.

Es war, als ob in dieser Beziehung eine Art von Zigeunerwesen in dem Mädchen steckte. Es war vielleicht die einzige weibliche Person im ganzen Bezirke, welche nur einmal im Jahr, um die Osterzeit herum, beichtete.

Gegen irgend jemand Anderen hätten sich die Männer in dieser Beziehung weniger nachsichtig gezeigt. Die Weiber hatten um so weniger Veranlassung zu dieser Nachsicht, als die Anna ohne allen Zweifel die Schönste weit und breit war. Es waren also über dieselbe zwei Legenden im Umlaufe: eine männliche und eine weibliche, und es braucht keine von den beiden gekennzeichnet zu werden.

Der Scharler Seppl und der Waldner redeten noch eine geraume Weile in der Weise fort. Der Eine fragte, der Andere erzählte durch dick und dünn. Dabei gab er sich mit dem Vermeiden von Widersprüchen keine Mühe, sie war auch nicht nothwendig, denn der Verliebte merkte sie nicht. Es fiel ihm nicht auf, daß es bald hieß, eine bessere Wirthin als die Anna könne es gar nicht geben, und bald wieder, sie sei so herzensgut, daß sie den letzten Fetzen vom Leibe wegschenke. Bald erschien sie als die

Sittsamkeit selbst, bald hieß es, sie treibe mit den Burschen, die alle mit einander toll wären, ihren Spott.

„Nu, Scharler," sagte endlich der Wirth, „jetzt weiß ich doch einmal, wie die Kroaten-Anna aus schaut! Herrgott, muß das ein Mädel sein!"

Nunmehr war die Reihe des Erstaunens am Wildschützen.

„Ja, ihr werdet sie doch kennen, wenn ihr so begierig darauf seid, sie zu heirathen?"

„Kennen — thu' ich sie eigentlich nicht recht. Es hat mir halt mein Vater so viel vorgeschwätzt von ihr, daß sie so reich und so schön ist, und daß er mir keine bessere Hochzeiterin wüßte."

„Habt ihr sie also nie gesehen?"

„Einmal schon", entgegnete der Waldner. „Mein Vater hat mir keine Ruhe gelassen und ist an einem Sonntag von Lend aus mit mir hinauf. Da hab' ich sie denn so gesehen in ihrem Feiertagsgewand, weiß und roth, mit ihrem schwarzen Haar und dem silbernen Pfeil darin. Aber die Augen hab' ich nicht recht sehen können, weil wir sie nur von der Seite zum Anschauen gekriegt haben. Sie ist damals schnell in ihr Haus hinein und verschwunden."

„Und daher also die große Liebe?" sagte der Scharler Seppl lächelnd.

„Nu, da schau dich um", erwiderte der Waldner. „Brauch ich etwa für dieses Anwesen keine Frau? Und wenn ich eine brauch, so muß sie Geld haben, und sauber muß sie sein, und keinen Anhang muß sie haben aus früherer Zeit. Das Alles trifft bei der Kroaten-Anna zusammen."

In dieser Weise plauderten die Beiden noch eine geraume Weile fort.

Das Ende war, wie der Scharler Seppl vorausgesehen hatte. Der Waldner ging an seinen Kasten und holte ein paar Dutzend Zwanziger heraus, die er dem Wildschützen auf den Tisch zählte.

„Noch einmal so viel Kronenthaler," fügte er hinzu, „wenn die Sache fertig wird".

Der Scharler Seppl trank noch den ganzen Tag fort und zahlte nichts.

Als er allein dasaß, wunderte er sich über die Lügenhaftigkeit des Waldner, der ihm unter Anderem gesagt hatte, der eigene Vater wolle die Heirath mit der Anna.

Nach seinen Erfahrungen zu Mitterfill, von welchen zu sprechen er sich hütete, mußte ja das Gegentheil der Fall sein.

Welches war wohl der Grund dieses Vorgebens?

Je mehr er darüber nachdachte, desto mehr kam er

zu der Ueberzeugung, daß dasselbe nur eine der gewöhnlichen Hinterlisten der Bauern sei, welche keinen anderen Zweck haben, als die Wahrheit zu verschleiern, und zugleich ein Mittel bieten, sich selbst für gescheidter zu halten, als den Anderen, der es gläubig anhört.

Neben dieser scheinbaren Schlauheit lachte er über die wirkliche Dummheit, die den Waldner in seiner Habsucht antrieb, einem geträumten Gewinn zu lieb den nächsten besten Hergelaufenen zu beschenken.

Mochte dem sein, wie immer — mochte dem Waldner sein Vater die Kroaten-Anna verrathen haben oder ein Anderer, mochte er sie von vorn oder von hinten gesehen haben, so viel stand fest, daß er mehr in der Tasche hatte, als ihm der alte Knappe in der Rauris für die Jagdausbeute einer Woche gegeben hätte.

Wodurch hatte er das verdient? Durch Narrethei und Leidenschaft der Menschen.

In der Nacht begannen die nämlichen Gespräche noch einmal. Es war kein Ende.

Als der Scharler Seppl am nächsten Morgen seinen Rückzug — wie er beabsichtigte, diesmal nach Goldeck — antrat, sagte er vor sich selbst hin:

„Wenn der Mensch zum Heirathen kommt, ist er zu nichts mehr nutz, er hört nichts mehr und sieht nichts

mehr. Der Auerhahn zur Falzzeit, der Hirsch oder der Gemsbock in der Brunst, der vor dem Gewehr stehen bleibt, die Forelle im November, wo du sie mit der Hand aus dem Wasser ziehst, der Mensch, der das Heirathen im Kopf hat — es ist alleweil die nämliche Geschicht'."

Viertes Capitel.

Anton geht nach Kärnten.

Während der Scharler Seppl sich aufmacht, seine Zwanziger abzuverdienen, lastet auf Anton eine andere Nothwendigkeit. Daran, daß er in seiner Höhle bleiben könnte, durfte er nicht mehr denken. Nachdem einmal die Gendarmen sich seiner bemächtigt gehabt hatten, nachdem man wußte, daß der Waldbrand ihn aus einer Zufluchtsstätte, die sich dort oben befinden mußte, ausgeräuchert hatte, mußte er erwarten, daß man ihn zu jeder Frist dort ausspähen und schließlich auch finden werde. In dieser Noth stahl er sich in die Hütte zum Windberg-Hans, in der Hoffnung, dort den Hauser anzutreffen.

Der aber mochte auch seine Gründe haben, sich vorläufig nicht sehen zu lassen, und so war es der Hans selbst, der ihm Auskunft gab.

Dieser rieth ihm, vorläufig die Gegend ganz zu ver-

lassen und zu den Knappen und Gewerken hinüber nach Döllach in Kärnten zu gehen. Dort könne er ungestört arbeiten, was doch immer besser sei, als sich hier zu verstecken. Die Botschaft an seinen Vater, daß er dort hinübergegangen sei, wolle er zuverlässig besorgen lassen.

Der Windberg-Hans konnte das versprechen, denn er hatte Mittel und Wege genug, um Kundschaft und Botschaft einzuholen und zu besorgen.

Mit diesem Troste ging Anton ab, nachdem ihm der Hans nochmals empfohlen hatte, durch die Gastein, sodann nach Bucheben und über den Goldberg zu gehen.

Der Anton war nicht sicher genug, daß ihm der Windberg-Hans die Botschaft an seine Eltern bestellen würde, und ohne die Gewißheit, daß es geschehe, wollte er nicht über den Tauern gehen. Es fiel ihm bei, daß der Bäcker unten in der Gasteiner Klamm zwischen dem eigentlichen Engpaß und dem Lender Wasserfall, hart an der Ache, ein alter Bekannter seines Vaters sei und diesem jedes Jahr das im Haushalte überflüssige Getreide abkaufe. Er stieg deshalb beim Krallacher Bauern zur Ache hinab.

Der Bäcker nahm ihn freundlich auf, lobte ihn, daß er den Entschluß faßte, nach Kärnten hinüber zu gehen, und gab ihm an Geld sowohl wie an Speise eine ansehnliche Unterstützung mit.

Ehe Anton in die Gastein hineinschritt und damit

dem Salzachthale und dem Anblick der Berge seiner Heimath Lebewohl sagte, setzte er sich noch einmal neben dem Wege nieder und prägte sich ein, was er unmittelbar vor Augen sah.

Alle Gegenstände hatten da ihre Bedeutung.. Die Lärchen und Erlen am Berghang, die blauen Zwetschgen um das Haus, die Brennnesseln an dem aus Stangen zusammengelegten Hag, die schlanken Eschen neben den braunen Heustadeln, aus deren Gebälk Halme schauten — das Triftholz der Ache, von dem ein Theil gerade aus und ohne Aufenthalt dem Sturze zuschwamm, ein anderer in eine Höhlung des Felsens getrieben wurde, wo die Ache eine tiefe, wirbelnde Gumpe bildete, auf deren auf- und abschwappelndem Wasser sich die Scheiter hoben und senkten, dann der finstere Felsenspalt der Klamm und über ihr die seltsame Höhlung der „enterischen Kirche", in welcher die berühmten goldenen Götzenbilder stehen — alles das sollte er zum letzten Mal sehen.

Nach einiger Rast stand er entschlossen auf und ging weiter.

Es ist unnütz, von seinem weiteren Marsche zu erzählen und zu berichten, wie er in die Gegend des Kolben kam, stets Dörfer und Ansiedlungen vermeidend und von den Nahrungsmitteln zehrend, welche ihn der mitleidige Bäcker mitgegeben hatte.

Nicht einmal auf dem Goldberghause wagte er einzukehren — aus Furcht, es möchten die „Cordonsoldaten", — so nannte man damals die Grenzwache — ihn bemerken und ihm nachjagen.

Er stieg also, nach der Anweisung, die ihm der Windberg-Hans gegeben hatte, den Gletscher auf der Seite gegen das Schareck hin an.

Drüben, in der Richtung gegen den Hohenaar hin, starrte das Eis in grauen Klüften und an den Klüften hing die weiße Spitzenarbeit, in welche allmählich die einst darüber hin gewölbten Schneewehen verwandelt waren — ein Gemisch von grauen Wänden und von weißen, an deren Rändern hin das seltsame Filigran angebracht war.

Dort, wo Anton anstieg, zogen sich einige mürbe, röthlich anzusehende Schutthalden zwischen den Eisfeldern herab. Nachdem er den unteren, flach gegen den Hügel, auf welchem das Goldberghaus steht, hin anlaufenden Gletscher überschritten hatte, kletterte er jene steilen Schuttansammlungen hinauf, aus denen hie und da ein größerer Stein hervorragte, welcher dem Fuße oder der Hand mehr Halt bot, als die lockere, fast zu grobem Mehl von einer früheren Ausdehnung des Gletschers zerriebene Halde.

Es war das erste Mal, daß Anton einen derartigen Weg zurücklegte. Aber er fürchtete sich nicht — Dank

seiner körperlichen Gewandtheit und Dank der Freude, die ihn beseelte, daß ihn seine Angehörigen nunmehr frei wissen mußten und er selbst der Arbeit entgegen ging. Es war, als ob ihm der letzte Anblick seines Vaters die Augen geöffnet hätte — seines Bleibens war nicht da, wo er bis jetzt gewesen war. Das Heimweh hatte ihn auf das Haaseck gebannt — eine bessere Art von Heimweh, der Wunsch seinen Aeltern solche Schaustücke zu ersparen, war nunmehr — wenn gleich aus der äußerlichen Veranlassung seiner Verfolgung — über ihn gekommen. Der Brand, die Mißhandlungen, die Hetzjagd, der Anblick des Vaters und zuletzt der Rathschlag des Sennen: Alles das zusammen hatte in wenigen Stunden einen anderen Menschen aus ihm gemacht.

Wenn er, statt hier, auf der sicheren Seite des Schareck, drüben hätte gehen müssen, in der grausen Eiswildniß, die einer starr gewordenen Meeresbrandung glich, über welcher das feine weiße Spitzenwerk den zurückgeschleuderten Schaum vorstellte, er hätte nicht mehr Angst gehabt. Diese Sicherheit gab ihm die Zuversicht, nunmehr einem neuen Leben entgegen zu gehen. Wie er, rückwärts gewendet, das Salzachthal und über ihm das Steinerne Meer und über diesem die Schönfeldspitze und das weiße Feld der Uebergossenen Alm und näher heran die Dörfer

Bucheben und Wörth in dunstige Schleier versinken sah, so schien es mit seinem ganzen bisherigen Leben zu sein.

Anton achtete nicht des Graupelsturms, der sich über ihm entlud, nicht des eisigen Windes, der von den „windischen Köpfen" herabkam. Nach etwa einer Stunde erreichte er die Tauernhöhe.

Es ist eine schauerliche Einöde. Rechts hatte er einen Schiefertrümmerhaufen, auf welchem kein Moos, kein Grashalm wächst, eine verwitterte Klippe, an welcher sich der starre Eisstrom in zwei Hälften bricht. Auf dem Boden sah er nichts als das knirschende Eis, hie und da an solchen Stellen, wo die oberste harte Schneekruste von der Tageswärme weggeleckt war, von einer schwärzlichen Linie durchzogen.

Jenseits blickte er auf den gewundenen Wurtengletscher, der sich in's Kärntner Thal Fragant hinabzieht, und auf den Zirknitzgletscher, über welchen ihn sein Weg nach Döllach führte. Jetzt konnte er sich als gerettet betrachten. Hier war die bairische Grenze — jenseits derselben hatten seine Verfolger keine Macht mehr.

Doch — halt — kamen da nicht zwei Gestalten ihm gerade entgegen? Die Blendung des Eises ließ dieselben völlig schwarz erscheinen. Sie schritten gerade auf ihn zu und es war ihm, als ob sie ihn anriefen.

Sollte ihn in dieser Einöde sein Schicksal erreichen?

Verbergen konnte er sich da nirgends. Zurückgehen wollte er nur im äußersten Nothfall, denn er hätte sich dadurch wieder auf den Boden begeben, dem er nunmehr ja mit so vieler Anstrengung entronnen war.

Es blieb ihm nichts Anderes übrig, als gegen den Wurtengletscher hin abzusteigen — allerdings ein Umweg, weil er dadurch genöthigt war, wieder über Eis und Schnee empor zu klettern, um seinen Weg nach der Zirknitz fortzusetzen.

Dabei hatte er aber den Vortheil, daß, wenn die Leute Häscher waren, er sich nunmehr auf unzweifelhaft kärntnerischem, d. h. österreichischem Gebiet befand und daß sie es nicht wohl wagen durften, ihn von dort mit sich über die Tauernhöhe zurückzuschleppen.

Im Uebrigen war er für diesen Fall auch zum Widerstande entschlossen. Sie hätten ihn nicht so leicht über das Eis mit sich fortgebracht.

Als sie näher kamen, bemerkte er, daß noch eine dritte Gestalt sich hinter ihnen her fortbewege. Anfänglich schien sie ihm ein Knabe, als er aber schärfer zu unterscheiden im Stande war, entpuppte sie sich als ein Ziegenbock.

Nunmehr war es klar, daß er Niemanden vor sich hatte, vor dem er Furcht zu hegen brauchte.

Er beschloß deshalb, auf die Männer zu warten, und trank mittlerweile, weil ihn von der Anstrengung her der

Durst plagte, von dem kalten Wasser, das in verschiedenen winzigen Spalten des Gletschers rieselte.

Dabei lehnte er sich an einen großen Stein, der auf dem Eise lag und ein wenig mit Moos bewachsen war. Oben gingen die zwei dunkeln Männer und vor ihm zogen seltsam gestaltete Wolken, die den Himmel ziemlich verdunkelten, über die Tiefe des stahlblauen Fraganter Thales. Diesen dunkeln Wolken oben entsprach vor ihm auf der Erde ein dunkelfarbiges starres Gewoge im Eis.

Näher und näher kamen die Leute und schon hörte er das Plätschern, was ihre Füße in der fast zu Wasser aufgelösten, dickflüssigen Schneedecke des Gletschers hervorbrachten.

„Nu, Landsmann, wo aus?" rief ihm Einer zu.

„Wo geht denn ihr hin?" antwortete er.

„Wir sind von Döllach und treiben einen Bock zu den Knappen im Goldberghaus, wo er geschlachtet wird.

„Und da braucht's zwei?" entgegnete Anton, der sich zu einer gewissen Heiterkeit anstrengte.

„Auf dem Kees weiß man nie, was passirt", sagte der Andere. „Es ist immer besser zwei als Einer. Kennst denn du dich aus und weißt du den Weg? Wohin willst du?"

„Ich gehe nach Döllach."

„So, aber da bist ja auf dem Fraganter Weg. Da kämst du in die ärgsten Eisbrüche und Klüfte hinein".

„Ich weiß wohl," entgegnete Anton, „daß ich wieder da herauf steigen muß, wenn ich in die Zirknitz will."

Die beiden Männer betrachteten ihn verwundert. Anton aber, der, seit er sicheres Gebiet erreicht hatte, nicht mehr in die Nothwendigkeit von Heimlichkeit oder Lügen versetzt war, hatte nunmehr ein wahres Vergnügen, in aller Aufrichtigkeit von sich zu reden:

„Ich will Euch sagen, für was ich euch gehalten habe: für zwei Kordonsoldaten."

„So, du fürchtest dich vor den Kordonsoldaten, du bist gewiß ein Deserteur", antwortete der Eine, indem er den Ziegenbock, welcher neugierig zu Anton hinunterspringen wollte, gewaltsam an den Hörnern zurückhielt.

„Das bin ich — jetzt will ich nach Döllach gehen und dort Arbeit suchen."

„Da schau her," sagte der Eine zum Andern, „was Einem mitten auf dem Kees für Leut' unterkommen."

„Glaubt ihr, daß sie mich bei den Gewerken brauchen können?" fuhr Anton fort.

„Heutzutag' kann man einen Jeden brauchen. Der Krieg frißt die Leut'. Alles, was nicht Troddel ist, ist ohnehin schon fast fort."

„Du, da käm's ja heraus, als ob wir zwei Troddeln wären" sagte der Begleiter lachend.

„Ah, was! Ausnahmen giebt's überall. Du, wenn du ein Deserteur bist, so bist du auch nit zu neiden. Geh zum Ortner, sag' ihm einen Gruß von uns zwei und bitt' ihn, daß er dich anstellt — du findest ihn gleich in dem großen Haus mit den Erkerthürmen an den Ecken und den großen vergitterten Fenstern — sag' nur, die zwei lassen ihn grüßen, die heute einen Bock ins Goldberghaus hinüber getrieben haben."

Anton bedankte sich und setzte seinen Weg rüstig fort.

Oberhalb des ersten Sees, wo ein gräuliches Wirrsal von Gneisblöcken liegt, durch welches der Wanderer seinen Weg suchen muß, wurde Anton abermals auf ein Geräusch aufmerksam, das ihm herannahende Schritte anzudeuten schien. Diesmal aber sah er denselben mit weit größerer Gemüthsruhe entgegen — wußte er sich doch unantastbar, seit jener weiße Kamm, den er rückwärts gewendet erblickte, zwischen ihm und seinen Drangsalen lag.

Es waren Schafe, die oben in den braunrothen Felsen sich ihre Nahrung zusammensuchten und unter deren Füßen hier und da ein Stein auf seinen Weg in die Tiefe gestoßen wurde.

Hier oben blühte noch der Frühling, von einem baldigen Herbst und Winter bedroht. Denn neben manchem

Block standen himmelblaue Gentianen, welche in den Thälern seit Monaten verschwunden waren.

In den Lüften trieb sich ein Stoßgeier, der vielleicht irgendwo ein Zicklein im Auge hatte, mit der Schnelligkeit des Schwalbenfluges herum.

Bald gelangte er zum zweiten See, in welchen schon die satteren Farbentöne und tieferen Schatten des Mittags fielen.

Es ist eine feierliche Einöde. Anton gedachte des kleinen Sees unter den Vierkögeln, dessen kaltes Becken ihm zuerst in seiner Verlassenheit Nahrung geboten hatte. Hier war aber Alles viel erhabener, und selbst die blöde Zurückhaltung eines Menschen wie Anton gegenüber der Natur wich hier einem fast andächtigen Erstaunen.

Hier oben nur Schneefelder und Schotter, glänzende Wolken zwischen den Spitzen und flimmernder Schiefer, vom Wasser der Schneefelder in der Mittagssonne überrieselt, ganz tief erst Bäume und noch viel tiefer der dunkle See, in welchen von den Schneefeldern weiße Rinnen hinein langten — zwischen den Uferblöcken noch Ueberreste eingeklemmter Lawinen, durch den Schatten der Blöcke gegen den Sommer gehütet. Auf der Wasserfläche zitterten verirrte Himmelslichter.

Dieses große Bild verfehlte seinen Eindruck auf das Gemüth des Burschen nicht und widerlegte vielleicht da-

durch die Meinung derjenigen, welche sagen, die Schönheit würde in die umgebende Welt erst von unserer Vorstellung hineingetragen. Die Schönheit ist aber da vor der Empfindung der Menschen und spricht auch zum Stumpfsinn, der träg ist zum Auffassen, geschweige denn zum Hineintragen.

Hier, ober der tiefen Fluth, rieselt eine Quelle kalten Wassers. Unter einem mit gelbgrünen Flechten bewachsenen Gneisblock sprudelt die Quelle hervor, zugleich aber drängen sich Alpenrose, „Donarstauden", die unter dem Block ihre Wurzeln haben, hervor und umgeben das Gestein mit einem purpurrothen Kranz. Dort rastete der Flüchtling lange und schaute in die Unendlichkeit, auf die glänzenden Giebel und in die Bewegung der Wasser.

Von der Quelle abwärts kam er gegen einen Zirbenwald, in welchem die herrlichen Bäume, noch nicht so von der Axt des Menschen verwüstet wie heute, allerlei Thieren des Berges Obdach gegen die Schneestürme des Winters, wie gegen die Hitze des Sommers boten.

Wenn eine Zirbe zerstört war, so hatte es der Blitz gethan, der einen aufstrebenden, kraftvollen Baum in einen verkohlten Stumpf verwandelt. Schwarzglänzend schauen solche Stümpfe durch das dichte Grün und noch glänzender schwarz durchflattert es die Zirbenkrähe, lüstern nach den öligen Nüssen.

Die erste Ansiedlung der Zirknitz traf Anton in Ge-

stalt einer Hütte, die an einem großen Block hingebaut ist, welcher wohl von einer größeren Ausdehnung des Gletschers her hier liegen blieb.

Auf dem Block oben breitet sich abgestorbenes Krummholz mit dürren Aesten aus und zwischen diesen Aesten erheben sich junge Föhren. Unten aber klebt die Hütte am Block, der durch seine blätterförmig geschieferte Zusammensetzung auf die Herkunft von anderen Bergen hinweist.

Da kam der Hüter heraus und rief dem Ankömmling zu.

Das war freilich kein Wunder, denn die Leute haben selbst Langeweile in diesen Einöden und braucht deshalb eine Ansprache oder Einladung noch nicht auf Rechnung der christlichen Barmherzigkeit gesetzt zu werden.

Es geschah aber etwas Seltsameres.

Plötzlich kam eine braune Kuh langsam aus dem Alpenrosen- und Heidelbeerengestrüpp, in welchem sie geweidet hatte, gerade auf Anton zu, leckte ihm die Hand und stieß ein freudiges Gebrüll aus. Dieser schaute sich nach dem Thiere um und rief:

„O Gott, das ist die nämliche Kuh, die mein Vater voriges Jahr einem Kärntner Händler verkauft hat. Da, schau her, Hüter, die kennt mich noch. Das ist mein Empfang bei euch da herüben im Kärtner Land!"

Der Hüter bestätigte, daß er das Thier erst vor kurzer

Frist von einem Händler gekauft hatte, von welchem es seiner Zeit über den Malnitzer Tauern herüber gebracht worden war.

Nachdem die Beiden sich in Verwunderung über diese Anhänglichkeit erschöpft hatten, stellte der Hüter an Anton die herkömmlichen neugierigen Fragen.

Es war dem Flüchtling nunmehr eine wahre Lust, zu sprechen und zwar die Wahrheit zu sprechen.

Der Hirt lobte seinen Entschluß, war erstaunt über die Nachricht von dem großen Kriege im fernen Rußland und fügte bei, daß man froh sein dürfe, da herinnen von diesen Dingen nicht allzuviel zu hören.

Darauf lud er ihn ein, in die Hütte zu kommen, welche so beschränkt war, daß zwei Menschen nur mit Mühe sich in ihr bewegen konnten. Er setzte seinem Gast Milch, Branntwein und Käse vor und hätte ihn gerne länger aufgehalten, wenn es die Ungeduld desselben, nach seinem Ziele zu kommen, zugegeben hätte.

Anton wanderte nach herzlichem Abschied von dem Hirten weiter thalwärts.

Von nun an ging er an einer Hütte nach der anderen vorüber. Aus dem Zirben- kam er in einen Lärchenwald — rückwärts gewendet sah er noch immer das Eis des Gletschers blinken —, dann auf schöne, ebene, von Wasser durchrauschte Böden, auf welchen sich die Wildheit des

umgebenden Hochgebirges nur mehr durch zahllose Blöcke bemerklich machte, die über das Gras hin verstreut lagen, sowie durch manchen Wasserfall, der über die Wände herabschäumte.

Die letzte Rast hielt Anton bei den unteren Kasern, wo sich die Wege nach der kleinen und der großen Zirknitz trennen. Von hier aus zieht sich zur Rechten der Pfad über die Eisfelder, deren zerklüfteten Absturz er unten, als er das Goldbeghaus verlassen hatte, zur Rechten neben sich sah.

Nun überschritt er oft die Wasser auf Prügelbrücken, die von den aufqualmenden Schaumnebeln überfeuchtet waren. Oft sah er Rauch über hohe Wipfel steigen — Feuer von Hirten, die sich erwärmten oder eine einfache Mahlzeit bereiteten. Mitunter sah er auch verlassene Feuerstellen, an welchen die sorglosen und nachlässigen Hüter ohne Weiteres das Feuer neben einem Baum angezündet hatten, so daß der Stamm unten verkohlte und die Nadeln, die im Frühling so saftgrün den Baum geschmückt hatten, nunmehr roth an ihm hingen, als ob es schon tiefer Winter wäre. An dem Schmuck solcher Lärchenbäume hatte das Feuer die Rolle der Novemberfröste übernommen.

Vor einem Baume lüftete Anton seinen Hut. Er war mit einem Kreuze und zwei brennenden Kerzen darunter

geziert, doch hatte er trotz dieser Flammen kein Feuer gefangen.

Noch weiter hinab zu erreichte er diejenigen Einrichtungen, welche allenthalben das Anzeichen besserer Wege und der Nähe größerer menschlicher Ansiedelungen sind, nämlich Rastbänke und Sägmühlen.

Dann kam er zu den berühmten „neun Brunnen", ebenso vielen Bächen, die neben einander von einer hohen Felswand hinabstürzen, die Anton aber, weil er sie von der Seite betrachtete, als einen einzigen zusammenhängenden Wassersturz sah.

Nunmehr sah er Döllach unter sich liegen und hatte bald das alte Berghaus erreicht, das genau so aussah, wie es ihm beschrieben worden war.

Durch die Thüre in einer Mauer, die mit Schießscharten versehen war und über welche die schwarzen Dolden der Hollunderbeeren herüberragten, trat er ein.

Fünftes Capitel.

Der Goldwäscher.

Er fand den Verwalter in einer Stube, in welcher eine Menge Mineralien, Erze, Krystalle in kleinen und großen Schachteln aufbewahrt umherstanden.

Eben hatte der Verwalter ein paar dunkelrothe Kugeln in der Hand. Es waren Granaten, die diese Gestalt durch Gerolltwerden unter dem Drucke des Gletschereises erlangt hatten.

„Was willst du?" fragte er barsch, indem er die rauhen Kugeln vor sich auf den Tisch legte.

„Ich such' eine Arbeit."

„Wir haben keine andere als im Bergwerk. Bist du ein Knappe?"

„Nein, das nicht."

„Wie kommst du denn dazu, bei uns Arbeit zu verlangen?"

„Ich hab' mir halt gedacht."

„So, und was bist du sonst?"

„Ich hab' bei meinem Vater auf dem Lehen gearbeitet. Später war ich bei den Soldaten."

„Bei den Soldaten? Du bist aber doch noch jung — warum haben sie dich denn wieder ausgelassen?"

„Ich — ich — bin davon gegangen", erwiderte Anton, der nun einmal schon im Zug der Aufrichtigkeit war.

„Wie, und da unterstehst du dich?"

„Es war ja beim bairischen, nicht beim kaiserlichen Militair", sagte Anton noch immer zuversichtlich.

„So? Ich muß dir sagen, daß ich wenig Zutrauen zu einem Menschen habe, der seinen Eid bricht. Grad so gut kannst du aus der Arbeit weglaufen, oder etwas veruntreuen — das wäre grade das rechte bei einem Goldbergwerk."

Anton nahm all' seinen Muth zusammen und entgegnete:

„Ich hab' den Eid nicht freiwillig abgelegt, sondern gezwungen. Und was man gezwungen verspricht, das braucht man nicht zu halten."

„Nicht übel," sagte der Verwalter. „Wenn ich dir also ein Gelöbniß abnehme, bevor du deine Arbeit antrittst, und du hältst das Gelöbniß nicht, dann kannst du nicht gestraft werden?"

„Das ist was anderes, ich komme daher und suche Arbeit, will Arbeit haben. Wenn ich das Gelöbniß nicht leiste und darum keine Arbeit kriege, kann ich ja alleweil wieder fortgehen. Beim Militair aber thäten sie Einen todt prügeln, wenn er den Fahneneid nicht ablegte."

Der Verwalter stutzte und lächelte.

„Es thut mir leid", sagte er, „ich kann dich nicht aufnehmen. Es ist von unserer Regierung und deinem König, von hüben und drüben, geschrieben worden, daß bei den Aemtern keine Deserteure Arbeit bekommen sollen. Ich setze mich Unannehmlichkeiten aus, wenn ich dich annähme und es kommt auf, daß du Deserteur bist. Es ist gerade so mit den unserigen Deserteuren bei euch drüben."

Anton schaute den Verwalter, ohne ein Wort hinzuzufügen, noch eine Weile bittend an. Es war ihm, als ob er weinen müßte. Er war müde von dem weiten und rauhen Wege und nun versank das Luftgebilde, das ihn während desselben getröstet hatte, mit einem Male.

Dem Verwalter mochte es lästig vorkommen, den Mann so vor sich stehen zu sehen. Er ging deshalb zur Thüre, machte sie auf und verabschiedete den Bittsteller mit dem Wunsche, es möge ihm wo anders besser gelingen.

Nun stand Anton wieder draußen.

Es war Abend. Er setzte sich hinaus an das Ufer

der tosenden Möll, zog die Ueberreste der Speisen hervor, die ihm der Bäcker in der Gasteiner Klamm zugesteckt hatte, und aß.

Milchblau drängte sich das Gletscherwasser durch die grauen Schlamminseln, die es zu Zeiten der Hochfluth abgesetzt hatte. Die sinkende Sonne spielte durch das Erlenlaub und einzelne Strahlen zitterten über den schaumaufwirbelnden, tiefen Tümpeln, in welchen der Strom sich in's Ufer eingewühlt hatte. Vor kurzer Zeit noch mußte das Wasser höher gestanden haben — denn vom Ufer weg ragten Erlen über die Tümpel hin, deren Zweige von grauem, trocken gewordenem Schlamm überdeckt waren.

Die Abendglocken tönten von Döllach und Pockhorn herüber und das ferne Summen der Wasser des großen „Jungfernsprung" war durch das Rauschen der Möll hindurch noch vernehmbar. Da fiel ihm ein, wie er es verabsäumt hatte, dem Verwalter Ortner die Grüße der beiden Männer auszurichten, die ihm mit dem Ziegenbock auf dem Gletscher begegnet waren.

Wer weiß, ob ihn die Besorgung dieses Grußes nicht freundlicher gestimmt hätte?

Als er eben darüber nachdachte, erblickte er mitten im Erlengestrüpp einen Mann mit nackten Füßen im Wasser stehen, welches sich hier durch die Au drängte, und einen länglichen Gegenstand in der Hand halten.

Als er nun schärfer hinschaute, bemerkte er, daß dies eine „Handfax" sei, ein flaches hölzernes Becken, in welchem Flußschlamm oder Sand aufgesammelt, immer wieder mit Wasser überrieseln gelassen und so hin und her bewegt wird, daß die schwereren Bestandtheile, also die Goldblättchen, die man erhofft, an einer Stelle des Beckens liegen bleiben, während die leichten Bestandtheile durch das Hin- und Herschwanken darüber hinweg geschwemmt werden.

Anton betrachtete diesen Mann, bis dieser aufschaute und seinerseits ihn gewahrte.

Es war ein schon ziemlich bejahrter Mensch mit grauen Haaren, doch guter Haltung, gesunder Gesichtsfarbe und kleinen listigen Augen. Als er Anton erblickte, legte er seine Handfax ins Gestrüpp, ging auf ihn zu, grüßte ihn und sagte:

„Nu, Kamerad, wo aus des Weges?"

„Das wenn ich selber wüßte," sagte Anton in einem Anflug von selbstverhöhnerischer Laune.

„Kommst du über den Tauern?"

„Jawohl."

„Ah, gewiß ein Flüchtling?"

„Wird, mein' ich, nicht so weit gefehlt sein."

„Aha, und jetzt fehlt's an Arbeit und sitzt man da

und kaut am letzten Stück Brod, was sie Einem drüben in den Bettelsack gegeben haben. Kenn' das schon."

Anton schwieg. Er schämte sich, auf diese zudringliche Rede zu antworten.

„Bin auch erst vor ein paar Tagen über das Hochthor aus der Rauris herüber gekommen," fuhr der Alte aufmunternd fort.

„Ihr habt Arbeit", erwiderte Anton kurz.

„Ihr müßt nicht glauben, daß sie verboten ist. Ich habe meine Erlaubniß zum Schürfen und Goldwaschen."

„Ich glaub's wohl — ich wär' zufrieden, wenn ich mich damit fortbringen könnt'."

„Wenn du sonst nichts willst, da kann ich dir vielleicht aushelfen."

Ueber Antons Gesicht zuckte ein Freudenstrahl.

„Wo bist du denn her?"

Die Hoffnung, welche aus den letzten Worten des Goldwäschers ihm aufzugehen schien, machte Anton redselig. Er begann von seinem Hause, seiner Flucht, seiner Gefangennahme zu erzählen und endigte erst, als er mit seinem Berichte hier an der Möll angekommen war.

Der Goldwäscher hatte ihm aufmerksam und nicht ohne Vergnügen zugehört.

„Wer war denn derjenige, den sie mit dir beim Waldbrande ergriffen haben?"

„Ich kenn' ihn weiter nit viel, als daß ich ihn schon einmal hinten in Groß-Arl getroffen habe, wie er gewildert hat — sie heißen ihn den Scharler Seppl."

„Der Scharler Seppl!" rief der Goldwäscher in solcher Ueberraschung, daß er die Handfax, wenn er sie noch in der Hand gehabt hätte, sicherlich hätte fallen lassen — „ja, da kann mir der Mensch kein Wildpret liefern".

Anton war nicht wenig erstaunt, als er den Goldwäscher über nicht geliefertes Wildpret jammern hörte.

Dieser aber war außer sich und schimpfte und fluchte fortwährend vor sich hin und nannte den Wildschützen einen Esel ohne Gleichen, daß er sich von einigen lumpigen Gendarmen habe fangen lassen.

„Es wird ihm so viel nicht geschehen sein," sagte Anton begütigend. „So viel ich weiß, haben sie ihn beim Schießen gar nicht erwischt — ich denke, der wird sich hinauslügen."

„Was hilft mich das!" wetterte der Goldwäscher, „wenn" —

Er vollendete seinen Satz nicht, offenbar, weil er den Fremden nicht in seine Handwerksgeheimnisse hineinblicken lassen wollte.

„Nu, wenn's so ist," fuhr er nach einiger Zeit ruhiger fort, „nachher eilt's bei mir auch gar nit mit dem Heimgehen. Ich wasch' dann noch eine Woche hier und du —

du kannst mir helfen. Taglohn kann ich dir vorläufig nicht geben, aber zu essen kriegst du, soviel du willst".

„Bin froh über das", erwiderte Anton, dem es mitten in seiner Freude einfiel, dieselbe nicht allzusehr sehen zu lassen, denn an seinem Arbeitgeber kam ihm Verschiedenes absonderlich vor.

„Du hast nichts zu thun", bedeutete ihm der Goldsucher, „als entweder mit der Handfax zu arbeiten, oder mir nachzugehen, wenn ich mit der Suchkugel auf dem Berg herumwandere."

„Mir ist Alles recht", entgegnete Anton kurz.

Mittlerweile war es fast dunkel geworden.

Der Goldwäscher nahm einige Goldflitterchen, die sich an dem gesenkten Ende des Beckens zeigten — sie waren alle mit einander kaum sichtbar und höchstens den vierten Theil so groß, als der Kopf einer gewöhnlichen Stecknadel — und strich sie auf ein Papierchen auf, welches er sodann in eine Blechbüchse warf, die er aus der Brusttasche seiner Joppe zog.

„Jetzt gehen wir", sagte der Goldwäscher. „Dort unten, wo die Lohe aufschlägt, dort ist mein Nachtquartier. Es wird wohl für dich auch noch ein Platz herauszukriegen sein. Und wenn wir dort sind, im Schmiedhaus, dann wollen wir essen!"

Sechstes Capitel.

Die Smaragde.

Als der Scharler Seppl bei seiner Rückkehr von Kriml wieder bei der Schmiede vorbeikam, wo sein alter Spießgeselle Andreas arbeitete, nahm ihn dieser freundlich auf und ging sogleich auf das Gespräch ein, welches der Wildschütze über die gemeinschaftlich erlebten Abenteuer in früherer Zeit begann.

„Jetzt ist's nichts mehr mit mir", sagte dieser, indem er einen eisernen Hammer aufhob, der einen halben Zentner wiegen mochte.

„Ach was", entgegnete der Scharler Seppl, „das bildet man sich oft nur ein — wenn's sein müßte, nachher ging's doch wieder."

„Für junge Burschen", sagte der Schmied, „ist das Gamsschießen so übel nit — unser Einer aber ist zufrieden, wenn ihm unser Herrgott noch so viel gesunde Knochen

läßt, daß er seiner Arbeit und dem täglichen Brod nachgehen kann."

„Du thust, als ob du ein alter Mann wärest, Andreas" sagte der Scharler Seppl, indem er sich auf einen Hackstock neben der Thüre niederließ.

„So alt wär ich freilich noch nit, aber denk' dir nur — bevor ich zwanzig Jahre alt war, ich bin da in so einem Graben bei Niedernsill daheim, die ganze Zeit nichts Gescheites zu essen und Arbeit, daß Einem die Knochen hätten aus dem Leim gehen mögen — im Winter beim Holz, im Sommer beim Vieh. Wenn du nicht von jung an gut aufgefüttert bist, so bedeutet's dich später nimmer viel, wenn's dir auch gut geht."

„Noch schlechter aber ist's", entgegnete der Wildschütze, „wenn man sich diese Sachen immer und immer wieder einbildet."

„Mag sein", erwiderte der Schmied, indem er seinen Riesenhammer niederfallen ließ, daß die Funken stoben — „aber g'spüren thut man's so wie so."

Der Wildschütze betrachtete lächelnd die Kraft des Schmiedes und versagte ihm die Genugthuung, daß er ihm widersprach — denn er dachte sich: „Er will doch nichts Anderes hören, als daß er ein so starker und rüstiger Kerl ist."

„Etwas Anderes treib' ich manchmal an Sonntagen",

fuhr der Schmied fort. „An das denkst du gewiß nit, soviel du dich auch besinnen willst."

„Wenn ich nit derrath, so sag's nur gleich."

„Nu, dir sag' ich's, du darfst es aber nit viel weiter erzählen. Du weißt das Habachkees —"

Der Scharler unterbrach ihn lachend:

„Du fragst mich um das Habachkees, warum denn nit gleich, wo die Salzach fließt und wo der Große Venediger ist! Herr Gott, haben wir denn nit miteinander auf dem Kees gejagt — und hab' ich nit mir erst gestern recht andächtig betrachtet, wie ich am Meierhof vorüber gegangen bin, und habe ich mir nicht gesagt: „Seppl, damals war der Schmied Andreas noch bei dir"?

„Nu ja, fahr nur nit oben aus. Also das Habachkees weißt du und den Schwarzkopf, der aus ihm heraus schaut. Da kommt, es ist jetzt ein halbes Jahr, ein Schafhirt aus dem Habach heraus zu mir — ich weiß nimmer recht, was er in der Schmiede für seinen Bauern zu bestellen gehabt hat — und zeigt mir ein paar grüne Steine, die er aus der Tasche zieht. Und was meinst, daß das war?"

„Ich bin kein Steinklauber."

„Also will ich dir's sagen — Smaragde waren es."

„Was ist denn das?"

„Ein Edelstein — der viel werth ist", entgegnete der Schmied.

„Erzähl' nur weiter — wo hat denn der Hirt die Smaragden oder wie du sagst, her gehabt?"

„Eben unter demselbigen Schwarzkopf hat er sie gefunden gehabt. Später traf er in Kriml einen fremden Herrn und verkaufte sie um dreißig oder vierzig Zwanziger. Wie ich das erfuhr, habe ich ihn gebeten, mich einmal mitzunehmen. So leicht ist's aber nicht, wie ich mir's vorgestellt habe. Denn um die Steine zu finden, muß man in den Morast hineinsteigen, der gerade dort ist, wo das Kees aufhört — in ein fürchterliches Durcheinander von Steinblöcken und von Schlamm. Schuhe wenn du dort hinein nähmest, gingen zu Grunde, du mußt also barfuß in dem Sumpf herumwaten und das ist bei der Kälte was so Arges, daß es der Zehnte nicht aushält."

„Ei, ei," unterbrach ihn hier der Scharler Seppl, „hätt' nicht geglaubt, daß der Schmied, der gar nichts mehr vertragt, mit bloßen Füßen in dem eisigen Schlamm am Kees herumsteigen kann."

Der Schmied lachte und erwiderte:

„Die Neugierde, nichts als die Neugierde. Aber hör' nur, wie's gegangen ist. Das erste Mal, wo mich der Schafhirt hinaufführte, fanden wir ein paar grasgrüne

Steine, die ich aber, wenn sie mir auf der Straße vorgekommen wären, für Stücke von altem Glas gehalten hätte, die schon lang im Koth herumliegen, so abgefressen und verwittert schauten sie aus."

„Hast du vielleicht solche Stücke, ich möchte sie gern anschauen."

„Haben thu ich keine mehr — Alles verkauft und zu Nutzen gemacht. Ich sag' dir, ich bin besser dabei weggekommen als beim Gamsschießen."

„Aha", sagte der Scharler Seppl, „darum will also der Schmied von der Jagd nichts mehr wissen! Jetzt begreif' ich's. Daß ich aber davon noch nie etwas gehört hab'?"

„Es wissen's nur ein paar", entgegnete der Schmied, denen es der Schafhirt zuerst in seiner Dummheit gesagt hat, wo er selbst noch nicht wußte, was dahinter ist. Seit der Zeit aber hält er das Maul und dir sag ich's nur, weil du ein alter Kamerad und auch ein Häuter bist, dem ich's von Herzen vergönn'."

„Und die paar, die's noch wissen, sind die auch hinauf gegangen?"

„Ein paar Mal schon", sagte der Schmied lachend. „Einmal aber bin ich gerade dazu gekommen, wie sie mit ihren Hacken und Schaufeln im Schlamm vor dem Kees herumarbeiten, es waren ihrer vier, alle von Mühl-

bach und Aſcham mit einem von der Wenſer Alm in Habach ſelber. Die hab' ich nicht lang gefragt, was ſie da zu thun haben, ſondern hab' ſie mit meinem Bergſtock ſo lang durchgehaut, bis ſie ſich nimmer haben rühren können und es geſchworen haben, daß ſie ihrer Lebtage nimmer auf den Berg kommen."

„Ha," ſagte der Scharler Seppl lachend, „biſt halt doch ein armer Teufel, daß du dich nimmer rühren kannſt, Schmied. Ja ja, wenn man alt wird, da iſt halt der Menſch zu nichts mehr nutz!"

„Lapp, ſei ſtill und hör' mich an. Nicht alle von den Steinen ſind gut, manche davon ganz bröckelig, ſo daß du ſie ſchier zwiſchen den Fingern zerreiben magſt. Dafür aber bekommſt du für einen, der was taugt, deine ſechs bis zehn Kronenthaler."

„Mich wundert's nur, daß du das ſo ausſagſt, Schmied. Weißt, trauen thu ich dir nimmer recht, du biſt ein gar Feiner, am Ende willſt du mich gar auf den Berg hinauf foppen."

„Siehſt du's" ſagte der Schmied, „ſo iſt es. Niemand erkennt eine Gutthat. Ich hab' dir's wohl gemeint. Du biſt arm, jünger biſt du auch als ich und kannſt es beſſer ausnützen, du verſchlagts nichts, wenn du dich dort oben herumtreiben ſollſt. Es wird für uns alle miteinander genug daſein. Alſo ſpiel' nicht den Blöden und greif' zu."

„Wer kauft euch denn die Steine ab?"

„Der Goldschmied in Zell am See. Er giebt sich nicht wenig Mühe, zu erfahren, wo wir die Steine finden. Bei mir erfragt er nichts, und hoffentlich bei dir auch nicht — sonst möcht's mich reuen, daß ich's dir gesagt hätte."

„Sag' einmal, Schmied, schau mich an: ist das kein blauer Nebel, den du mir da vormachst, wegen den Steinen?"

„Gewiß nicht," entgegnete dieser, „da hast du meine Hand darauf. Geh' nur hinein und wenn du zum Kees kommst, so geh' auf den Haufen von Steinblöcken zu, die bis weit in den Kees hineinreichen, so daß es ausschaut, als hänge das Kees in zwei schmutzigen Lappen links und rechts neben den Felsen herunter. Gerade unter den Steinblöcken findest du den Smaragd, dort hat ihn der Kees ausgeworfen."

„Ich will's probiren, Schmied," entgegnete der Scharler Seppl, „und werd' ins Habach hineinschauen. Find' ich was, so werd' ich schon an dich denken."

„Behüt' mich Gott," erwiderte der Schmied, „daß ich von dir was nehm'. Was ich dir gesagt hab', das ist aus alter Lieb' und Freundschaft geschehen, und profitiren will ich von dir nichts."

„Es ist schon recht," sagte der Scharler Seppl, „du sollst auch nichts haben, wenn du nicht magst."

„Find' nur zuerst selber was!"

Der Schmied hämmerte wieder darauf los, daß die Funken davon flogen und der Wildschütze sein eigenes Wort nicht mehr verstand.

Der Schmied schien überhaupt das Gespräch abbrechen zu wollen.

Der Scharler Seppl verabschiedete sich also von seinem alten Kameraden und schlug die gerade Richtung nach dem kleinen Dörfchen Vorstadtl ein.

Dort kannte er einen armen Bauern, bei dem er früher, als er noch in der Gegend wilderte, öfter über Nacht geblieben war.

Er gedachte bei diesem zu bleiben und am nächsten Tage ins Habach hinein aufzubrechen, um nach der Anweisung des Schmiedes die glasigen Schätze aufzusuchen.

Um zu dem braunen Holzhause dieses Bauern zu gelangen, mußte der Scharler eine Strecke weit gegen Norden sich von der Straße entfernen und die Hänge ansteigen, welche vom Filzenjoch und Rettenstein sich oben mit Wald bewachsen, aber von manchem Wassergraben durchschnitten, gegen die Straße herabziehen.

Ein solcher Graben war vor etwa zwei Wochen von einem plötzlich angeschwollenen Bach durchtobt worden.

Sonst rieselte nur eine dürftige Wasserader hindurch — es war aber im oberen Theile des Grabens aus dem lockeren Schiefergewänd etwas herabgebrochen gewesen, in die Rinne gerutscht und hatte dadurch den Bach aufgehalten. Es war also dort ein kleiner See entstanden. Nach einiger Zeit aber war es dem andrängenden Wasser gelungen, da durchzubrechen, und nun nahm er all' den Schotter, der ihn bisher aufgehalten hatte, mit sich thalwärts und trug ihn, hoch geschwollen, über die Wiesen und die Baumanger hin. Auch die Felder wurden überdeckt. Es sind das freilich steile, jäh geneigte Aecker, welche man gar nicht mit Pferden oder Rindern bestellen kann, und deshalb wenig werth, weil sie nicht nur zu viel Mühsal der Menschen erfordern, sondern weil auch der Grund von den oberen Wassern leicht in die Tiefe geschwemmt werden kann. Doch nährte das Feld den Bauern, sein Weib und die Kinder. Allerdings war die heurige Ernte gerettet, denn dieselbe hing bereits an Schobern übereinandergehäuft an Stangen über dem Boden. Doch der Grund war verdorben. Und wenn auch Mann und Weib und Kinder wochen- und monatelang in gebückter Stellung sich damit abplagten, die Steine von den grauen Flächen aufzulesen, so blieb doch geringe Hoffnung, daß man jemals an dieser Stelle wieder würde säen können.

Jetzt schaute aus dem Schlamme nichts mehr heraus

als die Stangen, an welchen das Korn und die Gerste gelegen hatte, und die hohen, schwefelgelben Königskerzen.

Als der Scharler Seppl mit Erstaunen diese Verwüstung, von der er keine Ahnung gehabt hatte, betrachtete, sah er den Bauern, wie er sich eben aus gebückter Stellung vom Steineklauben aufrichtete und sich den Schweiß mit dem Aermel seines groben Hemdes von der Stirn wischte.

Ueber dem Felde war eine Wiese und auf der Wiese stand ein Heustadel und auch dieser war „vermuhrt", auf der dem Hange zugekehrten Seite klafterhoch mit dem vermauert, was der losgebrochene Bach aus seinem Graben herabgeschleppt hatte. Da hatte sich nicht nur Schlamm, Erde und kleines Gestein angedrängt, sondern Felsblöcke und von oben aus dem Walde herab, den die Verheerung zuerst getroffen hatte, Stangen und Wurzelklötze und allerlei Ueberreste von der Thätigkeit der Holzfäller, welche dort oben ihr verderbliches Handwerk trieben.

Als der Scharler Seppl sich dem Häuschen näherte, hatte er zuerst die Stelle zu überschreiten, an welcher sich früher der Zaun befand, welcher das kleine Besitzthum eingefriedet hatte. Dieser war nunmehr ganz zerstört und unter dem Schlamm verschwunden. Nur an der Stelle, an welcher sich früher das Gatterl befunden hatte, ragte noch ein Pfosten aus dem Geröll hervor.

Der ehemalige Eingang war aber durch einen wirren Haufen von entwurzelten Sträuchern verrammelt, die das Wasser dem Walde geraubt hatte. Fußspuren in dem Geröllwall links und rechts da neben deuteten darauf hin, daß die Hausbewohner sich bereits daran gewöhnt hatten, auf anderem Wege ihr Eigenthum zu betreten oder zu verlassen.

In den tiefen Furchen, die sich hie und da im Schlamme durch dessen Zusammenziehung gebildet hatten, sickerten noch kleine trübe Wasseradern.

Als der Bauer den Wildschützen kommen sah, ging er ihm entgegen, neugierig, zu erfahren, wer auf sein Haus zuginge und welches seine Absicht wäre.

Er hatte ihn auf einen Blick erkannt.

„Nu, Scharler," sagte er, „du suchst mich heim. Ich hätte geglaubt, du bist todt, denn du hast Jahr und Tag nichts mehr von dir hören lassen."

„Und ich hätt' nicht geglaubt," erwiderte dieser, „daß ich dich so wiederfinde."

„Daß Gott erbarm'! Wer weiß, ob du mich findest, wenn du über's Jahr daher kommst. Ich weiß nicht, wie wir es anfangen sollen mit dem Leben."

„O, wegen dem," erwiderte der Scharler, „verlier' nur den Kopf nicht. Ist es nicht Andern gerade so gegangen wie dir, und sie leben noch?"

„Ich weiß nicht, wodurch wir das verdient haben," sagte der Bauer, indem er sich mit dem Aermel wieder über das Gesicht fuhr, diesmal aber nicht, um sich den Schweiß, sondern um Thränen abzuwischen.

„Sei zufrieden," antwortete der Wildschütze mit bewegter Stimme, „der Schlamm, den dir der Bach gebracht hat, ist kein so schlechter Boden. Die Steine kann man allmählich vom Grund weglesen, der Boden trocknet auf — es wird sich schon wieder machen."

Der Bauer antwortete nichts darauf — er wußte zu gut, wie es in Wahrheit stehe.

„Du bist gewiß wieder auf der Jagd gewesen," sagte er nach einer Weile, „und willst bei mir über Nacht bleiben. Das kann ich noch machen — die Hütte hat es mir doch stehen lassen."

„Schon recht, ich bedanke mich einstweilen," sagte der Scharler und ging hinein, um seinen Rucksack und Hut abzulegen.

Einige Augenblicke später kam er wieder heraus und begann, trotz des Widerspruchs des Bauern, Hand anzulegen beim Abräumen der Steine vom grauen Boden. Er hatte sich zu diesem Zweck drinnen in der russigen Küche, wo eben die Erdäpfel gesotten wurden, einen Schurz umgebunden, in welchen er die Steine warf. War der Schurz voll oder konnte er dessen Gewicht nicht mehr ertragen, so

ging er mit ihm bis zum Graben vor und schüttelte den Inhalt aus, daß die Steine klirrend in das nunmehr fast ganz ausgetrocknete Bett hinabkollerten.

„Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brod essen!" hatte der Herr dem Menschen zugerufen, als er ihn aus dem Paradiese vertrieb. Das Wort ist über jenen Sinn hinaus wahr geworden. Nicht nur die Arbeit verlangt Schweiß auf diesem Berg, sondern auch die Nothwehr, mit welcher der bedrängte Mensch gegen die Gewalten ankämpft, die blind scheinen. Jahr für Jahr hatte, nachdem die Mühsal des Bestellens vorüber war, das kleine Feld den Mann und die Seinigen ernährt. Wie gern hätte er noch fernerhin im Schweiße seines Angesichts das Brod gegessen, wenn es möglich gewesen wäre, aus dem Schlammboden dasselbe zu erhoffen. Die Schweißtropfen, die früher auf die Ackerkrume gefallen waren, troffen jetzt auf das Geröll. Der Hungernde schrie nach Brod und das Schicksal, oder wie man die Gewalt nennen will, die hier wirkte, bot ihm einen Stein.

Wenn in der Stadt ein reicher Kaufmann Verluste erleidet, die ihn arm machen, ein gedankenreicher Erfinder seine Pläne verkannt oder gescheitert sieht, ein Spieler die Mißgunst des Zufalles erfährt, so geschieht es nicht selten, daß sie ihrem Leben rasch ein gewaltsames Ende bereiten. Auf dem Lande oder gar in den Bergen ereignet sich Solches

überaus selten und es verdiente wohl der Mühe, darüber nachzudenken, durch welchen Einfluß das geschieht.

So lange das Gegentheil nicht bewiesen wird, müssen wir annehmen, daß der Glaube an Gott und ein höheres Walten, sowie das Vertrauen auf die Rathschlüsse der oberen Mächte den Menschen von der äußersten Verzweiflung abhalten, welche ihn erfaßt, wenn er rings um sich ein zielloses Spiel der Kräfte sieht und in sich die atomistische Vorstellung hat, welche den Glauben an einen wesentlichen Unterschied zwischen Gut und Böse als ein lächerliches Vorurtheil betrachtet.

Der Scharler vergaß für heute Abend alle seine Pläne über dem Mitleiden, welches ihm die Lage der armen Leute einflößte.

Er entnahm aus ihren Gesprächen, daß wahrscheinlich auch die Erdäpfel nicht mehr gerettet werden konnten, deren Kraut unter einer zwei Fuß tiefen Schlammschicht steckte. Den Ertrag der Kornfrüchte verschlangen die Steuern — das Grummet war vernichtet und verschiedene Vorräthe durch das in den Keller eingedrungene Wasser verderbt.

Es herrschte eine traurige Stimmung, während sie die Erdäpfel aßen. Der Wildschütze trachtete umsonst, sie durch die Erzählung von wahren und erdichteten Abenteuern zu zerstreuen. Alle waren vom Steinaufleſen müde.

Bald nachdem das Gebet gesprochen war, legten sie

sich in ihre Kammer. Auch der Scharler suchte das Bett auf, welches ihm manche Erinnerung früherer Zeit zurückrief. Hier war er nach mancher schweren Jagd todtmüd' hingesunken.

Heute war er gar nicht müde, konnte deshalb lange nicht einschlafen und hatte, als ihn der Schlaf doch endlich überwältigte, ein Traumbild nach dem anderen zu schauen.

Dasjenige, was ihn am meisten beschäftigte, war das des heiligen Nepomuk, jenes Heiligen, dem frommer Glaube den Schutz der Ufer und die Herrschaft über die Wasser zuspricht, wie er in der kleinen Nische, die man in einen Felsblock gesprengt und vergittert hatte, Thränen über das Unglück weinte, welches hier geschehen war. Hell rannten die Zähren über das hölzerne Angesicht, welches einst roth angestrichen, jetzt aber von Wetter und Stürmen gebleicht war, daß es an Farbe einem Kalkstein glich.

Dann, in einer anderen Richtung, erblickte er den Habach-Ferner in blauer Eispracht prangend.

Dort that sich eine Grotte auf, einem jener „Gletscherthore" gleich, die Mündungen jener unter dem Eis vom Wasser gegrabenen Tunnels, durch welche sich Alles, was vom blanken Krystall abtrieft, als Bach Bahn bricht. Die Grotte schimmerte von Smaragden und auf einem Throne saß ein schönes, schwarzäugiges Weib, das Aehnlichkeit mit der Kroaten-Anna hatte.

Und wieder war er bei einem festlichen Rundgang, wie ihn die Kirche gern in der schönen Sommerszeit veranstaltet, wenn die Saatfelder wallen und der Priester, der unter einem rothen Himmel steht, die Fluren segnet. Und der blaue Rauch der Böller, deren Dröhnen das Ablesen der „vier Evangelien" verkündet, zog gerade himmelaufwärts, eben dorthin, wo das Eis in ewiger Klarheit blinkte.

Als er aufwachte, sah er durch die kleinen, aus sechseckigen Scheibchen zusammengelötheten Fenster im grauen Morgenlicht eben jene Eisberge, deren Anblick ihn während des Schlafes fast nicht verlassen hatte.

Bald aber kehrten seine Gedanken von der Höhe in die Tiefe zurück. Es däuchte ihm, der ein lediger Mensch war und nach Niemandem zu fragen hatte, schier eine Sünde, das Geld zu behalten, das er klirren hörte, als er sein Gewand anzog — das Geld, das man ihm geschenkt und für welches er noch nicht das Geringste gethan hatte. Draußen auf der Schlammmuhr arbeitete schon wieder gebückt der Bauer mit den Seinigen und sammelte die Steine. Bei einem Menschen, wie der Scharler Seppl, war es vom Gedanken bis zur That nicht weit.

Das Geld, welches er besaß, konnte nach dem damaligen Werthe desselben hinreichen, die Familie über einen Monat lang zu ernähren.

Da kein Gedanke daran möglich war, den Bauer, so arg ihn die Noth drückte, zum Annehmen des Geldes zu bewegen, so sann er darüber nach, in welcher Weise er es ihm aufdringen könnte.

Nach längerem Nachdenken beschloß er, das Silber in eine kleine Nische zu legen, in welcher sich das Bildniß Unserer Lieben Frau befand. Neben dieser Nische stand der Tisch, an welchem die Leute ihre kärglichen Mahlzeiten einnahmen, und dort konnte es nicht verfehlen, die Aufmerksamkeit der Insassen des Hauses zu erregen.

Draußen auf dem Felde (wenn man den grauen Schlamm so nennen kann) nahm der Scharler von den Arbeitenden Abschied. Er bedankte sich für die Verpflegung und das Obdach und fragte nicht nach der Schuldigkeit, weil er wußte, daß es den Bauern jetzt, wo er ganz arm geworden war, um so mehr beleidigen mußte.

Sie schütteten die Steine in den Graben, welche sie eben gesammelt hatten, und begleiteten ihn bis über den Schuttwall.

Der Scharler aber ging von dannen, indem er sich innerlich an dem Bilde der Ueberraschung ergötzte, welches die Familie in dem Augenblicke bieten würde, in welchem sie den kleinen Silberschatz entdeckte.

Siebentes Capitel.

Die Schätze des Habach-Gletschers.

Wenige Stunden darauf näherte sich der Wildschütze den obersten Hütten von Habach.

Hier, in dieser erhabenen Welt, sah es ganz anders aus, als unten neben der Straße, neben den Sümpfen, dem rutschenden Koth und den Stechfliegen.

Da war Alles reinlich — blühweiße Zelte ragten über den grünen Grund empor. Diese Zelte sind hoch, sehr hoch. Sie reichen in den Himmel und erhöhen dessen Blau durch den Gegensatz ihrer blendenden Färbung.

Drüben in Sulzbach ist die „türkische Zeltstadt", eine Eisgegend mit aufragenden Spitzen, verworrenen Kuppen, abgestumpften Säulen — Alles krystallen und meist mit dem feinen Staube des Schnees bestreut.

Da ist ein großer Felsblock mitten auf den Anger hereingewälzt. Er ist mit einem Kreuze bezeichnet, welches

daran erinnern soll, daß der Block, als er von hoher Felswand herabstürzte, auf fast wunderbare Weise einen Hirten und seine Heerde verschonte, die sich auf diesem Anger aufhielten.

Oft überschritt er den Gletscherbach auf schwächlichen Prügelstegen, die mitunter durch Gatter verwahrt waren, und manchen Sturz des Baches erblickte er von unten aus, wo er in eine grüne Schale stürzte, oben aber durch seine Umbiegung einen Grenzstrich zwischen Grün und Weiß darstellte — dem Weiß der Eiswelt, die dann scheinbar gerade hinter ihm sich erhob.

Bald kam er so nah zum Gletscher, daß er dessen Eisbrüche genau unterschied. Sie waren so grau, daß sie vom Aussehen des Geklippes in den Kalkfelsen des „Steinernen Meeres" nicht zu unterschneide waren und sich der Scharler Seppl, der alle jene Gegenden von seinen Blühnbacher Jagdabenteuern her im Kopfe hatte, die Augen ausrieb, als ob er sich vergewissern wollte, daß er wirklich Eis und keine Felsen vor sich habe.

Er befolgte die Anweisung des Schmiedes, der ihm gesagt hatte, gerade auf die Blocklinien zwischen zwei zusammenstoßenden Eisfeldern loszugehen.

Als er schon in einer Art von „Naßfeld" angekommen anfing, die durchnäßten Gründe vor dem Gletscher zu durchwaten, blieb er plötzlich stehen. Es war, als ob ein

Gewitter über den Himmel zöge, und dennoch konnte er keine Wolke an dem tiefblauen Gewölbe entdecken.

Abermals — diesmal noch deutlicher — und dabei schien es ihm, daß die Erde zitterte.

Da fielen seine Blicke auf den vor ihm glänzenden Habach-Gletscher. Von einer großen weißen wulstigen Wand in dem grauen Eisgeklipp stürzten glasige Blöcke herab, grau, so lange sie sich in einer gewissen Höhe über dem Thale befanden, sodann aber, als sie zerschmettert unten ankamen, in weiße Splitter umgewandelt.

Und von diesen Eisstürzen staubte es auf, wie sonst nur Schneelawinen stauben. Das Eis war in Pulver verwandelt. Und das dauerte fort und fort. Der Donner rollte unablässig über die weißen Felder und durch die einsamen Kare hin. Der Berggeist sprach.

Der Wildschütz beglückwünschte sich, daß er noch nicht bis zu jener Höhe auf den Kamm von Blöcken emporgeklettert war, wo ihn die abfliegenden Splitter der Eisblöcke hätten gefährden müssen. Die Sprache des Geistes hatte ihn gewarnt — er blieb vor der Eiszunge, die mit Koth bedeckt war, aus welcher der Bach hervorfloß und die nur durch einen kalten, von Trümmern übersäeten Sumpf hätte erreicht werden können.

Bald war er neben die Blöcke emporgeklettert und spähte mit seinen Blicken auf dem Boden umher.

Dieser Boden war eine Vermengung von Steinen feinem Schlamm, Wasserpfützen, Eisbrocken, Felsblöcken und scharfen, von der Bewegung des Eises allmählich zur Dünne eines Messerrückens zugeschliffenen Klippen.

Da waren Steine von allen Farben, aus Felsblöcken, die sie ursprünglich waren, in kleine Bruchstücke zermahlen und vor Nässe glitzernd und blendend.

So viel wurde ihm einleuchtend, daß hier das Auffinden der grünen Edelsteine in dem verwitterten und abgeschliffenen Zustande ihrer Außenfläche, wie ihn der Druck von Eis oder die rollende Bewegung des Wassers allmählich hervorbringt, nicht so leicht war, wie er es sich von Anfang an vorgestellt hatte.

Die blauen Steine schauten fast aus wie die rothen und die gelben wie die grünen — dies verursachte das Wasser und feiner Schlamm, in den sie alle mit einander gleichförmig getaucht waren.

Nach einigen Stunden unfruchtbarer Arbeit, während welcher die Sonne heiß schien und ihm von der Stirne und von dem Gletscher Wasser in Menge abfloß, entschloß er sich zu einer kurzen Rast, die auf einem mit gelben Flechten bewachsenen Blocke gehalten wurde.

Ringsum blühten, an trockneren Stellen, Edelrauten und erfüllten die Luft mit angenehmem Geruche. Wie feuerflüssiges Metall blinkten oben die Firnfelder und eine

stille Einsamkeit sonnte sich da — eine Ruhe ohne Gleichen, in welcher das Summen der Hunderte von Rinnsalen, die von den weißen Wänden abtroffen, nicht als Lärm vernommen wurde. Alles, was da den Menschen umgiebt, ist rein, unversehrt, unverderbt — die Elemente walten ungeschwächt und unbenützt. Es giebt kein strahlenderes Licht, als dasjenige, welches von diesen Flächen und Giebeln zurückgeworfen wird, keinen blaueren Himmel, als denjenigen, der sich über ihnen ausdehnt, keine lebendigeren Wasser, keine Blumen, deren Farbe mit den kleinen Kelchen wetteifern kann, die sich da erschließen, keine Luft, erquickend und krystallhell wie diese, keinen Boden, wie diesen, der niemals die That Kains gesehen, auf dem nie Verrath, Betrug und Tücke verübt worden ist.

Wenn es irgendwo auf dieser armen Erde einen Himmel giebt, so ist er dort, in jenen Höhen zu suchen.

Ob sich ein Strahl solchen Bewußtseins in das Gemüth des Steinsuchers einstahl, wer vermag es zu beurtheilen? Gewiß ist, daß er während seiner Mahlzeit auf dem rings undufteten Felsblock mit glänzenden Augen ringsherum schaute und sich wenig um den Boden zu kümmern schien, nach dessen Schätzen er suchte.

Es giebt freilich Leute, die sich für klug halten und welche vermuthen möchten, daß bei solchem Herumschauen es dem Einsiedler darum zu thun gewesen sein könnte,

Gemsen, Geier oder Adler zu erspähen, die in den Lüften oder auf den Berghöhen ihr Wesen treiben.

Aber das würde allzu gescheit ausgedacht sein.

Der Mensch ist dasjenige Wesen, in welchem die Natur selbstbewußt wird und damit auch ihre eigene Schönheit begreift und sich deren erfreut. Daß, um solches zu erzielen, die Isis nicht auf die Entstehung von Weltweisen und Gebildeten gewartet hat, beweisen die Volkslieder, die es an allen Orten giebt und von denen viele, längst vergessene, zu einer Zeit entstanden sind, in welcher von Büchern oder von Schreibekunst kein Mensch eine Ahnung hatte.

Die Ruhe spiegelte sich in den Augen des Menschen und das Licht wiederstrahlte in seinem Lächeln. —

Nach einiger Zeit erhob er sich zu neuer Arbeit.

Abermals wurde der Boden durchwühlt und das Auge angestrengt, um nach dem grünen, glasigen Stein zu suchen. Stunde verging auf Stunde, ehe es gelang. Hundertmal wusch der Suchende einen Splitter, ein Bruchstück, das er für Smaragd hielt, in einer der kalten Wasseradern, die rings um ihn rieselten — umsonst. Nachdem es gereinigt war, zeigte es sich als werthloser Stein.

Einmal fiel es ihm ein, einen ziemlich großen und rauhen Stein, der einen Fleck auf dem Geröll bedeckte, mit dem Fuße wegzustoßen, um nachzusehen, ob darunter

etwa nicht die so sehnlich gesuchten Herrlichkeiten zu finden wären.

Als der Stein über die nasse Fläche fortrollte, bemerkte er an der Oberfläche einen Glanz, welcher etwas Anderes zu sein schien, als die hier allgemeine Wiederspiegelung des Sonnenlichtes.

Er hob ihn auf und stieß einen Schrei der Freude aus. Der grobe Stein war rundum mit Krystallen bedeckt, welche fast in der Größe einer Fingerspitze daraus hervorragten. Sie hatten alle die Farbe eines jener Tümpel, in welchen sich der Gletscherbach zeitweilig, wenn er wieder über eine Felsenterrasse herabgestürzt war, sammelte.

Obwohl der Scharler ein Neuling war, so hatte er doch eine Ahnung davon, daß er mit diesem Stein einen außerordentlichen Fund gemacht haben müsse.

Er wusch ihn sorgfältig ab und erfreute sich an dem Durchbrechen des Lichtes durch die vielfachen Seiten der grünen Tafeln.

Wie er sich vorhin nicht hatte sattsehen können an dem Glanze, der oben auf den Firnen lag, und wie er dabei weit entfernt war, an Jagdausbeute zu denken, die sich vielleicht irgendwo in ihren Schlüften barg, ebensowenig war in der That sein erster Gedanke beim Glitzern der grünen Strahlen dem Vortheil zugewandt, welchen sie ihm mit ihrem Lichte in Aussicht stellten, welches hier

sicherer voraussagte, als die grünen Flämmchen über den verborgenen Orten, an welchen Schätze liegen.

Er war zu freudig aufgeregt, als daß es ihm hätte beifallen mögen, heute noch seine Nachforschungen fortzusetzen.

Doch wollte er auch den Habach ferner nicht verlassen, ohne noch alle Mühe aufgewendet zu haben, um in den Besitz ähnlicher Schätze zu gelangen.

Er beschloß deshalb, für heute auf einer der weiter thalabwärts an den Hängen gelegenen Hütten zu übernachten und dabei gegenüber dem Hirten vorzugeben, er sei hereingekommen, um sich über den Wildstand Aufklärung zu verschaffen, und habe seine Büchse einstweilen irgendwo im Walde vergraben — ein Umstand, welcher an und für sich sehr glaubwürdig war, weil die Wildschützen auf solchen Erkundigungsgängen ihre Waffen zu verbergen pflegen.

Diese Nothlüge blieb ihm indessen erspart, denn er fand keinen Hirten vor. Derselbe war vielleicht nach einer anderen Hütte gegangen, um zu plaudern, oder er that das in Wirklichkeit, was der Scharler vorgeben wollte. Vielleicht war er auf der Jagd, eine Beschäftigung, welcher sich die Hirten häufiger hingeben, als es für ihre Heerde und deren Herren gut sein mag.

Indessen nahm der Scharler heute nur mittelmäßigen

Antheil an der Gegenwart oder Abwesenheit eines Menschen. Die Thür zu dem kleinen Blockhaus war unverschlossen — wie es in diesen Bergen überall der Brauch ist — auf dem Heerde befand sich Brennholz und die Asche hatte noch nicht alle Wärme verloren.

Es war also eben so gut, als ob Einer dagewesen und ihn empfangen hätte. Von dem einzigen Gegenstande, der seine Gedanken beschäftigte, hätte er ja doch nicht sprechen dürfen.

In der That glich er Robinson mit dem Goldklumpen. Alle seine Gedanken drehten sich um den Schatz, den er in seinem Sack trug. Welche Augen würde wohl der Goldschmied zu Zell machen, wenn er denselben vor sich auf seinem Ladentische erblickte! Und wieviel Geld würde ihm das eintragen — Summen, die er bis jetzt nur vom Hörensagen kannte und für deren Verwendung sich ihm ein glänzender Gesichtskreis nach dem andern aufthat.

Die Aufregung, welche ihn beim Ausmalen aller dieser Bilder ergriff, war eine so heftige, daß es ihn nicht mehr in der Hütte duldete.

Er ging hinaus, setzte sich auf einen Holzklotz, welchen der Hirt zeitweilig zum Zerhacken der Legföhren benützte, und schaute in den Abend hinaus, in welchem die Spitzen der weißen Zelte roth dastanden. Da quoll ein Brünnlein leise zwischen den Steinen hervor, und ein fast klagendes

Murmeln ging von ihm aus, während es sich über den kalten Felsen verbreitete. Die rohe Schnitzkunst des Hirten hatte neben diesem lebendigen Wasser zwei Bilder von Heiligen aufgestellt, welche sich allmählich unter dem Schneedrucke der Winter und den Stürmen der Berge gegen einander und über das Wässerlein hin geneigt hatten, so daß sie fast kläglich anzuschauen waren.

Der Scharler, der heute gegen Alles freundlich gestimmt war, bemühte sich, diesen beiden Unglücklichen wieder auf die Beine zu helfen. Er grub das Geröll hinweg, in welchem sie staken, vertiefte die Höhlung, stellte sie aufrecht und umgab sie unten mit groben Blöcken, so daß ihnen kein Druck mehr etwas anhaben konnte. Nach dieser Arbeit klatschte er in die Hände und stieg im Abendroth noch eine geraume Strecke den Hang weiter hinauf, immer dem Sonnenschein nach, der sich weiter und weiter zurückzog, in der Erwartung, den Hirten zu erspähen, welcher nun aller Wahrscheinlichkeit nach nicht mehr länger ausbleiben konnte.

Eine Heerde brauner Ziegen folgte ihm auf Schritt und Tritt. Einige davon leckten seine Hände ab, andere stießen von Zeit zu Zeit ein Gemecker aus, welches vielleicht ihr Verlangen nach Salz ausdrückte.

Einem Menschen wie der Scharler Seppl kam das

Steigen nicht schwerer an, als einem Andern das Gehen auf ebenem Wege.

So gelangte er allmählich hoch hinauf, bis dahin, wo die grauen Baumleichen stehen und der blaue Eisenhut und wo der Grasboden, mit Trümmern übersäet, nach und nach den Uebergang bildet zum gänzlich nackten Gestein, zum schroffen Felsen und den Schneefeldern, die sich Jahr aus Jahr ein in Mulden halten.

Da lag mancher Block auf schmutziger Lawinenzunge und von spitzigen Zacken reichten grüne Rißen von mürbem Chloritschiefer bis auf den Weidegrund herab. Nunmehr ging auch für diese hochgelegene Gegend die Sonne unter, nachdem das Thal, durch welches der Bach seinen Weg suchte, schon längst verdunkelt worden war. Plötzlich hörte er ein Jauchzen aus der Dunkelheit in der Tiefe, welchem er sofort kräftig antwortete.

Trotzdem er seine Augen anstrengte, die Gestalt zu entdecken, von welcher dieser Ruf ausgegangen sein mochte, kam er doch nicht dazu, sie zu finden.

Nichts erklärlicher als das. Während er den Menschen in der Tiefe vergeblich suchte, war es diesem ein Leichtes gewesen, ihn auf der hellern Höhe zu erspähen.

Der Scharler Seppl stieg dem Ankömmling, welchen er für den Hirten hielt, rasch entgegen. Bald hörte er von unten herauf das Klappern der mit Eisen beschlage-

nen Schuhe und es dauerte nicht lange, so trafen sich die Beiden an dem Brünnlein vor der Hütte. Es war in der That der Hirt, wie der Scharler Seppl vermuthet hatte.

Er trug einen grauen durchlöcherten Hut, eine wollene Decke, aus welcher der Kopf durch ein Loch hervorragte, und lederne Hosen, die bis an die Kniee reichten. Die Schienbeine blieben nackt und auch die Füße steckten nackt in den groben Schuhen.

In der Hand trug er einen dicken und langen Stock ohne Eisenbeschlag, der Hut war mit allerlei seltenen Alpenpflanzen geschmückt, von denen die Farben Weiß, Himmelblau, Roth und Purpurn so rein und grell dargestellt waren, wie sie auf keiner Malerpalette zu finden sind.

Der Hirt hieß den Scharler Seppl willkommen und fragte ihn sofort, ob er die Nacht über bei ihm bleiben wolle. Ehe ihm dieser noch antworten konnte, hatte der Hirt einen Blick auf die zwei hölzernen Figuren geworfen.

„Hast gewiß du meine Heiligen aufgerichtet?" sagte er lachend.

„Wohl, das hab' ich."

„Ich hätt's auch gethan," sagte der Hirt, „hab's aber immer von einem Tag auf den andern verschoben. Damit sie aber nicht meinen, ich halt' weniger darauf als du, so will ich sie zieren."

Damit nahm er seinen Hut vom Kopfe, löste die Blumen ab und steckte sie jedem der Heiligen in die halb zusammengeballte Hand.

Diese grellfarbigen Blüthen bildeten einen Gegensatz zu dem verwitterten Holz, an welchem so viele Stürme gerüttelt hatten.

Darauf gingen sie mit einander in die Hütte, der Hirt legte Hut und Stock ab und sagte, indem er die Flamme zu schüren begann:

„Nu, den heutigen Tag werd' ich mir merken."

Der Scharler Seppl sah ihn betroffen und fragend an, denn es kam ihm schon seltsam vor, daß er bis jetzt noch nicht gefragt worden war, wer er sei und zu welchem Zweck er hereingekommen wäre.

Der Hirt aber schien an derlei gar nicht zu denken, sondern fuhr hastig erzählend fort:

„Heute Mittag kracht's auf einmal da drüben gerade über den Stadel hin, den du dort drüben sehen würdest, wenn's Tag wäre. Zuerst habe ich an keinen Schuß geglaubt, sondern gemeint, es geht unter dem Schwarzkopf ein Eisbruch herunter. Wie's aber darauf ganz still bleibt, gehe ich hinaus und komm' noch gerade recht, um zu sehn, wie ein Rehbock gerad ab über die Felsstaffeln in den Bach fällt. Augenblicklich geh' ich darauf zu, voll Neugierde, den Schützen zu sehen, der dahinter herkommen

wird. Was meinst du aber, daß ich statt dem Schützen gesehen habe?"

„Nu also!" antwortete der Scharler Seppl.

„Einen Jäger hab' ich gesehen, der mordsmäßig schreit und mir zuruft, ich möcht' ihm doch um Gotteswillen helfen. Ich geh' also hin, steig' zum Bach hinab, geh' über den nächsten Steg, seh' den Rehbock verendet und ganz zerschunden zwischen zwei Felsblöcken vor dem Wasser liegen und droben den Jäger auf einem Baumstumpf sitzen, wie er alleweil seine Hände an den rechten Schenkel hält und laut aufjammert. Ich kann mir gar nicht denken, was da sein soll. Anstatt daß er eine Freude hat über den Rehbock, jammert er. Wie ich hinauf komme, sagt er, eine Kugel habe ihn geprellt. Die seinige? Nein, denn er hatte gar nicht geschossen. Das Allerschönste war, daß oben ein Wildschütz stand, der ihn gar nicht gesehen hatte. Der hatte auf den Rehbock geschossen und die Kugel war durch und durch gegangen und hatte auch noch den Jäger getroffen, so daß er nimmer gehen konnte. Wie wir nachher das Reh angesehen haben, haben wir gesehen, daß der Schuß durch und durch ging. In seinem Zustand konnte der Jäger den Rehbock nicht schleppen und ich auch nicht, weil ich genug Mühe hatte, ihn thalabwärts zu führen. So blieb also der Bock liegen, nachdem wir

ihn untersucht hatten. Wie ich aber vorher zurückgekommen bin, war er fort."

„Natürlich", sagte der Scharler Seppl. „Der Wildschütz müßte wohl arg vernagelt gewesen sein, wenn er den Bock unten hätte liegen lassen. Aber, sag' einmal, seid ihr denn ganz gewiß, daß der Schütz durch den Bock durchgeschossen und den Jäger getroffen hat? Hat er nicht zweimal geschossen, daseine Mal auf den Bock, das andere Mal auf den Jäger?"

„Gewiß nicht", entgegnete der Hirt. „Ich setze meine Seel' darauf ein, daß nicht zweimal geschossen worden ist."

„Nu, dann ist's völlig zum Lachen. Aber der Jäger, der wird weiter nit geschaut haben! So was ist ihm gewiß noch nit untergekommen. Was war's denn für Einer?"

„Er ist noch nit lange da — sonst bleibt er halt draußen in Hollersbach."

„So, so, nu, dann kenn' ich ihn nit. Liegt mir auch nichts daran", sagte der Scharler Seppl. „Aber den Schützen möcht' ich wissen, was das für Einer war."

„Ich hab' ihn nit recht deutlich sehen können. Aber mir ist's vorgekommen, als wäre er mir nit unbekannt. Herinnen muß er schon einmal gewesen sein."

Der Scharler Seppl rieth hin und her unter seinen Bekannten, aber bei den geringen Andeutungen, welche ihm der Hirt geben konnte, vermochte er nicht, sich ein Bild von

dem fabelhaften Schützen zu machen. Der mußte seiner Büchse eine gewaltige Pulverladung zugetraut haben, daß eine solche Verwundung möglich war.

Der Hirt wiederholte alle Einzelheiten unter Gelächter. Es war offenbar, daß er sich des Unfalles freute, welcher dem Jäger widerfahren war. Da die meisten Hirten selbst gelegentliche Wildschützen sind, so halten sie es mit diesen und nicht mit deren Widersachern.

Das Feuer loderte und draußen schien der Abendstern. Die beiden Männer aßen Milch, der Hirt lachte in sich hinein über den hinkenden Waidmann, den er bis zu den untersten Hütten geleitet hatte, von wo sie um den Wundarzt fortliefen, und der Scharler Seppl war in Gedanken wieder bei seinen Schätzen.

Auf einmal das Geräusch eines Schrittes draußen — eine dunkle Gestalt erschien unter der Thüre. Es war kein Anderer, als Christian.

Ein Juhschrei Seppl's, der seinen Kameraden bei dem Licht, welches die aufprasselnde Flamme vor die Thüre hinauswarf, sofort erkannte.

Christian trug einen Rehbock auf der Schulter.

„Ich glaube gar," rief der Hirt, „das ist der Schütz, der heut den Jäger geprellt hat."

Dem Scharler Seppl ging die Bestätigung dieser Märe über alle weiteren Begrüßungen seines Kameraden. Er

stürzte sofort auf das Thier zu und sah in der That eine kleine Wunde, die sich am rechten Schulterblatt befand, und eine größere an der linken Bauchhälfte. Hier war die Kugel, die von einem höher gelegenen Orte abgeschossen war, wieder herausgedrungen. So war es erklärlich, daß sie noch den Fuß des weiter unten stehenden Jägers hatte erreichen können.

Auch der Hirt hatte die größte Freude über das Erscheinen des Schützen, der ihm den Spaß gemacht hatte, den Fuß des Jägers zu prellen. Er mochte wohl auch noch seinen besonderen Grund haben, über die Lahmheit des Jägers Wohlgefallen zu empfinden.

„Ja, sag' nur einmal, Christa," rief der Scharler, „wie kommst denn du daherein?"

„Und du erst?" sagte der Christian, „ich hab' geglaubt, du sitzest im Pfleggericht."

„Haben mich schon wieder ausgelassen."

Der Christian zwinkerte mit den Augen in der Richtung gegen den Hirten hinüber, was eine stumme Anfrage sein sollte, ob man die Zunge nicht hüten müsse vor ihrem Unterstandgeber.

Der Scharler Seppl nickte verneinend mit dem Kopfe und fuhr zugleich fort:

„Bis nach Mitterfill hinauf haben sie mich geschafft, wahrscheinlich, weil sie Furcht gehabt haben, meine Kame-

raden könnten ein bißl zu nah da sein, wenn ich in Goldeck hinter dem Gitter sitze. Es wäre aber gescheidter gewesen, sie hätten mich nach Goldeck gebracht. Dort säße ich noch im Schatten, anstatt daß ich hier bin und ausstudire, wo ich morgen etwas zum Schießen kriege."

Der Hirt schaute bei diesen Worten, die der Seppl absichtlich bei passender Gelegenheit hingeworfen hatte, um sich allen Verdacht hinsichtlich des Steinsuchens vom Leibe zu halten, den Sprechenden verdutzt an. Dieser aber that, als ob er es nicht bemerke, und fuhr fort:

„Der Pfleger in Mittersill ist ein alter Bekannter von mir und thut mir auch was zu Gefallen. Du wirst es verstehen, Christa, wenn ich dich daran erinnere —"

„Ah so!" rief dieser, „ich versteh' schon, da braucht's kein Erinnern."

Der Hirt hatte eine Frage auf der Zunge, allein in Anbetracht dessen, daß er das verschwiegene Wesen derartiger Gäste kannte, wagte er es nicht, sich weiter zu erkundigen.

„Ich hätte dich drüben in der Rauris oder dort herum gesucht, nach dem, was wir mit dem Spitzbuben von Knappen ausgemacht haben," sagte der Scharler Seppl.

„Du hast wohl Recht, daß der ein Spitzbub' ist. Das letzte Wildpret ist er uns schuldig geblieben und jetzt ist er wieder wegen seiner Goldgeschichten über den Tauern gegangen."

„Was, über den Tauern? Ich hätt' ihm alles das Zeug gar nicht geglaubt, sondern gemeint, er macht uns einen Firlefanz vor, um uns recht für die Narren zu halten."

„Für den Narren halten, das thut er schon, aber jetzt hat er wieder Andere in der Arbeit. Da ist in Bucheben ein Bauer, dem macht er einen Silbereinsatz."

„Was ist das?" unterbrach hier der Hirt den Christian.

„Ich weiß es auch nicht recht," antwortete dieser, ich glaub', man thut etwas in ein Glas hinein und dann wächst das Silber daran aufwärts wie ein kleiner Baum."

„Der Silbereinsatz," bemerkte der Scharler Seppl trocken, „wird halt das sein, daß der Bauer sein Silber einsetzt."

„Und der Knappe es in die Tasche steckt," ergänzte der Christian. „Doch also, um auf mich selber zu kommen, ich habe gesehen, daß in Rauris die nächste Zeit nichts zu machen ist, weil wir dort drunten unser Wildpret nicht an den Mann bringen. Dafür ist mir Einer draußen in Mühlbach verrathen worden, für den bin ich heut hereingekommen und du siehst, daß es nicht umsonst war. Freilich hab' ich mir nicht gedacht, daß ich dabei auch noch den Jäger anschieße."

„Nu," nahm jetzt der Hirt das Wort, „für heute und die folgenden Tage seid ihr sicher. Der Jäger hat zwar

ingrimmig geflucht über die Schützen und ihnen allen miteinander gedroht, daß er sie niederschießen wird, wenn er ihnen begegnet, aber für die nächsten Tage hat's gute Weile. Der hat einen Preller davongetragen, daß er nicht so bald wieder tanzt."

Christian fand es für überflüssig, den Scharler Seppl zu fragen, weshalb er hiehergekommen sei und was er hier treibe.

Das verstand sich unter Leuten von ihrem Handwerk von selbst.

Der Rest des Abends verlief fast ausschließlich in Gesprächen über die wunderbare Wirkung des Schusses. Christian hatte Branntwein bei sich und ließ ihn freigebig herumgehen.

Es schien, als ob die Mühseligkeiten dieses Tages — und alle Drei hatten ihrer einen entsprechenden Theil durchgemacht — keinen Einfluß hätten auf ihre Schlaflust.

Der Vollmond stand hoch am Scheitelpunkt des Himmels und sie redeten noch immer fort von wilden Abenteuern, von Jagd und Gefahren in der Eiswelt. Auch der Hirt, welcher eine große Anzahl Ziegen zu bewachen hatte, blieb seine Beiträge nicht schuldig. Wenn von ihm heute mit großer Anstrengung ein lahmer Jäger thalabwärts geschleppt worden war, so hatte er ein anderes Mal mit nicht viel geringerer Anstrengung eine Ziege zu tragen

gehabt, die er von einem aus dem Eise hervorragenden Riff, worauf sie sich verstiegen, auf den festen Grund herüberholte. Dabei ging er auf handbreiten glatten Bändern über Eisschlünde, deren grünliche Nacht dem Kühnsten Furcht einzujagen im Stande war.

Nur Einer erzählte nichts von den Schicksalen des heutigen Tages, so merkwürdig sie auch für ihn selbst sich gestaltet hatten und so sehr er hätte erwarten können, daß die Andern diesen zu Liebe geschwiegen haben würden.

Dieser Eine war der Scharler Seppl.

Achtes Capitel.

Im Hause der Kroaten-Anna.

Einige Tage später saß gegen Abend die Kroaten-Anna in ihrer zirbengetäfelten Stube, mit der Anfertigung eines neuen Kleides beschäftigt.

Die Fenster waren offen, vom Garten kam laue Luft herein und der Glanz der Sonne, der auf den zahllosen rothen Blüthen der Bohnen auflag, warf einen röthlichen Wiederschimmer auf das hübsche Gesicht der jungen Bäuerin.

Während sie mit ihrer Arbeit beschäftigt war, erhob sie von Zeit zu Zeit den Blick und ihre Augen wandten sich nach dem Gebirge, welches drüben in dunklem Dufte aufstieg.

Manchmal hob sich ihr Busen höher, als ob sie einen Seufzer nach jenen Fernen hinübersenden wollte.

Mit Ausnahme des Gesurres einiger Fliegen und Wespen, welche von Zeit zu Zeit aus dem Garten herein-

flogen und dann rasch wieder das Freie suchten, war kein anderes Geräusch vernehmlich, als das einer alten Wanduhr. Der Perpendikel bewegte sich in einem langen Kasten und lief unten in ein herzförmiges Blech aus. Gerade an der Stelle, wo sich dieses bewegte, war ein mit einer Glasscheibe bedecktes Loch in den Kasten geschnitten. Wenn die Bäuerin, die gerade gegenüber saß, ihren Blick darauf warf, so konnte sie von Zeit zu Zeit das glänzende Herz sehen, wenn es eben hinter der Oeffnung vorüber kam.

Die Stube war nicht völlig so eingerichtet, wie die andern Bauernstuben. Ueber den Fenstern hingen grellfarbige Vorhänge, eine sonst unbekannte Verschwendung. Mehrere Figuren von getriebenem Silber standen hier und dort auf den Kästen herum und ein großer Strauß von Feldblumen stak in einer schön geformten zinnernen Vase auf einem Tische von Eichenholz.

Die schöne Tochter des Kroaten hatte sich da ein Heim geschaffen, wie es keinem Menschen im Dorfe eingefallen war. Wenn diese hübsche Sachen, Ziergegenstände haben, so stellen sie dieselben in ein besonderes Zimmer, welches nie bewohnt wird, welches kalt und ungastlich aussieht. Sie selbst aber sitzen in einer dumpfen Stube, in welcher nichts die Sinne ergötzt.

Es öffnete sich die Thüre und eine Magd trat herein — ein hübsches, freundliches Gesicht mit klugen Augen.

„Was giebt's?" sagte Anna, wie erschreckt sich umwendend.

Sie mußte in einen Irrgang von Gedanken vertieft gewesen sein, denn sie fuhr auf, wie mit Gewalt gezerrt.

„Nichts, Bäuerin", erwiderte die Magd. „Ich hab' nur fragen wollen, ob ihr mich zu nichts brauchen könnt für jetzt."

Die Anna schaute auf und erwiderte:

„Es giebt keinen Gang für heute. Thue draußen, was du willst."

Die Magd zögerte.

„Was ich noch habe sagen wollen," fuhr sie nach einer Weile fort, während welcher sie die Thürklinke in der Hand behielt.

„Nun?"

„Die Geschichte von dem, was ihr neulich dem Gendarmen angethan habt, ist in Aller Mund. Im ganzen Markt hört man von nichts Anderem reden. Da ist Keiner, der es dem Schergen nicht gönnt."

Anna schmunzelte.

„Du hast es gewiß ausgeplaudert."

„Auf meiner Seelen Seeligkeit nicht," erwiderte die Magd, die Hand auf die Brust legend. „Es muß es Jemand mit angesehen und dann herumgetragen haben."

„So, nun mir ist's gleich! Ich hab' ihm nur angethan, was ihm gehört hat. Was braucht er zu horchen?"

„Ich fürchte nur, er rächt sich," sagte die Magd. „Wenn er erfährt, daß die Geschichte mit dem Tragkorb ruchbar geworden ist, so erzählt er, was ihm einfällt, vom Gnädigen und —"

Das Gesicht der Kroaten-Anna wurde dunkelroth.

„Wenn das geschieht," sagte sie nach einer Weile sich aufrichtend, „dann ist er — die längste Zeit auf unserem Berge herumgegangen."

Die Magd erschrak über den Ausdruck des Zorns, welcher aus den Augen ihrer Herrin hervorbrach.

„Es ist nur meine Meinung", sagte sie, „diese Leute sind ja alle boshaft."

Anna antwortete nicht mehr, sondern setzte sich wieder zu ihrer Arbeit. Doch mochte man ihre Erregung an der Röthung des Gesichts und der Bewegung des Busens wohl wahrnehmen.

„In Tirol", sagte sie nach einer Weile, „sind die Weiber mit dem Gewehr in der Hand den Baiern gegenüber getreten. Hier zu Land rühren sich nicht einmal die Männer."

Die Magd sah ein, daß sie über diesen Gegenstand nichts mehr äußern dürfe, ohne ihre Herrin auf das Aeußerste zu reizen.

„Ich bin nicht aus dem Teig gemacht, wie die Goldecker",“ sagte die Anna noch barsch, dann schwieg sie, von Zeit zu Zeit ihre Augen zum Fenster hinauswerfend.

„Ach, wer weiß, wie lange das Alles noch dauert,“ fuhr die Magd fort. „Es geht ein Gerede, daß der Russe die Baiern und ihren Napoleon fast ganz aufgerieben hat.“

„Schwätzereien“, erwiderte die Anna. „Was wollen die Leute wissen?“ Wenn das wahr wäre, so ließe man es ihnen nicht wissen. Hat's aber der Russe wirklich gethan, so hat er Recht. Ich machte es grade so, wenn mir Jemand in mein Haus einbräche.“

„Mich dauern aber die armen Soldaten, lauter junge, rüstige Leut'“.

„Warum sind sie so dumm und gehen mit. Hätten sie's gemacht, wie Andere, so säßen sie jetzt in ihrer Heimath und die Großköpfe könnten ihren Streit allein mit einander ausfechten.“

Die Magd merkte, daß ihre Herrin auf ein Gebiet gerathen war, auf welchem ihre Gedanken mit Vorliebe spazieren gingen.

„Die sind deshalb auch nit zu neiden, die Häuter“, erwiderte sie. „Ich habe mir sagen lassen, daß von den vielen Deserteuren, die sich in unserer Gegend aufhalten, es den Meisten schlecht genug geht. Ja, es giebt solche, die sich auf dem Berg oben aufhalten, wie das Wild, sich

in Almhütten und Heustadeln verkriechen und dabei die Angst aushalten müssen, daß sie halb todt geschlagen werden, wenn die Schergen sie wieder erwischen."

„Das macht Alles nichts", erwiderte die Kroaten-Anna kurz, „dafür haben sie ihre Freiheit."

„Schöne Freiheit das," entgegnete die vorwitzige Dirne, „wenn sie nicht unter die Leute dürfen."

„Wer weiß?"

„O, da weiß ich gleich einen Buben von einem Wagrainer Bauern — wie man's dort heißt, fällt mir nit gleich ein, ich weiß nur, daß der Bub Toni heißt. Wie oft hat der Gerichtsdiener von dem erzählt, daß sie ihm nachgegangen sind, und daß sie ihn auf dem Berg herumgehetzt haben, wie einen Gemsbock. Und grad der ist's, den sie neulich beim Waldbrand ober dem Thomasgraben mitten im Feuer gefunden haben."

„Der sich aber wieder herausgehaut und den Bütteln das Nachschauen gelassen hat. Der gefiel mir, das ist ein schneidiger Bub — ein ganz Anderer, wie so viele Ofenhocker."

„Aber die Lebensgefahr!"

„So, und die Freiheit rechnest du für nichts? Wenn er gleich oft dem Sturm ausgesetzt ist, so haben doch, mein' ich, die Baiern noch nicht allen Christenglauben und alle guten Leut' aus dem Land gebracht, so daß es alleweil

noch gute Menschen giebt, die so einem armen Teufel aushelfen. Meinst du, die Buben sind gerade dafür da, daß sie sich für den König von Baiern todtschinden lassen? Wofür denn? Etwa dafür, daß er sich noch nie da herinnen hat sehen lassen, so lang das Landl sein gehört, oder dafür, daß seine Schreiber und seine Pfleger mit ihren Winterfenstern vor den Augen den Leuten das Fell ausziehen? Ich sag' dir, lieber wär' ich auf der Wetterwand droben, wo die Adler ihre Nester anlegen, als daß ich mich hunzen und prügeln ließe."

„Aber euer Vater," wagte die Dirne einzuwenden, „war doch auch Soldat?"

Die Kroaten-Anna betrachtete das Mädchen mit einem sonderbaren Blick. Dann sagte sie:

„Ist es einerlei, seinem Kaiser zu dienen, dem das Land gehört, seit Menschen denken, oder so einem neugebackenen König, der doch weiter nichts ist, als dem Franzosen sein Schuhputzer? Dort, wo mein Vater daheim ist — und das Land ist weiß Gott ein Paradies gegen das schiecht Bergloch da, weil Alles in Fülle wächst, was der Mensch braucht — haben seine Vorfahren, die sich vor den Türken aus einem anderen Lande haben flüchten müssen, Schutz und Obdach gefunden. Der Kaiser hat ihnen Feld und Wald und Vieh und Häuser gegeben und hat dafür verlangt, daß sie im Nothfall sein Reich schützen

helfen müssen. Ist da was Unrechtes dabei? Und der Baier, der auch nit besser haust, wie der Türk', der in Tirol drinnen und draußen am Lueg die Weiber und Kinder umgebracht und die Häuser angezündet hat, der, so lange er herin ist, nichts thut, als uns das Geld und Leut' wegnehmen, weil's sein Herr, der Napoleon, braucht, der will sich neben den Kaiser stellen? Dasselbige giebt's nicht."

Der Athem versagte dem schönen Mädchen, so hatte es sich in den Zorn und die Begeisterung hineingeredet. Ihr Auge blitzte und um den Mund spielte ein böser, rachsüchtiger Zug. So mußte jene Jungfrau ausgesehen haben, die an zwei Jahrzehnte früher am Eingang der wilden Eisackschluchten, bei Spinges den stürmenden Franzosen die Fahne des Landes Tirol entgegen trug.

„Und trotzdem," fuhr sie, nachdem sie sich gesammelt hatte, mit fast gleicher Leidenschaft fort, „trotzdem hat er eines Tages seinen Säbel weggeworfen und ist der Sklaverei entflohen. Das freut mich bis auf's Todtenbett, daß ich einen solchen Vater gehabt hab' — es war das' letzte Schöne, was er gethan hat. Daß er da, in dem Land, unter dem Volk geblieben ist, das kann ich ihm gerad so wenig verzeihen, wie die Narrethei, an der meiner Mutter fast das Herz gebrochen ist. Und —"

Hier hielt das zürnende Mädchen inne.

„Gut", sagte sie, „ich will von der Geschichte nichts

mehr hören. Laß mich in Ruhe. Ich sag' nur so viel; Wenn alle Deserteure zu mir kämen, ich gäbe ihnen allen zu essen und verstecken helfen thät ich sie, so lang ich noch einen Winkel im Haus oder im Wald wüßte, wohin die bairischen Schnüffler ihre Nasen nicht stecken."

„Ich glaube, das wird schwer sein", entgegnete die Magd mit etwas schnippischer Miene. „Die Gerichtsdiener erzählen überall, daß es bald an ein großes Treibjagen gehen wird und daß man die Deserteure ausräuchert, wie es der Waldbrand drüben mit dem Toni gethan hat. Der Scharnitz . . . . "

Hier unterbrach sie ein Gelächter ihrer Herrin. „Der Scharnitz — nu, wenn nur der Scharnitz vorne dran ist!" rief sie. „Da kriegen doch die Wolfsauer Hexen wieder etwas zu thun, daß sie ihm seine Buben anbannen. Schöne Leute stellen die Baiern an, das muß ihnen ihr Feind lassen. Da können die Deserteure Kirchweih halten, wenn sie erfahren, daß der vorne dran ist. Ich sag', die ganze Geschichte ist noch alleweil mehr zum Lachen, als zum Weinen."

„Ich sag' nur, was ich gehört hab'", fuhr die Magd fort. „Besonders haben sie's auf die Gegend über dem Thomasgraben drüben, unter den Vierkögeln, auf dem Haaseck und in Großarl abgesehen. Der Scharnitz hat einen Verweis gekriegt, daß sie das letzte Mal in der

Wolfsau und beim See nichts gefangen haben. Jetzt will er mehr Eifer zeigen."

„Es ist gut", sagte die Anna, „für den Scharnitz ist gesorgt. So gut es du weißt, wissen es vorher Alle, die es angeht. Wenn man in die Fuchsbaue schaut, ist der Fuchs bei einem anderen Loch draußen."

„Gott geb's", erwiderte die Magd, „daß die armen jungen Burschen nicht in die Hände ihrer Peiniger fallen. Seit ihnen der Toni durch ist, sind sie schier wüthig geworden. Ich glaube, die Gensdarmen hätten gern davon gar nichts gesagt, wenn nicht so viele Leute dabei gewesen wären — einen Wildschützen, den sie auch noch dazu erwischt haben, hat der Pfleger ohnehin gleich nach Mitterfill hinauf schaffen lassen — ich sag', sie möchten sich gar nicht einmal so viel um die Leut' alle kümmern, wenn sie nicht immer etwas wieder davon zu hören und zu sehen bekämen. Dann fürchten sie sich vor ihren Oberen und so geht die Geschicht' fort. Der Herr Pfleger zum Beispiel ist gegen die Leut' nit so übel und —"

„Der Pfleger, das ist gerade der allerschlechteste", rief die Kroaten-Anna zornig. „Es thut mir leid, daß du weißt, was neulich hier vorgegangen ist. Daß er in mich verliebt ist — das nehme ich ihm nit übel, das täht ich auch, wenn ich er wär' und in Goldeck sein müßte.

Aber daß er mich behandelt hat wie eine von seinen Kucheldirnen, das vergißt ihm die Kroaten-Anna nicht."

In diesem Augenblicke ging ein Mensch draußen am Zaun vorüber, der gerade so große Lust hatte, in ihr Haus hinein zu gehen, als neulich der Gensdarm. Er blieb auch vor den Bohnen stehen und schaute gegen das Zimmer mit den offenen Fenstern, aus welchem die frische, helle Stimme des jungen Mädchens klang.

Dieses bemerkte ihn und sagte zur Magd:

„Da, schau hinaus — der dort ist kein Goldecker? Was hat denn der hereinzugaffen?"

Sie hatte aber noch nicht ausgesprochen, als sich schon das Gatter draußen öffnete und der Mann auf die Hausthüre zukam. Er war gekleidet, wie Bauernbursche, nur trug er einen Jägerhut. Aus seinen verweiterten Zügen sprach Kühnheit.

„Geh hinaus und horch, was er will."

Nach einigen Augenblicken hörte die Anna den Mann sagen:

„Ich hab' nur nachsehen wollen, ob mein Basl nit vielleicht da auf Besuch ist, die Magd vom Pfleggericht, die —"

„Nein, die ist nit da — es ist nur die Bäuerin daheim."

„Ganz allein die Bäuerin?"

„Ja, sonst Niemand."

„So, dann geh' ich zur Bäuerin."

Die Kroaten-Anna liebte Besuche und neugierige Personen in ihrem Hause nicht. Als sie das Begehren des Fremden hörte, stand sie deshalb auf, ging vor die Thüre hinaus und betrachtete sich den Burschen.

Ihre fragenden Blicke waren eine stumme Aufforderung, sein Anliegen sofort vorzubringen.

Das Auge, die Miene, die Gestalt, das Auftreten des Mädchens machten den Mann verlegen.

„Ich hätt' ein Wort mit euch zu reden, Bäuerin", sagte er, den Hut lüftend, doch sich sofort wieder damit bedeckend.

„Ich kenn' euch nicht," entgegnete die Anna trocken. Ihr werdet mir wohl gleich sagen können, wer euch hierher geschickt hat oder was Euer Anliegen ist."

Ich mein, es ist besser", sagte der Fremde im Hinblick auf die gespannt zuhörende und ihn unverwandt anblickende Magd, „wenn ich mit der Bäuerin allein reden könnt".

Es war die Neugierde der Kroaten-Anna erregt und sie winkte dem Ankömmling, in die Stube einzutreten. Die Magd verlor hierdurch nichts, weil sie außen an den nämlichen Fenstern horchen konnte, an denen neulich der Gensdarm seinem Schicksal verfallen war.

Der Fremdling, der in seinem Leben noch keine anständige Stube, bunte Vorhänge oder silberne Figuren anderswo als in der Kirche gesehen hatte, war verblüfft über den Anblick, der sich ihm hier bot.

„Vor Allem, wer seid Ihr?" fragte die Kroaten-Anna, nachdem sie neben ihrem Eichentisch Stellung eingenommen hatte, die Hand auf seinen Bord stützend.

„Ich heiße Scharler, aber die Leute sagen: der Scharler Seppl. Mein Geschäft ist allerhand — ich schieß, ich —"

Trotz der Dehnung, welche der Scharler Seppl dem eigenen Wirkungskreis geben wollte, brachte er nichts weiter mehr heraus. Er schloß seine Rede mit einem endlosen: „Ich —"

„Begreife", sagte die Kroaten-Anna, „Ihr seid eben ein Wildschütze. Vielleicht auch ein Deserteur. Bei mir braucht ihr kein Blatt vor den Mund zu nehmen. Sagt nur frei heraus, was ihr von mir wollt."

„Gegenwärtig hab' ich ein anderes Geschäft," erwiderte der Scharler Seppl. „Wie ich unten zum Kalkofen gekommen bin, steht einer da, den ich nicht kenne, und fragt mich, ob ich nach Goldeck hinauf gehe. Wie ich sage: Ja, so sagt er, daß er auch gern hinauf ginge, daß es aber jetzt zu windig wird. Ich sehe gleich, daß ich Einen vor mir habe, der sich nit sehen lassen darf."

In diesem Augenblicke gewahrte die Kroaten-Anna,

daß die Fenster offen waren. Sofort schritt sie darauf zu und schloß dieselben.

„Red' nur zu, Landsmann," sagte sie mit aufmunterndem Ausdruck ihrer Augen.

„Der beim Kalkofen hat blos gesagt: „dich kenn ich — ich hab dich oft auf unserem Berg gesehen. Ich weiß, daß du ein Wildschütz bist. Von dir hab' ich also nichts zu fürchten. Du gehst zur Kroaten-Anna hinein, wenn du nach Goldeck kommst, und sagst, der Bekannte vom Haaseck läßt ihr wissen, daß er sich jetzt eine Zeit ganz versteckt halten muß." Da bin ich, um das auszurichten."

„Und das soll mich angehen?" sagte die Anna. „Wie hat denn der Mann ausgesehen?"

„Daß ich dir's gesteh — anfangs hab' ich ihn für einen Burschen gehalten, der einmal drinnen in Großarl in einem Futterstadel gehaust hat und wegen dem ich damals in allerhand Schlimmes gerathen bin. Du weißt, die Flüchtlinge haben keine Gelegenheit, sich den Bart abzunehmen, und so schaut bald der Eine wie der Andere aus, weil man fast gar kein Gesicht mehr zu sehen bekommt. Aber dann ist er mir doch in der Stimme anders vorgekommen. Aber jung ist er noch und soviel ich hab' sehen können, ein sauberer Bursch dazu."

Ein flüchtiges Roth zog sich über die Wangen der jungen Bäuerin.

„Ich weiß nicht, was das mich angehen soll", sagte sie. „Wahrscheinlich hast du nicht recht verstanden. Wie war er denn angekleidet?"

„Das könnt' ich nimmer genau beschreiben. Ich mein', so wie einer, der auf einer Almhütte zu schaffen hat, ein Hüter oder Senner."

„Ich kenne Niemanden, der so ausschaut und der mir etwas zu sagen haben soll", entgegnete Anna kurz. „Aber ich bedank mich schön. Doch, wie ist's mit dem — du hast vorhin gesagt, der Mann habe dir aufgegeben, du sollst sagen, es sei windig auf dem Berg. Ist vielleicht wieder etwas vorgefallen?"

„Hast du nichts davon gehört, Bäuerin?" sagte der Scharler Seppl, in seinem Eifer plötzlich das „du" annehmend, „du denkst doch an den Waldbrand, der vor ein paar Tagen war?"

„Freilich".

„Nu ja, gerad' zu der Zeit war ich drüben und hab' mich ein bissel nach Wildpret umgeschaut. Plötzlich, ich weiß gar nit, wie schnell das geschehen ist, schlagt das Feuer aus dem Wald, ich höre Geschrei und seh' den nämlichen Burschen, den ich schon lang einmal in Großarl drinnen bei seinem Futterstadel angetroffen habe, mitten unter den Gendarmen. Und ehe ich mich recht umschaue,

haben sie mich auch gepackt und mit Kolbenstößen abwärts getrieben."

„So, also du bist derjenige, der dabei war, wie der Toni durch ist?" sagte die Kroaten-Anna lachend. „Das freut mich."

Darauf schritt sie zur Thüre, rief die Magd und befahl ihr, eine Flasche alten Kirschbranntweins und Schinken herauf zu bringen.

Von diesem Augenblicke an war der Scharler Seppl in ihrem Hause ein geehrter Gast.

Der Wildschütze ließ sich nicht zweimal bitten, sondern that dem vorgesetzten Trunk und der Speise Ehre an.

Dabei erzählte er der Bäuerin ganz ausführlich, wie es damals zugegangen war. Als er der Sennhütte erwähnte, vor welcher die Hauptszene abgespielt hatte, erbleichte die Bäuerin. Doch unterbrach sie die Erzählung nicht, und als aus ihr hervorging, daß sich sonst bei oder in der Hütte nichts zugetragen hatte, breitete sich allmählich wieder die gewohnte anmuthige Röthe über ihr Gesicht aus.

„Nimm dich jetzt nur in Acht, Scharler Seppl, daß du ihnen nicht in die Hände fällst," sagte sie, nachdem er seinen Bericht beendigt hatte.

„Mich kriegen sie sobald nimmer," erwiderte er lachend. „Ich hab's auch gar nit nothwendig, daß ich so-

bald zum Schießen komme — ich hab' etwas Anderes entdeckt, was mir mehr tragt."

„Nu, und was wär' denn das?"

„Dir kann ich's sagen, weil du kein Mannsbild bist und mir nit in meinen Erwerb hineinpfuschst", sagte der Scharler Seppl und zog einen goldenen Ring aus einem Papier hervor, auf welchem ein schöner Smaragd funkelte.

Die Kroaten-Anna blickte den Wildschützen scheu an.

Dieser errieth den Sinn ihrer Blicke und beeilte sich zu erwidern:

„Ich weiß auf den hohen Tauern irgend einen Ort, wo es diese Steine giebt. Ich hab' ein ganzes Nest davon gefunden, gleich funfzehn oder zwanzig auf einmal. Die hab' ich zum Goldschmied in Zell getragen — er hat sie mir ordentlich bezahlt, und damit ich doch ein Andenken daran habe, hat er mir einen in Gold gefaßt — es ist der da."

Die Kroaten-Anna betrachtete das Geschmeide mit blitzenden Augen.

„Und so was findet man auf dem Gebirge, sagst du?"

Sie sprach nicht weiter, so sehr überwältigte sie die ihr angeborene Liebhaberei für Gegenstände des Wohllebens und des Glanzes.

„Freilich," sagte der Scharler Seppl, „die Steine werden ja nicht gemacht. Freilich schauen sie ein wenig anders

aus, dort, wo man sie aufklaubt. Sie müssen erst geschliffen werden, damit sie Glanz und Feuer bekommen."

„Höre, Scharler Seppl, kannst du mir nicht auch solche Steine bringen. Ich gebe dir dafür, was dir der Goldschmied giebt, und noch mehr."

„Warum nicht? Wenn ich wieder solche finde, werde ich an euch denken, und —"

In diesem Augenblick schien ein überraschender Gedanke das Gehirn des Wildschützen zu durchkreuzen. Er schwieg eine Weile, während welcher die Augen Anna's fest auf ihn gerichtet waren. Dann fuhr er fort:

„Wenn ich auch die Steine nicht selber euch bringen kann, so schicke ich einen sicheren Mann. Die Bezahlung werde ich mir später schon holen."

„Mir ist's gleich," sagte die Kroaten-Anna, „aber vergiß nicht darauf."

Die Sonne war untergegangen und es begann im Zimmer zu dämmern.

Theilweise die Scheu vor den Gedanken, ihrer Magd und dem Gerede der Nachbarn, theilweise das Bedürfniß, mit ihren Gedanken allein zu bleiben, bestimmte sie, nunmehr dem Wildschützen zu sagen:

„Ich bedank' mich auch vielmals, Scharler Seppl. Es wird dunkel und ich muß nach meinen Leuten sehen.

Wenn du wieder um den Weg bist, so kehre ein — und vergiß die schönen Steine nicht!"

Der Scharler Seppl verließ das Haus wohlgemuth. Er hatte unverhofft einen Weg gefunden, wie er dem Waldner seine Bahn ebnen konnte.

Er war so reichlich mit Geld versehen, wie seit Jahren nicht, obwohl er Christian, der ihn nach Zell begleitet hatte, einen ansehnlichen Theil seines Gewinnes hatte zukommen lassen. Nach allen Entbehrungen, nach aller Anstrengung und Aufregung der letzten Tage mußte ihm das Wirthshaus wohlthun.

Er begab sich deshalb zum Lanier, wobei er sich noch die Genugthuung erhoffen konnte, daß die Gendarmen vor Aerger würden bersten wollen, wenn sie ihn dort zechend fänden.

Neuntes Capitel.

Ein Zwiegespräch zwischen Honoratioren.

Um diese Abendstunde saß der Pfleger in dem gewölbten Saale des Schlosses vor einem Tische, der mit allerlei Akten bedeckt war. Ihm gegenüber, gerade unter dem Bilde des Königs von Baiern, saß ein ältlicher Mann, dessen Miene auf den ersten Blick den Bureaumenschen erkennen ließ. Es war der wahre Gegensatz zu der runden, sinnlichen, epikuräischen Figur des Pflegers — eine vergilbte, dürre Exzellenz mit einer Kinderstimme und blöden, lichtscheuen Augen, die hinter einer goldenen Brille blinzelten.

„Lieber Pfleger," sagte eben die Exzellenz mit einer Stimme, deren Klang fast ein Kichern genannt werden konnte, „sagen Sie nur, was hat denn eigentlich nur das Volk, daß es nicht so recht pariren will?"

Der Pfleger schmunzelte, warf einen zerstreuten Blick

nach dem Bild des Königs, welches heiter auf ihn herab zu lächeln schien, und sagte:

„Herr Regierungsdirektor, wenn ich die Wahrheit sagen soll, so muß ich gestehen, daß sich unter diesen Köpfen ganz verschiedene Einflüsse breit machen."

Der Regierungsdirektor mochte einen längeren Exkursus voraussehen und stärkte sich mit einer Prise Spaniol, von welcher die größere Hälfte auf den Teppich hinab fiel.

„Es ist, wie ich sage", fuhr der Pfleger fort. „Wenn ihnen das durchlauchtigste Erzhaus Oesterreich ihre Buben als Soldaten weiter schleppte, so wäre das halbe Geschrei nicht. Da verhielten sich die Pfaffen still, denn es gäbe keine Gelegenheit, gegen die kirchenräuberischen Regierungen und die exkommunizirten Könige zu predigen. War's in Tirol etwa anders? Hätten die Kapuziner und was darum und daran hängt, die Leute vor unsere Kanonen gebracht, wenn Seine Exzellenz der Herr Minister von Montgelas seine Mußestunden der Mästung dieser Parasiten gewidmet hätte? Hat es nicht immer geheißen, die Religion wird unterdrückt? Gerade so ist's hier auch und das Geschrei über die Rekrutenaushebungen wäre nicht den zehnten Theil so arg, wenn man die Buben nach Rom marschiren ließe, um den Papst wieder auf den Thron zu setzen, der jetzt in Frankreich sich einer Gefangenschaft zu erfreuen hat, um die ihn jeder Vernünftige beneiden muß, statt daß sie mit

demjenigen, der ihn gefangen hält, fort in den Krieg ziehe. Das ist des Pudels Kern."

Der Herr Regierungsdirektor begleitete diese Auseinandersetzung durch ein beifälliges Trommeln auf seiner Tabatière. Der Pfleger aber fuhr fort:

„Wenn es nicht so wäre, so müßte man die Leute alle miteinander für wahnsinnig halten. Die schöne Sentenz: Unter'm Krummstab ist gut wohnen, hat niemals ein eklatanteres Dementi erfahren, als durch die Wirthschaft dieser Erzbischöfe, die es verstanden haben, sich eine Stadt von Marmorpalästen zu bauen, wozu sie das Geld aus dem armen Lande preßten, in welchem es mehr Felsen und Eiswüsten giebt als Getreidefelder. Aber natürlich, es war ja die Kirche, die sie aussackte, das thut nicht so weh. Wenn man die Geschichte dieser Firmian, Wolf Dietrich, und wie diese Herren alle heißen, durchgeht, so möchte man sich wundern, daß überhaupt noch eine Achtung vor irgend welcher Obrigkeit in diesem Lande bestehen kann. Diese wollüstigen Pfaffen, die in Mirabel oder Hellbrum bei Cyperwein und Fasanen, bei Feuerwerk und Maitressen, außer der Gehörweite der Seufzer dieser Gebirgs-Plebejer waren, von denen sie überhaupt nur einen zu sehen bekamen, wenn er zum Treiben auf der Hirschjagd requirirt wurde, hausten wie der große König in Frankreich, nur daß sie ihre Einkünfte

aus einem Land zogen, in dessen Hälfte nicht einmal mehr Erdäpfel wachsen."

„Hm, hm!" machte Exzellenz, indem sie einen forschenden Blick auf den Pfleger heftete und noch stärker auf die Tabatière trommelte, als vorhin.

„Ein Theil der Renitenz", fuhr der Pfleger fort, „ist immerhin auch auf die Nachwirkung jenes gottseligen Regiments zurückzuführen, wie es ja auch feststeht, daß die Revolution in Frankreich ihre Ursachen in Umständen fand, die auf Generationen zurückreichten."

„Ei, ei, Herr Pfleger!" lächelte der Regierungsdirektor, indem er sich eine ungeheure Prise in die Nase schob.

Der Pfleger wußte, wie er diese Warnung zu nehmen hatte, und fuhr fort:

„Es ist übrigens auch noch ein anderer Grund vorhanden, der nicht außer Acht gelassen werden darf. Wie ich selbst gelegentlich erfahren und wie mir vor Allem mein Kollege von Mitterfill mittheilt, steckt in den Bergen ein querköpfiger Eigensinn, eine Bockbeinigkeit, ein Haß gegen die Zivilisation und den Fortschritt, daß man an Fanatismus glauben möchte. Wer sollte es glauben, daß trotz aller Dragonaden und Verbannungen noch hier und dort in Berghöfen, zu denen niemals ein anderer Mensch kommt, als diejenigen, welche darin sitzen, es Dickschädel giebt, die heimlich die Bibel lesen und sie sich in ihrer Weise

auslegen, auch solche, die hier und dort Konventikel halten, in welchen der Untergang aller Kaiser und Könige, das tausendjährige Reich, das große Herren-Abschlagen, die Ankunft des Schweizer-Stieres und wie die Gestalten dieser Bauern-Apokalypse alle heißen mögen, prophezeit wird. Ich für meinen Theil, der ich in meinem Bezirk mit derartigen Leuten nichts zu schaffen habe, fasse diese Sachen von der poetischen Seite auf und finde sie pittoresk, romantisch, interessant, Alles, was man will."

„Ganz gut", unterbrach hier der Regierungsdirektor ungeduldig den poetischen Pfleger, „die Sache mag ja ganz merkwürdig sein. Der Regierung ist es aber darum zu thun, eine bessere Stimmung hervorzurufen, und deswegen bin ich da, um die Stimmen und Meinungen der Beamten in dieser Richtung einzuholen. Für die Regierung ist nichts lästiger, als sogenannte interessante Unterthanen."

„Gestatten mir Herr Regierungsdirektor, Ihnen statt meiner Antwort eine Stelle aus einem Buch anzuführen, an dem ich mich erst gestern Abend wieder ergötzt habe. Ich muß nämlich gestehen, daß ich eine alte Liebhaberei in diese Berge hereingetragen habe und mich mit klassischer Literatur beschäftige. Wie sollte ich es sonst in diesem Kastell aushalten?"

Der Regierungsdirektor war offenbar überrascht über den Ton, in welchem hier zu ihm gesprochen wurde und

den er wahrscheinlich auf seiner Visitationsreise noch nirgends zu hören bekommen hatte. Doch war ihm der Eindruck desselben nicht unangenehm. Denn auch solche Herren sind froh, wenn sie einmal etwas Anderes vor sich sehen, als die Katzenbuckel und die Lippen, die übertriefen von katzenbuckligen Redensarten, oder als die Schönfärber, die, anstatt die Schäden zu schildern und zu ergründen, sie zu verkleistern und zu bemalen trachten, die Süßlächler und Beschöniger.

Heute war es nicht wie neulich Horatius, der aufgeschlagen dalag (vielleicht hatte der Empfang bei der Kroaten-Anna dem Pfleger den Geschmack an der rosigen Heiterkeit des venusinischen Sängers genommen), sondern der tragische Euripides und zwar die Phönizierinnen, denen die jammernde Jokaste ihren thränenreichen Prolog vorausschickt.

Der Pfleger nahm das Buch in die Hand und las folgende Stelle vor:

„Wohl muß ich darum überall hin, dort und hier,
Die Blicke werfen, ob dein Aug' mich nicht berückt.
Doch mit dem guten Schwerte hier die Hand bewehrt,
Schaff' ich getrost mir sichere Bahn und fürchte Nichts."

Dann fügte er folgenden prosaischen Kommentar bei:

„Wir machen ruhig fort wie bisher, thun in der Verwaltung und Rechtspflege unsere Schuldigkeit, haben so

viel als möglich mit dem beschränkten, unwissenden, aller Bethörung und allem Aberglauben preisgegebenen Volke Nachsicht, und diejenigen, die gegen den Stachel lecken, die schlagen wir nieder oder machen sie unschädlich. Das ist meine Weisheit, Herr Regierungsdirektor!"

„Hm, hm", entgegnete dieser, „ich muß gestehen, daß ich, wenn die Frage allgemein gestellt wird, eben auch keine andere Antwort zu geben wüßte. Aber das Spezielle, Herr Pfleger, das Spezielle!?"

„Das Spezielle, Herr Regierungsdirektor, muß immer von Fall zu Fall nach dieser allgemeinen Norm beurtheilt werden. Schaue ich mir zum Beispiel den Fall mit den Deserteuren und Wildschützen. Hier handelt es sich darum, die Leute einzufangen und so zu strafen, daß ihnen und Andern die Lust an solchem Treiben vergeht. Ich habe ganze Treibjagden veranstaltet zu diesem Zweck."

„Hm," erwiderte der Regierungsdirektor, „aber mir scheint, gerade diese Jagden haben nach dem, was ich höre, einen mittelmäßigen Erfolg gehabt."

„Es fehlt an den Organen, Herr Regierungsdirektor. Wir haben da einen gewissen Scharnitz — der Mensch ist eine Figur für einen Policinellokasten. Seine Untergebenen treiben ihr Gespött mit ihm. Außerdem ist auch zu bedenken, daß die Deserteure von allen Seiten unterstützt werden. Es dauert eben lange, bis in einer solchen Be-

völkerung der gesetzliche Sinn hergestellt ist. Meine Nachfolger, denke ich, werden einer nach dem andern schon immer verhältnißmäßig bessere Zustände vorfinden. Was übrigens die Deserteure anbelangt, so habe ich durch Hausdurchsuchungen, Drohungen und Strafen es so weit gebracht, daß nach meiner Meinung sich keiner mehr unter einem Dache befindet."

„Diese Leute sollten also andere Gegenden aufgesucht haben?" warf der Regierungsdirektor mit etwas ungläubiger Miene dazwischen.

„Zum Theil wohl", entgegnete der Pfleger. „Worauf ich aber noch mehr Gewicht lege, ist, daß diejenigen, die vielleicht in meinem Bezirke zurückgeblieben sind, es nicht mehr wagen, bei den Bauern um Gastfreundschaft nachzusuchen, sondern sich auf irgend eine Weise im Gebirge verstecken müssen. Erst neulich haben wir Gelegenheit gehabt, uns hiervon zu überzeugen. Bei Gelegenheit eines kleinen Waldbrandes wurde eine Höhle entdeckt, in welcher sich einer von diesen Leuten seine Wohnstätte eingerichtet hatte. Der Brand hat ihn verscheucht und seither ist er verschwunden."

„Mich sollte aber doch dünken", sagte der Regierungsdirektor, „daß eine Lebensweise, wie diese nicht denkbar ist ohne die Unterstützung Anderer. Woher soll denn ein solcher Mensch leben, mitten in den Wildnissen?

Sollte etwa die Jagd allein ausreichen, solche Einsiedler zu ernähren?"

„Wäre das auch nicht der Fall", entgegnete der Pfleger, „so würde eben dadurch, daß sie sich hilfsbedürftig an die Gebirgsbewohner wenden müssen, schon viel erreicht sein. Erstens müssen sie ihr eigenes Elend zur Schau tragen und zweitens werden sie zuletzt lästig. Denn das Mitleid der Bauern dauert nicht ewig."

Der Regierungsdirektor klopfte auf die Dose und schien, in Gedanken versunken, die Worte des Beamten kaum zu hören.

Plötzlich ließ er den Kopf zurückfallen und sagte mit einer raschen Bewegung:

„Was würden Sie von einer allgemeinen Amnestie halten, Herr Pfleger?"

Dieser schaute seinen Vorgesetzten überrascht an, besann sich eine Weile, indem er den Blick starr über verschiedene Gegenstände des Gemaches dahingleiten ließ, und erwiderte:

„Dies, Herr Regierungsdirektor, schiene mir, mit Erlaubniß gesagt, gerade die unglücklichste Lösung der Schwierigkeit zu sein."

Der Regierungsdirektor stutzte und warf ihm über seine goldene Brille hinweg einen wenig ermunternden Blick zu.

„Wieso meinen sie das, Herr Pfleger?" sagte er trocken, während sein rechter Arm mit der Dose hinabfiel.

„Ich werde mir erlauben, meine Meinung kurz zu begründen. Wenn es Soldaten in Seiner Majestät Armee giebt, die schlecht gesinnt sind und dem Beispiel einiger Uebelberathenen zu folgen geneigt wären, so wird nichts sie mehr abschrecken, ihr Vorhaben durchzuführen, als die Nachricht, die sie von daheim über das Schicksal dieser Menschen erhalten. Wenn mich nicht alle meine Erkundigungen betrügen, so ist der Hauptbeweggrund, aus welchem diese Leute davon laufen, im Heimweh zu suchen. Wenn sie nun von zu Haus erfahren, daß die meisten wieder über die Grenze in ein fremdes Land flüchten müssen, oder aber gezwungen sind, sich wie ein Gemsbock oder ein Bär im Gebirg zu verschliefen, so werden sie sich ihren Entschluß überlegen. Etwas Anderes wäre es freilich, wenn sie erfahren, daß das Davonlaufen straflos ausgegangen ist. Mancher, der jetzt noch nicht daran denkt, würde sich versucht fühlen, seiner Heimath wenigstens einen Besuch abzustatten. Nützt es ihm nichts, so kann es ihm ja auch nichts schaden, und ein wenig Abwechselung im Kasernenleben wird ihm unter allen Umständen angenehm genug vorkommen."

„Ich sprach aber, wenn Sie mir es erlauben, von denjenigen, die bereits Deserteure sind, nicht von denjenigen,

welche es werden wollen", bemerkte der Regierungsdirektor trocken.

„Ich glaube den Zusammenhang nachgewiesen zu haben, welcher eintretenden Falles, wie ich fürchte, hergestellt werden wird", bemerkte der Pfleger mit verbindlichem Lächeln. „Aber die Sache hat auch noch ein andere Seite, welche ich mir stärker zu betonen erlaube, weil sie insbesondere mich angeht. Wie groß wäre wohl noch das Ansehen, glauben Herr Regierungsdirektor, welches mir und meinen amtlichen Handlungen übrig bliebe, wenn durch höheren Machtspruch Alles das annullirt würde, was ich gegen die beregten Uebelstände angeordnet habe? Offenbar würden mir die Herren Deserteure, die ich bis auf die Gebirge hinauf habe verfolgen und hetzen lassen, in's Gesicht lachen, wenn sie mir auf dem Wege begegneten. Ihre Eltern und Verwandten, deren Häuser bei Nacht und Nebel mehr als einmal von meinen Leuten zu oberst und unterst gekehrt worden, würden sich für berechtigt halten, in den Wirthshäusern über mich zu schimpfen. Neue Verbote oder Verordnungen wären ein Gegenstand des Spottes. Bis jetzt, scheint mir, haben auch die Verstocktesten Scheu vor dem Gesetz und der Gewalt — das Alles wäre weggeblasen, wenn man mit einem Mal die ungesetzliche Handlungsweise auf das Niveau der erlaubten erhöbe. Ich glaube schon jetzt versichern zu

können, daß ich in diesem Falle die Regierung Seiner Majestät um Entfernung von meinem dermaligen Posten unterthänigst angehen müßte."

„Ei, ei, lieber Pfleger," sagte der Regierungsdirektor mit gezwungenem Lächeln, indem er seine Dose in die linke Hand gleiten ließ und ihm den Zeigefinger der Rechten wie verweisend entgegenstreckte.

„Herr Regierungsdirektor unterlegen meiner submissesten Aeußerung zu viel Kühnheit. Doch, um wieder auf die Sache zurückzukommen, dürfte auch die gegenwärtige Chance der Politik nicht völlig außer Acht gelassen werden."

„Was meinen Sie damit, Herr Pfleger?"

„Herr Regierungsdirektor erlauben, daß ich mich hier für einen Augenblick auf den Standpunkt der Leute stelle, mit welchen wir es leider zu thun haben. Ich selbst hüte mich allerdings vor allzu vertraulicher Berührung, indem ich es vorziehe, mich hinter einem gewissen Nimbus zu verbergen."

Der Regierungsdirektor, den gewisse Zuträger nicht verfehlt hatten mit dem einen oder anderen Abenteuer des Pflegers im Genre desjenigen, das im Hause der Kroaten-Anna so jämmerlich verunglückt war, bekannt zu machen, lächelte. Der Pfleger, welcher nicht wußte, wie

er sich das auslegen sollte, schaute ihn verwundert an und fuhr nach einer Weile etwas zögernd fort:

„Es gehen sehr beunruhigende Gerüchte über unseren Feldzug in Rußland. Die Geistlichkeit prophezeit, daß von der ganzen Armee kein Mann zurückkehren werde, und weist unverholen darauf hin, daß das Strafgericht über alle die Monarchen angefangen habe, welche sich bei der Beraubung und Einkerkerung des heiligen Vaters betheiligt und sich dadurch die Folgen des Bannstrahles zugezogen hätten. Soweit das Volk. Wir sind nicht in der Lage, zu beurtheilen, wie es in Rußland steht, die Regierung schweigt, doch macht Alles den Eindruck der Schwüle und Beängstigung."

„Uebertrieben, mein Lieber, Alles geht vortrefflich, die Russen haben sich in das Innere des Landes zurückgezogen, die große Armee steht vor Moskau und in wenigen Tagen vielleicht erhalten wir schon die Nachricht von dem Frieden, welchen der unbesiegbare Kaiser jenen Barbaren auferlegt haben wird. Es wird das der höchste Triumph sein, den die große Nation und wir, ihre Verbündeten, jemals über einen mächtigen Feind davon getragen haben."

„Desto besser, Herr Regierungsdirektor, nur um so besser. Denn wenn die Voraussagen dieser Leute Lügen gestraft sind, können wir schon an so etwas wie Amnestie

denken. So lange sie aber scheelsüchtig an unseren Untergang glauben oder darauf hoffen, ist eine allgemeine Verzeihung in ihren Augen ein Eingeständniß der eigenen Schwäche. „Jetzt wollen sie uns gute Worte geben", wird es heißen. Meine großen Worte und Drohungen endigen auf eine lächerliche Weise. Ganz anders gestaltet sich die Sache, wenn wir auf den Säbel klopfen und unsere Gnade wie einen Bettelbrocken wegwerfen können. Dieses ist meine Meinung, Herr Regierungsdirektor, die ich übrigens nicht geäußert hätte, wenn ich nicht darüber befragt worden wäre."

„Es scheint mir in der That," sagte der Regierungsdirektor, „daß wir uns unfruchtbar abmühen. Vielleicht wird es am besten sein, die Entscheidung über alle diese wichtigen Angelegenheiten doch auf eine gewisse Zeit zu vertagen. Ich will das Gewicht Ihrer Gründe nicht ableugnen, muß aber den diesseitigen Erwägungen ebenfalls ihr Gewicht zusprechen. Lassen wir es also vorläufig beim Alten. Um nun auf ein anderes Thema überzugehen, wie gefällt es Ihnen da heroben auf dem Berge?"

„Die Wahrheit zu gestehen, Herr Regierungsdirektor, obwohl dieses Eingeständniß vielleicht nicht völlig meinen Interessen dient, sage ich, daß ich mich ganz und gar hier eingewöhnt habe. Die gesellschaftlichen Freuden sind gering,

um so mehr hänge ich mich an meine Bücher und an die Freuden, die auch dem Einsamen zugänglich sind."

Bei diesen Worten nahm der seltsame Pfleger wieder das Buch in die Hand und las daraus mit lauter Stimme vor:

Du, von Flammen umleuchteter
Fels, mit strahlendem Doppelhaupt,
Höhen, dem Bacchos geweiht, und
Du, Rebe, die jeglichen Tag
Aus froh keimender Blüthe Wein
In reicher Fülle hervorströmt!
Hehre Klüfte des Drachen, und
Ihr Bergwarten der Götter, Du
Schneebedeckter, heil'ger Berg!

Der Regierungsdirektor lächelte, als er diese Emphase seines Untergebenen sah.

„Am schneebedeckten Berg wird's wohl nicht fehlen", meinte er. „Dagegen wird es um so schlimmer stehen mit den Höhen des Bacchos."

„Sagen wir Tiefen, um den grichischen Dichter unseren Umständen anzupassen. Ich habe mich mit dem Lieferanten in Verbindung gesetzt, der die erzbischöfliche Tafel versorgt, und bin dabei nicht schlecht gefahren, wie Herr Regierungsdirektor sich überzeugen werden."

Trotz der Abmahnungen desselben wurde geklingelt

und bald erschien der Diener des Pfleggerichtes mit einigen Flaschen. Der goldgelbe Ungarwein führte auf andere Gespräche. Bald war nicht mehr vom Wohl und Wehe des Pongau's, sondern von anderen Dingen die Rede, denen der aufgeschlagene Chorgesang als Folie diente.

Es wurde Nacht und die früher so gedankendürre Exzellenz schien es nicht zu bemerken. Man sprach fort und fort, aber es war nicht mehr die Rede von den Verfolgten, den Widerspänstigen und den Elenden des Hochgebirges.

Als das Gespräch wieder an die Gegenstände angeknüpft wurde, bei welchen man es vorhin abgebrochen hatte, sagte der Regierungsdirektor:

„Ich sehe schon, daß in Angelegenheit der Deserteure für den Augenblick nicht viel gemacht werden kann. Die Regierung hat von Ihrem Eifer befriedigende Kenntniß genommen und ich gebe zu, daß schon etwas erreicht ist, wenn diese Vagabunden gezwungen sind, wie das liebe Vieh sich draußen herumzutreiben."

„Wohlgemerkt", entgegnete der Pfleger, „es ist die Frage, ob man dieselben amnestiren soll, in der Hauptsache eine militärische, weil sie sich zunächst auf die Rückwirkung bezieht, die sie auf Soldaten äußern kann, welche noch unter den Soldaten stehen. Ich maße mir also in dieser Hinsicht nur ein Laienurtheil an."

„Ganz richtig, mein lieber Pfleger. Wir haben aber auch noch einen anderen Gegenstand in's Auge zu fassen, nämlich die Frage der Wildschützen".

„Und ich möchte hinzufügen", sagte der Pfleger, „die Frage der Holzdiebe und Erzsucher — denn alle diese Dinge hängen, so viel ich sie begreife, an einem Faden."

„Das wäre?" erwiderte der Regierungsdirektor erstaunt.

„Allerdings. Der leitende Gedanke, welcher durch allen diesen Unfug hindurchgeht, ist die Vorstellung, daß alle Gegenstände der freien Natur, die Bäume, die Wasser, das Wild und das Erz, den Leuten gehören, welche in dieser Natur ihre Heimath haben. Da wird ewig keine Belehrung und keine gesetzliche Schranke helfen. Die Leute bilden sich ohnehin ein, daß sie eigentlich gar keine Regierung brauchen, daß sie es nicht nothwendig haben, in einem Staate zu leben, für dessen Bedeutung ihnen jeder Begriff fehlt. Sie kennen nur das Haus und die Gemeinde. Uns, mit Erlaubniß sei es gesagt, halten sie für eine Heerde von Müßiggängern, die mit Gewalt hieher gesetzt worden sind, um sich auf ihre Kosten zu ernähren. Unsere Thätigkeit in den Kanzleien betrachten sie als einen Firlefanz, weil sie Alles, was in der warmen Stube geschieht oder nicht mit der Axt oder Mistgabel vorgenommen wird, für keine Arbeit halten. Wir sind in ihren Augen Faulenzer,

die sich mit ihrem blutigen Schweiß gute Tage machen. Und, wenn ich mir einen Schritt weiter zu gehen erlaube, so sage ich, sie denken insgemein sogar von ihren Pfaffen so. Hier ist es aber die wechselseitige Furcht, die Macht des Hergebrachten und des Aberglaubens, insbesondere auch der Einfluß der Weiber, welcher sie hindert, derlei offen zu äußern. Die Religion ist ihnen allmählich Sitte geworden, ohne daß sie deshalb eine Veranlassung sähen, sich in ihren mitunter sehr boshaften Gedanken über die Träger derselben einen Zwang anzuthun. Item, in diesen Lümmeln stecken noch die alten Germanen mit allem ihrem Unabhängigkeitssinn und ihrer Trotzköpfigkeit. Gegen jede Autorität hegen sie geheime Feindseligkeit, und wenn sie sich noch vor dem Priester beugen, weil dessen Geschäft vielfach mit ihrem eigenen Aberglauben zusammenhängt, ja sich demselben anschmiegt, so sind ihnen die Beamten des modernen Staates völlig unnütze Blutsauger. In ihnen sehen sie den Städter, der darauf ausgeht, sie zu übertölpeln und sich über sie lustig zu machen. Kurzum, ohne Gewalt könnten wir hier eigentlich gar nicht hausen. In unserem Amt fällt ihnen nur eins auf, daß wir ihnen die Steuern wegnehmen, ohne ihnen einen Ersatz zu bieten, den sie begreifen, und ihnen die Buben in den Krieg fortschleppen, aus welchem sie nicht wieder heimkommen."

„Es mag so richtig sein", entgegnete der Regierungs-

direktor, „aber ich begreife noch nicht, in welchem Zusammenhang Ihre Ausführungen mit dem Uebel der Wilddieberei stehen, welchem wir begegnen müssen. Es ist doch ein arger Uebelstand, wenn wir Szenen zu lesen bekommen von Mord und Todtschlag auf dem Gebirge, von erschossenen Jägern und Wildschützen, von Handlungen einer Art von Blutrache, die sich fast endlos fortzusetzen scheint."

„Ich komme sofort darauf, Herr Regierungsdirektor. Niemand wird die Leute endgültig zu überzeugen vermögen, daß sie kein Anrecht auf den Fisch, der sich im Wasser, auf den Vogel, der sich in der Luft, auf das Wild, das sich im Walde bewegt, besitzen. Das scheint ihnen gerade so willkürlich, als wenn man ihnen die Luft bestreiten wollte, die sie einathmen. Je mehr wir Wildhüter und Jäger hinstellen, eine desto häufigere Gelegenheit zu bewaffneten Zusammenstößen schaffen wir."

„Ein solcher Zustand kann aber doch nicht andauern", wandte der Regierungsdirektor ein.

„Warum nicht? Er wird so lange andauern, bis der streitige Gegenstand wegfällt, das heißt, er wird nicht eher aufhören, als bis kein Wild mehr da ist. Dann ist Ruhe. Gerade so würden sie es mit dem Wald machen und nicht eher ruhen, als bis sie Alles zusammen geschlagen

und abgeholzt hätten. Sie gleichen in dieser Beziehung jenen Wilden, von denen ich in einer französischen Reisebeschreibung gelesen habe, die den Fruchtbaum umhacken, um die Aepfel zu bekommen."

„Ihre Ansicht also ist, Herr Pfleger?"

„Eine analoge, wie hinsichtlich der Deserteure: es bei den seitherigen Maßregeln zu belassen und nicht in einen Gang der Dinge einzugreifen, der nicht aufzuhalten ist, ja von dem ich meinerseits nur wünsche, daß er fortdauere. Den Wald vermögen wir zu schützen, dazu reicht unsere Kraft aus. Das Wild aber sollen diese Narren nur zusammenschießen; je mehr sie vertilgen, desto mehr verderben sie sich den Spaß."

„Eine bequeme Anschauung", sagte trocken der Regierungsdirektor, indem er seine Uhr aus der Tasche zog und sich von dem breiten Stuhle erhob. „Ich werde wohl morgen Gelegenheit haben, Ihnen mit einigen Randglossen lästig zu fallen."

Der Pfleger verbeugte sich und wenige Augenblicke später befand sich sein Gast in einer andern gewölbten Halle des Schlosses, um dort einen ellenlangen Bericht über seine Visitation anzufangen, welcher dem bereits in Massen vorhandenen „schätzbaren Material" neues hinzufügen und auf einen Thurm von Faszikeln in der Hauptstadt zu oberst

aufgelegt werden sollte, in der Erwartung, bald seinerseits von einem Nachkömmling gedrückt zu werden.

Der Pfleger aber legte den tragischen Euripides auf die Seite, schenkte sich ein neues Glas ein, zündete seine Pfeife an und holte mit einem Lächeln auf den Lippen seinen Horatius unter einem Bündel von Akten hervor.

Zehntes Capitel.

Vorbereitung einer Brautschau.

Der Scharler Seppl hätte sich wohl nicht gedacht, daß er in so kurzer Zeit wieder im Grimler Wirthshause vorsprechen würde. Der Gedanke aber, der ihn wieder dorthin trieb, war für ihn so zwingend, daß ihn nur die unübersteiglichsten Hindernisse abgehalten hätten, diese Wallfahrt ins obere Pinzgau zu unternehmen.

Als der junge Waldner den Wildschützen in das Haus treten sah, wurde er feuerroth. Denn sein erster und sehr begreiflicher Gedanke war, daß diese rasche Zurückkunft im Zusammenhange mit seiner Herzensangelegenheit stehen müsse.

Der Scharler Seppl vergeudete auch nicht viel Zeit mit vorbereitenden Redensarten, sondern ging geraden Weges auf die Sache ein.

„Das Schwerste ist geschehen, Waldner", sagte er,

nachdem sich ein Krug Bier vor ihm befand. „Setz' dich zu mir her, ich will dir Alles erzählen."

Der Waldner setzte sich zu ihm auf die Bank und machte ein Gesicht wie ein Angeklagter, dem sein Urtheil verkündet werden soll. Der Scharler aber begann, ohne sich weiter bitten zu lassen, eine Erzählung von nahezu Allem dem, was sich seit seiner letzten Anwesenheit ereignet hatte. Insbesondere berichtete er über die Auffindung der Smaragde, verschwieg aber dennoch, auf welchem Berge oder in welchem Thale er sie aufgefunden hatte.

Der Waldner hörte diesen Theil der Erzählung mit großer Ungeduld an, denn er begriff nicht, was die Steine mit seiner Angelegenheit zu schaffen hätten.

Seine Neugier wurde aber auf den höchsten Grad gespannt, als der Bericht über den Besuch bei der Kroaten-Anna begann. Er wunderte sich nicht wenig über die Vorwände, mit welchen sich der Wildschütze bei seiner Angebeteten eingeschlichen hatte, noch mehr aber, als sich vor ihm allmählich der Plan entrollte, auf welche Weise er in Berührung mit der schönen Bäuerin gebracht werden sollte. Dieser Plan beruhte auf dem Entzücken, welches die Anna gezeigt hatte, als sie den schönen Smaragd erblickte, und auf dem Versprechen des Wildschützen, er würde ihr solche Steine, gleichviel durch wen, immer zukommen lassen.

Er schloß seine lange Erzählung, welche der Waldner,

athemlos zuhörend, durch keine Silbe unterbrach, mit folgenden Worten:

„Du gehst also nach Goldeck und thust, als ob dich dorthin irgend ein Geschäft gerufen hätte. Du gehst ins Haus zur Anna, sagst, da seien die Steine, die dir der Scharler Seppl übergeben habe, um sie zu ihr zu bringen, und läßt dir die Steine von ihr bezahlen. Was sie kosten, werd' ich dir nachher gleich sagen. Den Ring da, in welchen einer von den Steinen gefaßt ist, den kaufst du mir auch ab und behältst ihn bei dir. Es kommt jetzt Alles darauf an, wie du dich stellst bei der Anna, wie du deine Sache vorbringst, daß du ihr auf eine feine Weise merken läßt, wie du Feuer gefangen habest und so fort — das ist dann Alles deine Sache und das kann man dir nicht genau so vorsagen, das muß Jeder für sich selber besorgen. Siehst du es der Anna an den Blicken oder sonst wie an, daß du ihr nicht zuwider bist, so nimm den Ring heraus und sage, du wolltest dir die Freiheit nehmen und selber ein kleines Andenken hinzufügen. Das mußt du aber nicht eher thun, als bis du den Vogel so ziemlich in der Hand hast. Wie sie's aufnimmt — das ist dein Merkzeichen, ob dir deine Sache hinausgeht, oder nicht!"

„Und wo sind die Steine?" sagte der Waldner, dem die ganze Geschichte schier über die Fassungskraft hinausging.

„Hier sind sie, wie sie mir der Zeller Goldschmied geschliffen gegeben hat — alle sind's nicht, denn einige hat er als Lohn für sein Schleifen zurückbehalten."

Damit zog er einen ledernen Behälter hervor, öffnete ihn und es zeigte sich eine Anzahl glänzender Steine von der Farbe, wie sie in Bergseen an den Stellen gewöhnlich ist, wo ein seichtes Gestade sich plötzlich zum tiefen Abgrund umbiegt. Während es am Ufer ein gelbliches Grün, weiter draußen, über der Tiefe ein fast schwärzliches ist, so erblickt man an der Grenzlinie ein solches, welches unbeschreibbar ist und von demjenigen, der sich davon eine Vorstellung machen will, einmal gesehen worden sein muß.

Diese Steine waren in Tafelform geschnitten und hatten an ihren Kanten nur wenige Facetten.

Dem Waldner ging es, wie es dem Scharler beim Anblick dieser Herrlichkeit gegangen war — die Augen gingen ihm fast über, denn der Eine wie der Andere hatte dergleichen früher nie gesehen gehabt. Was ihnen von Edelsteinen oder Schmuck bekannt war, befand sich in der Kirche, an dem Bildniß der gnadenreichen Mutter, einige Perlen, ein paar winzige Diamanten, Bergkrystalle und Rauchtopase, und konnte zudem niemals in solcher Nähe gesehen werden, wie hier die vom Goldschmied bearbeiteten Kleinodien des Habachthales.

„Und wann soll ich das thun?" sagte endlich der Waldner nach langem Schweigen.

„Ja, wenn das du nicht weißt, nachher hab' ich nichts mehr zu sagen," erwiderte der Scharler mit einem künstlichen Ausdruck von Verachtung, welcher den Zweck hatte, seinen Mann rascher in das Abenteuer hinein zu treiben. Je bälder das Unternehmen gelang, desto rascher floß die Belohnung in seine Tasche.

„Es ist recht, Scharler, ich werd' übermorgen hinunter fahren, es ist besser früh als spät."

„Uebermorgen?" entgegnete der Wildschütze, „warum denn nicht morgen, warum nicht heute?"

„Ich muß doch erst meine Sach' schön zusamm'richten, die Kleider durchschauen lassen von der Hauserin, im Haus noch allerlei bestellen — das geht nit so wie bei dir, der seinen Rucksack über die Achseln nimmt und heute da ist und morgen wo anders. Ich hab' mein Anwesen."

„Ich glaub' dies schon, Waldner, daß du deine Geschäfte hast", erwiderte der Scharler, der nunmehr begriff, daß er seinen Schützling nicht allzusehr drängen dürfe.

Im Uebrigen verlor er so viel nicht durch den Aufschub. Die Zeche war jedenfalls frei und er gedachte sie hinlänglich auszunutzen, so daß sich der Waldner nicht über zimperliche Zurückhaltung zu beklagen haben würde.

Der Waldner saß noch eine Weile da, die Blicke bald fest auf den Wildschützen, bald auf die weiße Wand, bald auf die Uhr gerichtet.

„Ja, ja, es muß sein", sagte er, stand auf und ging hinüber in die Stube, um die Kleider zu mustern.

Elftes Capitel.

Ein Brautwerber.

Es ging Alles genau so, wie es der Scharler Seppl gewünscht und eingerichtet hatte.

Er selbst verabschiedete sich vom Waldner in Mühlbach, angeblich um in den Wäldern des Jochberger-Thales gegen Kitzbühel hinauf zu jagen, in Wirklichkeit aber, um wieder ins Habach hinein zu schauen und in der Nähe des Keeses abermals sein Glück zu versuchen.

Mit dem Wirthe verabredete er eine Zusammenkunft auf den nächsten Samstag Nachmittag im Wirthshause zu Bramberg. Heute war Dienstag — also blieb Beiden ein ziemlich geräumiges Arbeitsfeld.

Nachdem sich der Waldner von dem Wildschützen verabschiedet hatte, kam es ihm vor, als sei die Hälfte seines eigenen Selbstvertrauens geschwunden. Die Bläue der Berge im Osten, die Oeffnung des Gasteiner Thales,

dessen duftiger Ferne er entgegenfuhr, das Weite und Unbestimmte wirkten auf ihn ein, wie eine Bewegung, die Schwindel verursacht.

Die Anna, von welcher er bis jetzt immer als von einem Wunder von Schönheit zugleich und witziger Laune gehört, die er kaum einmal flüchtig gesehen hatte, vor die sollte er jetzt hintreten und sich so vor ihr anstellen, daß sie den günstigsten Eindruck von ihm gewinnen mußte.

Mehr als einmal faßte er den Entschluß, zwar nach Goldeck hinaufzufahren und die Steine abzugeben, sich aber sonst nichts anmerken zu lassen und sobald als möglich den Rückweg einzuschlagen.

Bei einer einfachen Besorgung einer solchen Geschäftsangelegenheit konnte ihm soviel nicht widerfahren und hatte er sich auch dabei wenig anzustrengen.

Bald aber wurde dieser Gedanke wieder verscheucht durch die Vorstellung von der lächerlichen Figur, die er sodann gegenüber dem Wildschützen spielen würde.

Und dieser letztere Gedanke behielt schließlich die Oberhand, denn als er den Kirchthurm von Goldeck erblickte, hatte er es sich fest in den Kopf gesetzt, daß heute sein Schicksal besiegelt werden sollte.

Kaum eine Viertelstunde, nachdem er beim Lanier eingestellt hatte, befand er sich auf dem Weg zum Hause der Kroaten-Anna, die ganze Hartnäckigkeit des Bauern

war zurückgekehrt und er glich jetzt an Entschlossenheit einem Soldaten, der halb die Augen zudrückt, um auf eine feindliche Batterie loszustürmen.

Indessen waltete heute ein Stern über ihm, welcher seine Pfade schon gleich im Anfang verwirren sollte.

Als er in die Hausflur der Kroaten-Anna gelangte, stand die junge Magd da, welche überrascht einen ihr völlig Fremden das Haus ihrer Herrin betreten sah, die so selten einen Besuch zu sehen bekam.

Die Kroaten-Anna war nicht daheim. Sie hatte den schönen Spätsommerabend zu einem jener Spaziergänge benutzt, über deren Endziel sich derjenige nicht im Zweifel befunden hätte, dem es gegeben gewesen wäre, das Legen von weißen Tüchern auf den grünen Rasen häufig zu beobachten.

Der Waldner sah eine junge und anmuthige, reinlich angezogene Dirne vor sich, deren schwarzes Haar in Zöpfen, die fest um den Scheitel gelegt waren, geordnet war. Da er nicht wußte, wie er dieselbe anreden sollte, und das Bild der Kroaten-Anna selbst nach flüchtiger Erinnerung ihm nicht genau vorschwebte, so sagte er:

„Ich hätte mit der Bäuerin zu reden."

„Was soll's?" sagte die Dirne ein wenig lächelnd über die augenscheinliche Verlegenheit des Fremden.

„Ich bin der Wirth von Krimml und habe einen Auftrag vom Scharler Seppl auszurichten."

„Aha, von dem Wildschützen, der erst die vorige Woche da war?"

Der Fremde nickte.

Eine solche Gelegenheit, in wenig auffälliger Art hinter etwas zu kommen, was wie ein Geheimniß ihrer Herrin aussah, kehrte sobald nicht wieder.

Sie beschloß deshalb, vorläufig den Fremden etwas auszuholen.

„Ihr seid mir ganz und gar unbekannt", sagte sie, indem sie die Thüre zur schönen Stube öffnete und den Gast zum Eintreten aufforderte.

„Das glaub' ich wohl", erwiderte der Waldner, „denn ich habe die Bäuerin nur ein einziges Mal und wie im Flug gesehen."

Nach dieser Aeußerung blieb es immer noch zweifelhaft, ob sie von dem Fremden für die Kroaten-Anna angesehen werden konnte oder nicht.

Sie beschloß deshalb, um einer Frage, welche ihre Absicht durchkreuzt hätte, zuvor zu kommen, geradeswegs etwas zu wagen, und sagte deshalb rasch, während eine flüchtige Röthe über ihre Wangen aufstieg:

„Also was hat mir der Wirth vom Scharler Seppl auszurichten?"

Der Waldner begann zuerst unsicher, dann aber mit immer mehr zunehmender Festigkeit:

„Ich habe die Steine bei mir, die der Seppl der Bäuerin versprochen hat. Der Zeller Goldschmied hat sie geschliffen und da sind sie."

Die Dirne nahm im höchsten Grade überrascht die Steine aus der Hand des Waldner. Ihr Auge funkelte nicht minder als die grünen Flächen selbst. Sie besann sich hin und her, welchen Zusammenhang das haben könne, daß die Anna einen Wunsch nach Kleinodien ausgedrückt habe.

Der Waldner deutete sich das Schweigen, während welches sie nachsann, als einen Ausdruck des Entzückens.

„Gefallen sie Euch?" unterbrach er ihr Stillschweigen.

Das Mädchen antwortete nichts.

Weiß der Himmel, durch welche Gedankenverbindung der Muth des liebeglühenden Wirthes plötzlich zu einer ungeahnten Höhe anwuchs.

„Mir gefallen die Steine auch," so nahm er seinen Anlauf. „Aber eine noch viel größere Freude hätte ich daran, wenn ich sagen könnte, ich hätte sie selbst gesammelt und gefunden."

„Wie so?" sagte die Magd, indem sie den galanten Pinzgauer schelmisch anblickte.

„Es hätt' mich halt gefreut, wenn ich hätt' mithelfen können, die Bäuerin noch schöner zu machen als sie schon ist."

„So?" entgegnete die Dirne mit einem raschen Aufblick und mit einer so eigenthümlichen Dehnung dieses

Wortes, daß sich der Waldner nur versucht fühlen konnte, auf der eingeschlagenen Bahn fortzufahren. — „Es soll wohl eine Halskette daraus werden," sagte er und streckte seine Hand aus, um die Stelle zu berühren, welche er dem Schmucke angewiesen hatte.

Das Mädchen schlug ihm lachend auf die Hand.

Bei dieser Bewegung aber gelang es ihm, die ihrige zu fassen, und indem er sie festhielt, griff er in die Tasche und langte nach dem ihm vom Scharler Seppl empfohlenen äußersten Mittel.

Die Neugierde und die Erwartung dessen, was geschehen sollte, hinderten die Magd, sich wirksam zu sträuben. Es würde ihr auch wenig genützt haben, denn ihre Hand wurde fest vom Waldner umklammert, und ehe sie sich dessen recht versah, stak der goldene Reif mit dem Smaragd an ihrem Finger.

„So, Bäuerin, das geb' ich dazu," sagte er, indem er die Hand wieder los ließ.

„Das soll mir gehören?" sagte sie.

„Freilich und noch mehr dazu, wenn Ihr wollt!"

Und dabei schaute er sie mit einem Blicke an, der von der gewandten Dirne nicht mißverstanden wurde.

„Das ist viel zu viel für mich," sagte sie, indem sie den Ring faßte, um ihn vom Finger wegzuziehen.

Der Waldner that, als ob er sie daran hindern wollte,

benutzte aber die Stellung, in die er seinen linken Arm gebracht hatte, um sie mit einem unvorhergesehenen Ruck an sich heranzuziehen und sie zu küssen.

Das Mädchen that, als ob es diesem Schicksal durch Einknicksen der Kniekehle entrinnen wollte. Das war aber dem Waldner nur ein weiterer Vorwand, sie noch fester zu umschließen und wieder zu sich emporzuziehen.

„Du fällst ja," sagte er und drückte ihr wieder einen Kuß auf die Stirne, der aber die Haare traf, weil sich das tugendsame Geschöpf gegen vorn geneigt und den Kopf gesenkt hatte.

„Da, nehmt Euren Ring!" sagte sie nun aufgeregt, während der Kopf gegen den Boden gerichtet blieb.

„Hör mich," sagte der Waldner, von Zeit zu Zeit in dem Ringwettstreit, der zwischen ihnen fortdauerte, Athem schöpfend. „Ich kenn' dich seit lange. Tag und Nacht denke ich an dich — du mußt die meinige werden oder keine andere."

Das Mädchen suchte statt aller Antwort sich von ihm loszumachen.

„Ich bin hergekommen, um es dir zu sagen. Die Steine des Seppl sind nur ein Vorwand. Der Ring ist das Brautgeschenk, das ich dir mitgebracht habe."

Bei diesen letzten Worten verminderte sich der Widerstand der Dirne. Sie zog ihre Hände zurück und ließ es, unter weit schwächerer Gegenwehr, geschehen, daß der Waldner sie küßte.

„Aber so laßt mich doch, ich kenn' euch ja gar nicht!"

Der Waldner, der sich auf seines Freundes Rath mit Allem vorgesehn hatte, ließ ihre Hüfte los und zog aus seiner Tasche ein Bündel Papiere, das er rasch auf den Tisch legte.

„Da schau, einziger Schatz!" sagte er. „Daraus siehst du, daß ich der Krimler Wirth bin und ein schönes Anwesen habe. Halt die Händ' nicht vor das Gesicht, ich hab' die beste Absicht!"

„Wenn ich das glauben könnt'", sagte die Dirne leise, indem sie sich mit einer letzten Anstrengung losmachte.

„Ich kann nicht mehr sagen — deswegen bin ich herauf gekommen, und ich halt' mein Wort."

Das Mädchen bekam nunmehr Angst, daß ihre Herrin sie mitten in der Komödie überraschen möchte. Es war offenbar, daß er sich mit einigen glatten Worten würde abspeisen lassen.

„Geht zu," sagte sie, sich nach der jenseitigen Thüre wendend, „ich will heute nichts mehr hören. Ihr sollt bald erfahren, was ich euch zu antworten habe."

Darauf schlug sie die Thüre hinter sich zu und der Waldner blieb allein. Er wußte nicht, wie er zum Hause hinaus kam. Thatsache aber ist, daß er kaum zehn Minuten später beim Lanier eintrat und dort von den Bauern angeschaut wurde, als wäre er geistesabwesend.

Als die Kroaten-Anna zurückkam, erzählte ihr die Magd lachend das Abenteuer, wobei sie jedoch einige Einzelheiten verschwieg, zeigte ihr die Steine und zuletzt auch den Ring.

Die Anna machte große Augen und sagte:

„Da steckt der Wildschütze dahinter, der neulich da war. Den hat der Wirth geschickt. Und vom Preis der Steine hat er gar nichts gesagt?"

„Ich habe vergessen, ihn darum zu fragen, und er wird sich nicht getraut haben, davon anzufangen."

„Gut", erwiderte die Kroaten-Anna lächelnd, nahm die Steine und barg sie in dem großen festen Schreine.

„Und da ist der Ring!" sagte die Magd, indem sie sich anschickte, denselben vom Finger zu streifen.

„Der Ring? Was geht mich der an? Der ist ja dein Brautring!"

„Jetzt foppt mich die Bäuerin auch noch", sagte die Magd und legte den Reif mit dem grünen Steine auf den eichenen Tisch.

„Warum denn? Dir hat er den Reif angesteckt, die hat er das Heirathen versprochen — wenn eine Botschaft kommt, so geht sie dich an, was soll ich mit dem Ring?"

„Die Bäuerin macht sich über mich lustig. Sie weiß wohl, daß nur sie gemeint war. Auch hat er mich ja immer als Bäuerin angeredet."

„Und wenn er dich als Kaiserin anredet, so bist es doch du und keine andere, der er den Ring gegeben hat. Und wenn er Ehre im Leib hat, so kann er sich davon nicht wegreden. Oder willst du haben, ich soll ihn heirathen, damit du den Ring nicht zu behalten brauchst?"

Obwohl die Magd bereits zu begreifen begann und mit einem Blick den Gesichtskreis überschaut hatte, welcher sich ihr hier erschloß, hielt sie es doch für nothwendig, hier so lange als möglich die Zurückhaltende zu spielen.

„Du wirst Wirthin in Kriml," fuhr die Kroaten-Anna lachend fort, „oder du verdienst, daß dir wegen deiner Dummheit die Gäns nachlaufen."

Was die Dirne Alles erwiderte und was sie an diesem Abend dachte, kann mit Stillschweigen übergangen werden. Blitzschnell — der ganze Besuch hatte nicht viel länger als eine Viertelstunde gedauert — war eine Veränderung mit ihr vorgegangen, die von keiner Ahnung vorauszusehen gewesen war.

Die Kroaten-Anna aber war heute so munter, wie seit langer Zeit nicht.

So hatte also der Besuch des Waldner zu Goldeck nur heitere Folgen hervorgerufen. Er selbst entfernte sich in der höchsten Spannung auf das ihm bevorstehende Schicksal.

Zwölftes Capitel.

Die Geisterhöhle.

Anton war vom Schmied-Hause weg mit dem Knappen auf das Gebirg gegangen.

Der Letztere ließ seine Suchkugel fleißig spazieren gehen und Anton mußte Pickel und Schaufel und Hammer tragen, um hier und dort dieselben dem Knappen zu reichen, wenn diesen Schürfgelüste anwandelten.

In ziemlicher Höhe über der Möll befindet sich ein zerklüfteter Berg, den allerlei Gänge, natürliche und künstliche, durchsetzen und in welchem auch die eine und andere Höhle sich befindet.

Manche von diesen Gängen und Höhlen stehen bei den Leuten der Umgegend in besonderem Ansehen. Einige sind verlassene Stollen, die einst von den vertriebenen Lutherischen bearbeitet worden waren, einige stecken mit der Mündung halb im Eise. Wieder andere (und zwar

solche, die Niemand gesehen hat) sind „verblendet", das heißt, die armen Verbannten, die mit Weib und Kind dem Elend entgegen getrieben wurden, haben dieselben in der letzten Stunde verflucht und es durch Zaubersprüche dahin gebracht, daß die Leute am Eingange der Stollen vorüber gehen und denselben nicht bemerken.

Von den Höhlen stehen einige in dem nämlichen Geruche, wie die vielberufene „enterische Kirche" in den grauen Felsen hoch über der Gasteiner Klamm. Man stellt sich dieselben als Wohnsitze uralter heidnischer Götter vor, die sich zu gewissen Zeiten des Jahres in goldene Bildsäulen verwandeln und nur von Demjenigen gesehen werden können, der sich in den Besitz der vorgeschriebenen Zaubermittel gebracht hat.

Diese Höhlen werden von Geistern vertheidigt und es bleibt unter allen Umständen gefährlich, ihnen einen Besuch abzustatten.

In besonderem Rufe steht die „Geisterhöhle." Dieselbe unterscheidet sich von anderen dadurch, daß sie keinen Felsenhintergrund hat, sondern einem Tunnel gleicht, der mitten durch eine Flanke des Berges getrieben ist. Sie ist eine gebogene Röhre, welche der Fels einschließt, und wenn bis zu ihrer Mitte auf dem ansteigenden Boden fortgegangen ist, so erblickt man die Grenzberge eines anderen Thales durch die runde jenseitige Oeffnung.

Gegen diese Höhle hin lenkte heute der Knappe seine Schritte. Er hatte, allen bösen Gewalten zu begegnen, einen der besten und ältesten Sprüche bei sich, den ihm vor vielen Jahren ein ehemaliger Böckfteiner Knappe vom Radhausberge gegeben hatte. Die Kraft derselben hatte sich noch immer bewährt und so hoffte er auch heute unbehelligt durch den Spuk, der sonst derartige Höhlen mit Zerrbildern ausfüllt, der Arbeit des Schürfens nachgehen zu können.

Im Uebrigen war es trotz der Zauberformel keine Kleinigkeit, auch nur den Zugang zu erklimmen.

Sie stiegen auf Felsbändern hinan, welche mitunter so schmal waren, daß der eine Fuß über dem Abgrund in der Luft schwebte, während sie ihre Kletterarbeit verrichteten.

Anton machte das nicht viel Beschwerde, aber der Knappe jammerte über den schlechten Steig. Mehr als einmal mußte er von seinem Begleiter gestützt werden oder dieser ihm die Hand reichen, wenn es sich darum handelte, einen Spalt zwischen den Felsbändern überschreiten.

Wie sie da oben an den Wänden hingen, konnten sie als eine Veranschaulichung des Dichterwortes gelten, welcher den Hunger nach Gold als einen dämonischen bezeichnete.

Mitunter mußten sie die Schuhe ausziehen und über steile Platten hinaufrutschen, unter welchen sich Abgründe

hinzogen, in denen ein Kirchthurm gleich einem faustgroßen Kieselsteine verschwunden wäre. Manchmal zwängten sie sich durch enge Hohlgassen, kaum so breit, daß ihr eigener Leib darin Platz hatte, und so steil, daß derjenige, welcher sich hinten befand, nur dann klettern durfte, wenn sein Vordermann still stand, weil er nur auf diese Weise vor den Steinen sich gesichert fühlen konnte, welche der Fuß desjenigen, der ober ihm voraus klomm, unfehlbar lothrecht auf ihn herabgeschleudert hätte.

Oft mußten sie sich unter überhängenden Felsen durchbeugen, während der Fuß sich kaum auf den beweglichen Platten festhalten konnte.

Als Anton seine Bemerkungen über den Rückweg machte und meinte, derselbe würde noch viel schlimmer und gefährlicher ausfallen, sagte der Knappe:

„Wir kommen auf dieser Seite des Berges nicht zurück. Denn nachdem wir die Geisterhöhle durchschritten haben, gehen wir im drüberen Thal hinunter. Das ist der Vortheil der Löcher, die sich durch den ganzen Berg ziehen."

Während dieser Zeit dachte Anton oft an die Höhle, die er sein eigen nannte und aus welcher der Zufall ihn vertrieben hatte, wie der Jäger ein Raubthier aus seinem Schlupfwinkel verscheucht.

Auch für ihn wäre es ein Vortheil gewesen, wenn jene Behausung dem Wohnsitz der Geister geglichen hätte,

welchen sie sich näherten. Er meinte, in diesem Falle hätte er dieselbe nicht zu verlassen brauchen.

Endlich, nachdem ihre Kräfte fast erschöpft waren, erreichten sie den Eingang der Höhle.

Da ihr Boden von dieser Seite aus steigt, so konnten sie von der einen Oeffnung aus die andere nicht sehen, wie das hier und dort bei derartigen Höhlen der Fall ist. Dann sieht man, wenn die Lage dazu geeignet ist, die Sonne jenseits den Hintergrund der Röhre ausfüllen und durch dieselbe hindurch ein wunderseltsames Licht über die Gegend verbreiten.

An den Wänden standen allerlei Inschriften mit Farben darauf hingeklecksl, einige auch in den Felsen eingemeißelt. Es waren sämmtlich Namen und Daten. Darunter befanden sich solche in slovenischer, italienischer und selbst böhmischer Sprache. Denn auch aus diesem weit entfernten Lande kamen Leute, insbesondere zur Zeit der Sommersonnenwende, am Vorabende des Festes des heiligen Johannes des Täufers — in den Stunden, in welchen Zaubersprüche alle Geheimnisse der Natur erschließen und die unterirdischen Schätze sich auf das Geheiß desjenigen bis zur Oberfläche des Bodens heben, den ein günstiger Zufall das Geheimniß ihrer Beschwörung gelehrt hat.

Anton war begierig, was hier vorgenommen werden sollte. Es schien aber, als ob der Knappe nicht gewillt

sei, ihn ohne Weiteres einzuweihen. Er befahl ihm, nahe am Eingange zurückzubleiben und so lange zu warten, bis er ihn rufen würde. Den Pickel ließ er sich geben.

„Ihr werdet doch diesen harten Felsen nicht anschlagen wollen?" sagte Anton, dem das Gebahren seines Brodgebers über das Begriffsvermögen hinaus ging.

„Ich brauche den Pickel nicht für den Felsen, sondern für das Eis," erwiderte dieser ruhig.

Anton konnte nicht begreifen, wie an diesem unterirdischen Orte Eis vorhanden sein könne.

Doch mußte er sich bald durch greifbaren Augenschein überzeugen. Der Sturm, der oft um diese Höhen tobte, hatte wohl zeitweitig den Schnee bis fast in die Mitte der langen Grotte herein geweht, der dann in den kalten Nächten und warmen Tagen bald zusammengefroren, bald wieder aufgethaut endlich zu einer unverwüstlichen Kruste geworden war.

Diese Kruste zu erzeugen, wirkte auch das Wasser mit, welches von der Wölbung herabtroff und die Umwandlung der Schneeflocken in Eis beförderte.

Der Boden war schwierig zum Begehen. Er bot keineswegs einen ebenen Grund, sondern war gerippt und uneben wie ein Bergsee, wenn der Südwind über ihn hingeht. Was dort die Spitzen und Kämme der Wellen sind, das waren hier die scharfen Kanten und Rippen des Ge-

steines, an welchem Luft und Waſſer und Eis und Wärme und Kälte um die Wette ihr Zerſtörungswerk ausübten.

Anton, der auf der letzten Strecke des Felſenpfades, auf welcher Ausgleiten augenblicklicher Tod geweſen wäre, und worauf er auch noch ſeinen Genoſſen mehr zu tragen als zu führen hatte, ſich der Sicherheit wegen ſeiner nägel- und hufeiſenbeſchlagenen Schuhe entledigt hatte, hielt es hier für gerathen, dieſelben wieder anzuziehn. Die Felsrippen waren ſcharf wie die Schneide eines Meſſers.

„Bleib' ſtehen, wo du biſt!“ rief ihm der Knappe zu, nachdem ſie in ziemlicher Entfernung vom Eingang der Höhle eine Laterne angezündet hatten. Denn der Umſtand, daß der Boden gegen die Mitte hin einen Hügel bildete und bis nahe zur Decke hinaufreichte, ſodann einige Windungen des Höhlenganges ſelbſt, hinderten das Tageslicht, die ganze Röhre zu durchfluthen.

Der Knappe nahm die Laterne mit ſich fort und ließ ſeinen Genoſſen im Dunkeln. Doch nein — als er ſich umdrehte, nachdem der kleine Stern der Leuchte erloſchen war, griff er ſich an die Augen, um zu fühlen, ob nicht irgend eine Täuſchung ihn blende.

Da lag vor ihm ein ſanfter Mondenſchein, wie wenn gelbe, blaue und grüne Lichtſtrahlen zuſammenfließen, auf dem Boden der Grotte. Woher mochte dieſes ſeltſame

Licht kommen? Es stand ja doch die Sonne am klaren Himmel und nicht das Nachtgestirn?

Anton wußte nicht, daß der Tagesschein von einem dunkeln Orte aus betrachtet und nur in geringer Lichtfluth durch enge Oeffnung in hohe Gewölbe einbrechend, diese Beleuchtung verursacht. Bei der Entfernung, welche zwischen seinem Standorte und dem Thore lag und den Windungen, durch welche sie bereits hindurchgegangen waren, konnte er auch an ein Eindringen des Tagglanzes in diese Falte nicht denken.

Blühten die Schätze? Es war ganz und gar Glanz, wie er in der Einbildungskraft der Goldsucher erscheint, welche vermeinen, das Erz gebe einen besonderen Schimmer von sich, wenn es sich soweit „gehoben" habe, daß es den Werkzeugen des Menschen zugänglich ist.

Voll von Andacht blieb er an dieser Stelle stehen, von dem bläulich-goldenen Schein, der Flamme des Weingeistes vergleichbar, in so wundersamer Weise umflossen, daß die Umrisse seiner Gestalt dadurch verändert und das Aussehen in ein unbeschreibliches verwandelt wurde. Sicherlich würde ein Schatzgräber, welcher in diesem Augenblicke die Höhle betreten hätte, den Menschen, der in diesem Lichte dastand, für einen jener „Götzen" haben betrachten können, die als metallene Bilder zu gewissen Zeiten aus dem schweigsamen Inneren auftauchen.

Plötzlich däuchte es ihm, es stürze die ganze Höhle zusammen.

Ein entsetzliches Getöse, wie es Anton in seinem Leben noch niemals gehört hatte, drang ihm in die Ohren. Aus diesem Getöse heraus wurde das Schreien einer menschlichen Stimme vernehmlich: der Hilferuf seines Genossen. Das Getöse, durch den Wiederhall der weithin gezogenen Wölbungen verstärkt, hatte Aehnlichkeit mit dem Geheul eines Sturmwindes, dem es eben gelungen ist, ein Thor aufzureißen oder einzudrücken, und der nun seinen Siegesgesang anstimmt von der eroberten Lücke gegen die Fenster, die er zertrümmert und von ihnen aus in die Freiheit hinaus zu den anderen Brüdern.

Es war ihm nicht leicht, über die Steinrippen, Einsenkungen, Trichter und Wellen des Höhlenbodens hinweg dem Orte zuzugehen, von woher das Brüllen sowohl wie das menschliche Jammergeschrei erscholl.

Endlich erblickte er aus der Dunkelheit den Stern der Laterne, der sich in heftigen Bewegungen auf- und niedersenkte. Das wilde Geräusch wurde ärger, je mehr er sich ihm näherte.

Es dauerte nicht mehr lange und er stieß selbst einen Schrei aus.

Anton hatte niemals einen Bären gesehen, aber es

war kein Zweifel, daß er sich einem solchen Ungethüm gegenüber befand.

Als das Thier den Ankömmling bemerkte, ließ es von der Verfolgung des Knappen ab und wandte sich gegen Anton. Nachdem dieser von seiner ersten Ueberraschung zurückgekommen war, schien ihm der Vorfall weniger entsetzlich, als beim ersten Anblicke.

Soweit seine Erinnerungen an das zurückreichten, was er im Umgang mit Jägern gelernt hatte, wußte er, daß der Bär den Menschen selten angreift, daß er fast immer vor ihm flieht und daß er einen Angriff nur im Zustande der Gereiztheit wagt, insbesondere dann, wenn er verwundet ist.

Und daß das Ungethüm verwundet war, das schien ihm einleuchtend, wenn er sich vergegenwärtigte, daß es sich in eine Höhle verkrochen hatte und zwar in eine so schwer zugängliche und zur Aufsuchung der Nahrung so ungeeignete, wie in dieser Weise eine zweite kaum anzutreffen war. Nur Angst und Entsetzen konnten das Thier in einen derartigen Zufluchtsort getrieben haben.

Diese Erwägungen durchzuckten des Gehirn Anton's in einem Augenblick.

Den Knappen konnte er nicht sehen, auch der Stern seiner Laterne verschwand. Wahrscheinlich hatte er sich bereits durch die Enge zwischen dem Hügel, der sich in der

Mitte befand, und der Decke des Gewölbes hindurchgedrängt.

Das Thier mußte für den Augenblick die Spur verloren haben, denn es kam auf ihn zu, wie Anton an seinem Schnauben bemerkte.

Was sollte er beginnen? Gegen den Ausgang hin konnte er sich nicht flüchten, denn er wußte nicht mehr, in welcher Richtung sich dieser befand, da sich schon mehrere Windungen des Felsenganges zwischen ihn und den Mondglanz eingeschoben hatten.

Dem Knappen folgen konnte er auch nicht, weil er ganz im Unklaren war, wo sich die mittlere Erhebung und der jenseitige Ausgang befanden.

In dieser äußersten Noth stieß sein Fuß auf einen Gegenstand, der unter dem Anstoß klapperte.

Es war der Pickel, den der Knappe mitgenommen und vermuthlich entweder aus Schrecken oder beim Stolpern über den mit Eis bedeckten Boden aus der Hand gleiten gelassen hatte.

Was aus der Schaufel geworden war, daran konnte er sich selbst in seiner Verwirrung nicht mehr erinnern.

Mit Eifer packte er diese Waffe. Mittlerweile war das Ungeheuer so nahe gekommen, daß er den Hauch verspürte. Auf's Gerathewohl hieb er also darauf los und

der Hieb ging wirklich nicht in die Luft, sondern in eine weiche Masse.

Abermals furchtbares Geheul. Diesmal aber mußte Anton seine Geistesgegenwart zusammennehmen, denn schon streiften ihn die Spitzen ungeheuerlicher Krallen.

Er sprang rasch zurück, aber beim Springen rutschte er auf dem Eise aus, mit welchem die Höhle an dieser Stelle bedeckt war.

Es war sein Glück, daß er sich an einer Kante, an die er mit dem Kopfe aufschlug, zu halten vermochte, denn im nächsten Augenblicke befand sich der Bär an der Stelle, über welcher er ausgestreckt hätte liegen müssen, wenn er gestürzt wäre.

Sich an der rauhen Felswand forttastend, gelang es ihm, in der Entfernung einiger Schritte eine Stelle zum abermaligen Ausholen zu erreichen. Diesmal aber ließ er es bei einem Hiebe des Pickels nicht bewenden. Zum Glück schien er den Kopf getroffen zu haben, statt weicherer Theile, denn das Herausziehen des Eisens ging viel leichter von statten, als das vorige Mal.

Nunmehr arbeitete sich der Bedrängte in eine fast wahnsinnige Wuth hinein. Schlag folgte auf Schlag und trotz des furchtbaren Gebrülles, welches das Thier ausstieß, konnte er das Knirschen der Eisenspitze in den Knochen-

theilen hören. Es war ein Geräusch, wie wenn er das Eis bearbeitete, auf welchem seine Füße standen.

Plötzlich ein dumpfer Fall — und ein denselben begleitender wilder Freudenschrei.

Das Thier war zusammengesunken. Anton hütete sich aber gleichwohl, allzu nahe zu ihm hinzutreten, sondern hielt sich in einer Entfernung, die er durch den Schaft seines Pickels leicht bemessen konnte.

Indessen, wenn nicht bald Licht kam, so befand er sich immerhin in einer seltsamen Lage.

Während er sich mit dem Bären herumschlug, hatte er in seiner Aufregung und Angst allmählich jedes Bewußtsein der Oertlichkeit verloren. Er wußte nicht mehr, ob es hierher oder dorthin ging, wenn er zum Eingang der Höhle kommen wollte. Glücklicherweise hatte dieselbe indessen zwei Oeffnungen und er konnte erwarten, daß er, an der Wand fortschleichend, zu einer derselben gelangen würde, sei es zu derjenigen, durch welche er selbst in die Höhle gedrungen war, sei es zu der andern, durch welche sein Gefährte, der Knappe, sich wahrscheinlich geflüchtet hatte.

Durch einige gewaltige Hiebe, die er noch nach seinem auf den Boden hingestreckten Gegner führte, versicherte er sich, daß dieser vorläufig von weiteren Angriffen abstehen werde.

Er tappte also fort, in der Rechten stets noch den

Pickel, da er fürchtete, es möchte das Ungethüm sich vielleicht hier in seinem Familienkreise befunden haben.

Auf der anderen Seite war es möglich, daß sich zwischen dem Boden und der Wand an der einen oder anderen Stelle Spalten, Klüfte, hohe Einsenkungen befanden. Für diesen Fall benutzte er den Pickel als Stock zum Tasten.

Es ging aber ohne irgend welche Fährlichkeit ab. Daran, daß sich der Boden hob, erkannte er bald die Richtung. Diese führte ihn offenbar von der Eingangsmündung hinweg jener Richtung zu, nach welcher die andere Oeffnung lag und wohin die Laterne des Knappen verschwunden war.

Endlich drang wieder jener seltsame, dem Mondlichte ähnliche Glanz in die Wölbung herein. Er wurde immer breiter, aber auch weniger verwunderlich zum Anschauen, je weiter er vordrang.

Da hob sich aus dem Scheine ein dunkler Gegenstand ab. Hart an der Mündung der Höhle saß der Knappe und lauschte ängstlich nach jedem Lärm aus dem Innern der Höhle.

Als er die Schritte seines herannahenden Begleiters vernahm, zuckte er zusammen und ging rasch einige Schritte hinab, so daß Anton von der Höhle aus nur mehr den Kopf und den Oberleib erblickte.

„Einen schönen Gruß vom Bären!“ rief Anton ihm entgegen hinaus.

Bei diesem Anrufe schnellte der Körper wieder empor.

Wenige Augenblicke später erblickten sie das getödtete Thier beim Licht ihrer Laterne. Es ergab sich, daß es eine Schußwunde im Bein und wahrscheinlich erst vor kurzer Zeit hier Kühlung und Ruhe gesucht hatte. Durch das plötzliche Auftreten des Knappen war es, ohnehin schon aufs Aeußerste gereizt, fast wüthend geworden und so hatte sich der beschriebene Auftritt entwickelt.

An Goldgraben oder andere Untersuchungen in der „Geisterhöhle" war nach diesem Abenteuer nicht weiter zu denken. Der Knappe zitterte noch wie ein Weidenast, der in das Wasser hinein hängt und von den Wellen bewegt wird.

Aber auch abgesehen von der Störung — die Geschichte war so gut ausgegangen, als hätten sie einen kleinen Goldbrocken vorgefunden. Das Fell, das Schußgeld, das Fleisch, das sie zu räuchern gedachten — alles das zusammen war wohl so viel werth, wie das Gold, das sie in einem Monat oder noch mehr zusammen gewaschen hätten.

Sie luden die Last auf und schleppten sie unter furchtbarer Beschwer an den jenseitigen Eingang der Höhle. Dort wurde es ihnen klar, daß es unmöglich sei, sie auf den Schultern ins Thal zu bringen.

Der Knappe stieg deshalb voraus, schnitt eine Anzahl von Legföhrenzweigen ab und bildete daraus eine Unter-

lage für den schweren Körper. Sie legten ihn darauf und schleiften ihn abwärts. Sie brachten es aber nicht weiter als bis zur obersten Schafalpe.

Dort blieb Anton mit dem Thiere, der Knappe aber ging ins Thal hinab, um Leute aufzutreiben, die mit vereinten Kräften im Stande wären, die Beute heimzubringen. Es gelang und die beiden Goldsucher blieben wieder beim Schmied über Nacht.

Dreizehntes Capitel.

Der Silberbaum.

„Gestern haben wir einen Bären ins Thal gebracht", sagte am nächsten Tage der Knappe zu Anton, der vor ihm stand, um zu erfahren, durch welche Dienstleistung er sich heute sein tägliches Brod erwerben sollte, „heute Nacht bind' ich einen auf und du mußt dazu helfen. Es ist doch heute Donnerstag?"

Auf die bejahende Antwort Antons fuhr er fort:

„So raste dich heute aus. Morgen ist auch noch ein Tag — und überdies wirst du die Nacht nicht viel zum Schlafen kommen."

Anton bedankte sich und legte sich hinaus in den Garten auf eine Bank, die von einem Hollunderbaume beschattet war, dessen Früchte jetzt schon in schwarzen Dolden an den Zweigen hingen.

Er wußte nicht, wie lange er dort geträumt, geduselt oder geschlafen hatte, als er hinter dem Gitter in der

Wand reden hörte. Dieses Gitter versperrte die Schlafstube des Schmiedes und war von der lärmenden Werkstätte weit entfernt. Die Länge des etwas morschen Gebäudes deutete darauf hin, daß es einmal, zur Zeit, als der Bergbau zu Döllach noch in Blüthe stand, ein Gewerkenhaus gewesen war.

Bald unterschied Anton seines Brodgebers Stimme, welcher sagte:

„Du hast also das Geld?"

„Da ist es," erwiderte der alte Schmied. „Es sind lauter Frauenthaler, auf denen Unsere liebe Frau ist, mit dem Kind auf dem rechten Arm."

„So ist's recht", sagte der Knappe. „Die das Jesuskind auf dem linken Arm halten, taugen nichts. Aber sind denn die Jahreszahlen alle grad?"

„Ja, die sind's, und es sind auch alle die Anfangs- und Endbuchstaben auf den Münzen, die du gesagt hast."

„So also, gieb her! Jetzt paß auf! Es ist grade heute die günstige Zeit und deswegen bin ich hierher gekommen. Es ist die Nacht vom Donnerstag auf den Freitag und grade in der Mitternacht geht der Neumond ein. Also heute Nacht übergeb' ich dir den Einsatz, den Silberbaum, der dir später so viele Thaler einträgt, als du nur willst."

„Warum giebst du mir ihn nicht gleich?"

„Nein, das muß in einer solchen Nacht sein — anders

wird's nichts. Und dazu auf einem Kreuzweg — also vielleicht dort, wo der Weg nach Pockhorn abgeht."

„Da müßt' ich also vor Mitternacht aufstehen?"

„Ja, lieber Freund, das ist noch das Wenigere. Wenn ich dir aber heute um Mitternacht den Silberbaum bringe, dann mußt du noch in der nämlichen Nacht um drei Kirchen herumgehen, also, wie wenn ich saget', um die Kirchen von Döllach, Putschal und Pockhorn."

„Ja, zu was denn?" erwiderte der Alte, und man merkte es seiner Stimme an, daß er arg erschrocken war.

„Das sollst du gleich hören. Du mußt um jede der Kirchen so oft herumgehen, als du nach Verlauf von neun Jahren monatlich Gulden vom Silberbaum herunter nehmen willst. Magst du also nach neun Jahren von dem Silberbaum, den ich dir geb', jeden Monat fünfhundert Gulden abnehmen, so mußt du heute Nacht fünfhundert Mal um jede von den Kirchen laufen."

„Ach, du lieber Gott, wie soll denn ich mit meinen alten Füßen das machen?"

„Wie du willst, Schmied, du brauchst ja auch nicht so viel. Geh einmal herum, so kannst alle Monat einen Gulden abnehmen."

„Ja, das ist mir aber zu wenig!" jammerte der Schmied.

„Nu, so lauf! Da kann ich dir nit helfen!"

„Meinetwegen, ich werd' halt trachten, daß ich herum-

komm' und werd' recht langsam gehen, das rackert mich nit so gar arg zusammen."

„Ja, gar zu langweilig darfst du's auch nit machen, Schmied, denn noch vor vier Uhr früh muß der Silberbaum da in deinen Keller gut eingegraben und verwahrt sein. Die Hauptsach' aber ist, daß du auf deinem ganzen Weg mit keinem Menschen ein Wort redest, es mag kommen, was immer will."

„Das wär' leichter zu machen, als das Herumlaufen — nu, weil's aber sein muß, so thu ich's. Schad' ist's nur, daß man neun Jahr' lang warten muß."

„Kann nit helfen, das Erz muß sich auszeitigen."

„Ich weiß wohl", erwiderte der Schmied. „Aber wenn ich da die ganze Nacht herumlaufen soll, so muß ich mich jetzt ins Bett legen. Sonst halten's meine alten Füß' nit aus."

„Gute Nacht", sagte der Knappe lachend.

Jetzt hörte Anton die Thüre zuschlagen und gleich darauf ein Klimpern von Geldstücken, die auf Holz auffallen.

Er konnte sich nicht enthalten, an das Gitter hinzugehen und hinein zu schauen.

Da sah er den Knappen vor einem Haufen blinkender Thaler sitzen und Stück für Stück abzählen. Es war dies offenbar das Geld, welches der Schmied für die Anfertigung eines Silberbaumes hergegeben hatte.

Bei diesem Anblick überkam Anton ein Gefühl, als ob er es mit einem abgeriebenen Betrüger zu thun habe. Er hatte wohl schon von Goldeinsätzen, Lasur und dergleichen gehört, aber niemals etwas davon geglaubt, wie in dieser Hinsicht die Ansiedler des Flachlandes und der breiteren Thalsohlen weniger leichtgläubig sind, als die Insassen des Hochgebirges, welche nahe am Eis und an den Schachten wohnen.

Es dauerte indessen nicht lange, so sollten ihm die Zweifel, die er vielleicht noch in dieser Hinsicht hegen mochte, ganz und gar benommen werden.

Der Knappe kam in diese Art von Garten heraus, um sich den Lauf des Wassers zu betrachten, welches hier in eine Arche gezwängt war und unter Bäumen blitzschnell hinabschoß.

Anton verhehlte ihm nicht, daß er vorhin, ohne es zu wollen, das Gespräch gehört habe, welches von ihm mit dem Schmiede gepflogen wurde.

„Haha", sagte der Knappe, „du hast es gehört — jetzt will ich dir zeigen, wie der Silberbaum gemacht wird."

Anton nickte.

„Siehst du, hier habe ich Blei", fuhr er fort, „dazu kommt Zink, Zinn und soviel Silber, als auf den Nagel meines kleinen Fingers geht. Drinnen habe ich allerlei Säuren in Flaschen. Wenn ich die mit den Metallen zu-

sammengieße, so entsteht eine Art von Baum, der sich an einen Draht anschlägt, den ich hineinhänge — es schaut so aus wie der Kandiszucker, den du beim Kramer am Fenster heraus siehst."

„Aber das Geld?" fragte Anton.

„Dummer Kerl, das Geld behalte ich — ob das Kindel auf dem rechten Arm sitzt oder auf dem linken — einerlei ist's, aber die Leut' glaubeten Einem nichts, wenn man ihnen nicht mit solchen Sachen käm'. Schau, Toni, bei mir kannst du noch viel lernen, wenn du Obacht giebst."

„An solchen Sachen hätt' ich keine Freud'," entgegnete Anton ruhig.

„Darum bist du ein dummer Kerl," sagte der Knappe.

An diesem Tage sprachen die Beiden nicht mehr viel miteinander.

Der Knappe fühlte sich dadurch gekränkt, daß Anton sein Treiben mit solcher Mißachtung betrachtete.

Gegen Abend aber, als Anton eben draußen im Lärchenschatten an dem milchblauen Wasser auf- und abging, trat der Versucher abermals zu ihm:

„Höre, Toni," sagte er, „ich muß den einfältigen Schmied recht für den Narren halten. Ich habe ihm verboten, daß er in der Nacht mit irgend Jemandem ein Gespräch anfange. Wie wär's denn, wenn du hinausgingest und ihn zur Rede stellst?"

„Warum denn?"

„Weil er dann morgen zu mir kommt und mir vorjammert. Dann sage ich ihm, sein Silberbaum taugt nichts, und stell' ihm noch viel ärgere Bedingungen. Der Tölpel muß recht in die Enge gehetzt werden."

„Ich möchte dem alten Menschen so viel Verdruß nit anthun," erwiderte Anton.

„Ach was, der Kerl ist ja ganz blind und thoret vor lauter Begierde, auf leichte Weise zu Geld zu kommen. Schau einmal an, was thut denn der König mit seiner Lotterie? Der spiegelt den Leuten vor, sie können im Handumdrehen reich werden, daß sie Quaternen und Quinternen gewinnen. Derweil tragen sie ihr Geld hin und der in seinem Schloß lacht dazu. Glaub' mir's, wenn der Schmied nicht mit mir zu thun hat, so geht er zu einem Andern. Wer einmal mit dem Schatzfinden und Goldmachen angefangen hat, hört nimmer auf. Wenn ich gleich zum Schmied sagte: Es ist nichts, du mußt es machen wie ich, mit Suchkugel und Hacke umeinander gehen, in die alten Stollen schliefen, die verborgenen Adern aufsuchen — das helfet' nit viel, in wenigen Tagen hätt' er es mit Einem zu schaffen, der ihm noch mehr abnähme, als ich."

„Das kann schon sein", erwiderte Anton, aber ich möcht' doch derjenige nicht sein, der die Leut' um ihr Geld bringt."

Der Knappe brummte etwas wie von Undankbarkeit,

von Leuten, die Einem keinen Gefallen thun, und wenn man sie gleich schier vom Hungertode errettet, aber er traute sich doch nicht, Anton zu hart zu reden oder ihn im Zorne zu verabschieden, weil er fürchtete, derselbe könne dem Schmied seine Schliche verrathen oder ihn wenigstens warnen, sich gar zu sehr mit dem Zauberkünstler einzulassen.

Im Uebrigen ging Alles, wie es der Knappe voraus bestimmt und gesagt hatte.

Um Mitternacht traf er den Schmied am Kreuzwege. Ohne ein Wort zu sagen, händigte er ihm ein großes, oben mit einer Blase verschlossenes Glas ein. Dieses Glas enthielt den Silberbaum, der angeblich aus den Frauenthalern angefertigt, in Wirklichkeit aber eine Lösung verschiedener werthloser Metallsalze war.

Kaum hatte der Knappe die Uebergabe dieses Gefäßes besorgt und der Schmied seinen Weg nach der Döllacher Kirche angetreten, als er in das Erlengestrüpp trat und dort aus einem Sacke, den er unter dem Gewande mit sich genommen hatte, allerlei Kleidungsstücke hervorzug. Diejenigen, welche er anhatte, zog er aus und legte sie in den Sack. Mit den anderen bekleidete er sich.

Es war ganz und gar das Aussehen eines Bauerburschen, welches er auf die Weise gewann. Da die Nacht völlig dunkel war — Neumond war so eben eingetreten — hatte er durchaus nicht zu besorgen, daß man ihn erkennen würde.

In dieser Vermummung begab er sich auf den Weg zur Pockhorner Kirche, von welcher er wußte, daß sie vom Schmied noch in der Nacht aufgesucht und so oft, das Glas in der Hand, umschritten werden würde, als es diesem seine Habsucht auftrug.

Hunger nach Gold! Wieder ein Beispiel. Da ist ein gebrechlicher alter Mann, der in tauber, finsterer Nacht, während sich nichts um ihn regt, als das Wüthen des Wassers um die Glimmerblöcke, sich den Schlaf entzieht und hinausgeht und um die Kirchen herumläuft, neben deren Mauern die Gebeine vieler Geschlechter modern. Bald wird er das Nämliche sein, was diese. Daß er den Staub derjenigen tritt, die ins Nichts dahin gesunken sind, das giebt ihm Nichts zu denken. Für ihn sind die „Früchte", welche er von seinem Silberbaum nach neun Jahren abpflücken wird, eindringlicher als alle Lehren des flüchtigen Bergstromes und des Angers mit den Menschengebeinen. Er läuft fort und fort, wie eine aus dem Lauf abgeschossene Kugel, stets das Glas in der einen Hand, während die andere weit ausgestreckt ist, um etwaigen Hindernissen zu begegnen, bevor er sie mit dem kostbaren Gefäß berührt.

Die Sterne glitzerten spärlich und nur die Ampel des ewigen Lichtes erhellte ein wenig die gegenüberliegenden Bäume, als der Schmied bei der Pockhorner Kirche anlangte.

„Halt, was treibst du da?“ scholl es aus dem Dunkel eines Mauervorsprungs.

Der Schmied erschrak bis auf die Knochen, aber er wagte keine Antwort, sondern lief, den unangenehmen Störer mit der Hand zurückwinkend, gerad aus längs der Mauer des Kirchenschiffes fort.

„He, Landsmann, so schnell geht's nicht, wir zwei gehen nicht von einander, ohne daß wir unsere Kraft im Ringen probirt haben. Geh, laß mich nimmer länger schnackeln — wir müssen probiren, wer der Stärkere ist!“

Der Schmied lief jetzt gerade zu. Der Unbekannte aber trat hervor, setzte ihm nach, packte ihn um die Hüfte und bedeutete ihn, daß er auf den Boden zu stellen habe, was er in der Hand trage.

Alles Abwinken und Wegdeuten mit der Hand nützte dem Unglücklichen nichts mehr. Der Fremde setzte ihm immer stärker zu, bis er in die Furcht gerieth, er möchte den theueren Silberbaum auf die Erde fallen lassen. Diese Besorgniß half ihm schließlich über jede andere hinweg. Er sagte, indem er seinen Worten eine flehende Betonung gab:

„Um Gotteswillen, laßt mich in Ruhe! Ich bin ein armer, alter, gebrechlicher Mann und muß da etwas für den Frieden einer armen Seele thun!“

Unter dieser armen Seele verstand er, wie es scheint, sich selber. Der Fremde aber hatte an der Antwort genug,

brummte noch einige verdrossene Worte und verschwand eben so unerwartet, wie er gekommen war.

Der erste graue Morgenschimmer stand über den Bergen, als der Schmied mit seinem Silberbaum heimkam.

Er fand den Knappen auf seinem Lager. Dieser that, als ob er fest eingeschlafen wäre. Als er vom Schmied aufgerüttelt worden war, mußte er dessen Erzählung anhören, die er unter Jammern und Wehklagen vorbrachte.

Er schilderte ihm, wie er es nicht begreifen könne, daß es Leute gebe, die kindisch genug seien, um einen alten Mann nicht ruhig seiner Wege gehen zu lassen.

Der Knappe that ganz erschrocken und fragte ihn rasch, ob er am Ende gar gesprochen habe.

„Ja, er hat mich ums Raugeln angegangen", erwiderte er seufzend, „und wenn ich nicht hab' niedergeworfen sein wollen und den ganzen Silberbaum verlieren, so hab' ichs ihm bereden und ihn davon abspenstig machen müssen."

„O du Granatenesel von Schmied", rief der Knappe, indem er kaum das Lachen halten konnte, „was hast du da angestellt? Habe ich dir nicht zehnmal auf das Strengste verboten, du sollst das Maul nicht aufmachen? Weißt du, was jetzt ist?"

„Nein", antwortete zitternd der alte Schmied.

„Dein Silberbaum ist beim Teufel, das ist's, sonst nichts!"

„Um Gotteswillen!“ wehklagte der Schmied.

„Jetzt bleibt dir nichts Anderes übrig, als du grabst in der nächsten Nacht, wo wieder Neumond ist, den Silberbaum unter einer Hollunderstaude ein, die aber ganz genau drei Klafter hoch sein muß, keinen Schuh weniger, keinen mehr. Und dort, wo der Silberbaum eingegraben ist, dorthin mußt du eben so viele Körbe Mist aus dem Kuhstall hinaustragen, als Tage des Monates, in dem du das thust, voraus gegangen sind. Wenn du das verfehlst, so verraucht und entweicht die Kraft aus dem Silbereinsatz!“

„Jesus, das ist eine schöne Geschichte!“

„Ich hab' dir's voraus gesagt und kann nichts dafür. Jetzt laß mich aber schlafen und du schlaf auch — du wirst müd' genug sein!“

Der Schmied entfernte sich unter Wehklagen, seinen Silberbaum mit sich fort tragend.

Der Knappe lachte noch eine Weile, dann schlief er wieder ein. Als er aufwachte, fragte er nach Anton.

Ein Schmiedegeselle antwortete ihm, daß derselbe vor Tagesanbruch fortgegangen sei und ihm aufgetragen habe, dem Knappen zu sagen, er bedanke sich schön und er werde sich irgendwo eine andere Arbeit suchen.

„Der Narr!“ dachte sich der Knappe und schlug sich an das Wamms, in dessen Seitentasche die Thaler, von einer Schweinsblase verwahrt, steckten.

Vierzehntes Capitel.

Eine neue Unternehmung einer alten Gesellschaft.

Als diesmal der Scharler Seppl aus Habach zurückkehrte, war er weniger gut aufgelegt, als das letzte Mal. Von Smaragden keine Spur, wohl aber zerrissene Schuhe und abgeschundene Kleider. Auch war er diesmal vom Hirten mit weit weniger Freundlichkeit behandelt worden, als früher — offenbar, weil mittlerweile dieser Verdacht über die wirkliche Thätigkeit des Scharlers in Habach geschöpft und es ihn geärgert hatte, daß er von ihm nicht ins Vertrauen gezogen worden war. In dieser Auffassung wurde der Hirt durch die zweite Anwesenheit des Scharler bestärkt.

Dem Letzteren fehlte es keineswegs an Geld, denn der Waldner in Kriml hatte ihm ein schönes Stück aufgezählt für die Edelsteine, welche er an ihn abgelassen hatte. Aber mit dem Geld allein war es dem Scharler nicht gethan — er wollte Aufregung, Abenteuer.

Darum schlug er, in Hollersbach angekommen, sofort

den Weg zu dem Hause ein, von welchem er wußte, daß sich Christian mitunter auf seinen Jagdzügen dort aufhalte.

Zu seinem größten Vergnügen traf er nicht nur diesen, sondern auch den Federhies dort.

Er wurde mit Jubelruf empfangen.

„Das ist recht, daß du daher geschneit kommst", rief Christian. „Wir haben gerade eine große Jagd vor."

„So ist's recht", erwiderte der Scharler, „und wieso soll denn das zugehen?"

„Es ist in Mitterfill eine große Hochzeit", nahm der Federhies das Wort, „und zu der sollen wir das Wildpret liefern."

„Meinetwegen", sagte der Scharler. „Ich bin dabei. Aber wißt ihr denn, das es sauber ist?"

„Ganz gewiß," erwiderte Christian. „Wir haben schon unseren Kundschafter in einem Lehen zwischen Stuhlfelden und Mitterfill. Der hat uns gemeldet, daß die Jäger morgen zu Haus bleiben."

„Ist er herunter gekommen?"

„Das braucht's nicht. Unser Bursch geht mit den Jägern jagen", erwiderte Christian, „und weiß Alles, was vorgeht. Er ist ein Schuster. Damit die Jäger nichts merken, kommt er gar nit zu uns. Sondern er macht es so. Wir haben gar nichts zu thun, als jetzt im Herbst, Winter und Nachwinter zu schauen, wo er sein Licht hinstellt, bei dem er seine Schuhflickerei besorgt. Im Som-

mer, wo die langen Tage sind, geht's freilich nit — da würde das Licht mitten in der Nacht zu sehr auffallen."

„Nu, und was thut er denn nachher mit seinem Licht?" sagte der Scharler, durch diese lange Einleitung neugierig gemacht.

„Wenn er das Licht unten hin stellt, so haben die Jäger Ruhetag. Stellt er es auf sein Fensterbrett gerade hin, nachher treiben sie sich im Thale auswärts herum — sei es, daß sie gegen hierher und Mühlbach hinaufgehen oder abwärts gegen das Lambach Schlößl, gegen Stubach oder Uttendorf hin. Hängt aber der Schuster das Licht höher, dann bedeutet's, daß sie ins Gebirg gegangen sind, ists nachher rechts vom Fensterkreuz, so ist's aufwärts gegen Tirol zu, gegen den Pihapenkopf oder dort irgendwo herum, und ist's links, nachher bedeutet's Mühlbach, Stubach, Velberthal — je nachdem halt."

„Ah so", sagte der Scharler lachend, „da habt ihr's ja schier so schlau gemacht, als wie früher in Blühnbach drinnen. Aber ich meinet', jetzt wär's noch nicht recht an der Zeit, Abends bei Licht zu arbeiten — wie macht ihr's denn nachher da, daß den Jägern nichts auffallt?"

„Jetzt wird das Licht auch noch nit angewendet", sagte der Federhies. „Da haben wir da draußen einen Gangsteig durch das hohe Ried, das sich bis zur Salzach hinzieht. Wo das Ried an das Wasser stößt, dort ist ein Steg über die Salzach, ein klein wenig ober Stuhlfelden, der aber sehr selten benutzt wird. Auf dem Steg geben

wir auf die Strebebäume Obacht. Es kommt darauf an, ob vorne, mitten oder hinten ein Strohhalm oder ein paar Strohhalme hängen, sie müssen aber so aussehen, wie wenn sie zufällig hingekommen wären. Wir kennen uns schon danach aus, wie die Strohhalme hängen — je nach der Richtung, in der sie der Schuster anbringt, wissen wir, wohin die Jäger gegangen oder ob sie zu Haus geblieben sind."

„Ja, wie kommt's denn aber, daß der Schuster so genau weiß, wie es mit den Jägern steht?" wandte der Scharler Seppl ein. „Wie ich noch da herin gejagt habe, ist mir nie etwas von diesem Schuster untergekommen."

„Nu", entgegnete Christian, „er wird halt manchmal, wenn eine größere Jagd stattfindet, als Treiber benutzt. Und dann versteht er es, sich immer bei den Jägern in Gunst zu halten."

„Ich weiß nicht", sagte der Scharler Seppl, „so ganz und gar thät ich mich doch nit auf ihn verlassen. Wie leicht könnte es sein, daß er einmal in der Hoffnung auf eine Belohnung den Jägern plauderte?"

„Das thut er auch manchmal", nahm der Federhies das Wort, „aber nur im Einverständniß mit uns. Dann tragt es ihm von zwei Seiten etwas."

„Wie macht er denn das?" fragte der Scharler.

„Er sagt: „Ich habe in Erfahrung gebracht, daß Schützen da und dort jagen." Wenn dann die Jäger in der Entfernung von uns gesehen werden, so lassen wir es

knallen und thun, als ob Wunder was los wäre. Aber ehe sie herankommen, sind wir schon wieder in unseren Schlupfwinkeln, die Keiner aufspürt", erklärte Christian.

„Ja so — wenn er auch nur nicht einmal im Ernst angiebt", meinte der Scharler.

„Das wird er bleiben lassen, denn von uns nimmt er auf die Länge der Zeit mehr ein."

„Meinetwegen, ich verlaß mich auf euch. Aber was sagt denn jetzt das Licht, oder eigentlich der Strohhalm?"

„Daß die Jäger in's Stubach gegangen sind", erwiderte Christian. „Uebrigens für die Hochzeit muß Wildpret her, es mag gehen, wie's will. Der Mohrenwirth hat's bestellt und der Mohrenwirth ist eine alte Kundschaft."

„Der Mohrenwirth!" rief der Scharler, „den können wir freilich nicht sitzen lassen. Wenn's etwa der alte Waldner wäre, dann machte ich mir eine Freude, ihm den Spaß zu verderben, dem Geizkragen!"

So sprachen die versammelten Wildschützen noch eine Weile fort. Dann aber sagte Christian:

„Wir müssen uns schlafen legen. Die zwei Treiber sind auf drei Uhr in der Frühe bestellt, und es wird eine schwere Arbeit werden."

Der Rath wurde befolgt. Bald lagen die Drei in der Scheune ihres Unterstandgebers, durch deren Wandritzen das Mondlicht eindrang. Die Wasser des Hollerbaches, die rauschend durch das Dorf ziehen, sangen sie in den Schlaf.

Fünfzehntes Capitel.

Eine Schlacht.

Um die sechste Stunde des nächsten Morgens waren ie Schützen schon weit oben im Gebirge, unfern des stäubenden Wasserfalles, der von dem am Rande der Eiswelt hoch oben eingebetteten Weißeneggersee herabkommt.

Sie befanden sich zwischen den Legföhren, in einem Gewirre von Blöcken, auf einem Boden, der oft, verwittert und mit kleinen Trümmern übersäet, wie er war, unter den Tritten nachgab.

Die zwei Treiber befanden sich seitwärts im Gewänd. Von den drei Schützen stand Christian zu oberst, in der Mitte war der Federhies und zu unterst war der Scharler Seppl aufgestellt.

Der Lärm und das Geklapper der Treiber kam immer näher und näher. Die Wechsel des Wildes waren schon längst ausfindig gemacht und auf die angegebene Weise verstellt. Jeder stand schußbereit da, denn es mußten

jeden Augenblick zwischen den Blöcken auf dem jähen Trümmerfeld, auf welchem die Legföhrenstände sich wie Buschschöpfe inmitten eines Moores ausnehmen, Gemsen zum Vorschein kommen.

Der Abstand des einen Schützen vom andern mochte etwa zwei Schußweiten betragen. Es war also hinlänglich nahe, um sich durch Zurufe zu verständigen.

Plötzlich hörten Christian und der Federhies unten einen argen Lärm, dessen Ursache Keiner von ihnen zu enträthseln vermochte.

Es mußte irgend etwas Außerordentliches vorgegangen sein, denn der Scharler Seppl unten würde gewiß keinen unnöthigen Lärm machen in dem Augenblicke, in welchem man von der andern Seite die Gemsen gegen sie hertrieb.

Plötzlich vernahmen Christian und der Federhies mitten aus diesem Lärm heraus, aus welchem sie nicht klug wurden, den Ruf einer Elster.

Da die Gemsen jeden Augenblick kommen mußten und wenn sie vorüber waren, für heute an keine Jagd mehr gedacht werden konnte und die Schützen Gefahr liefen, daß, wenn sie heute den Mohrenwirth sitzen ließen, er ihnen seine Kundschaft für immer entziehen, ja vielleicht sogar aus Rache einmal den Jägern verrathen würde, so war es unerläßlich, daß Einer von ihnen droben beim

Wechsel auf dem Anstand blieb, während der Andere immerhin sich um den Elsterruf bekümmern konnte.

Christian beauftragte also den Federhies, auf seinem Platze zu bleiben, während er hinabeilte.

Er war noch nicht weit gekommen, als er ein Legföhrengebüsch in heftiger Bewegung erblickte. In diesem rangen zwei Menschen, von denen abwechselnd die Köpfe auftauchten.

In wenigen Sprüngen war Christian zur Stelle. In diesem Augenblicke ließ der Eine, ein Jäger, den Anderen, den Scharler Seppl, der ziemlich übel zugerichtet schien, los und legte mit seiner Büchse auf den neuen Ankömmling an.

Christian sprang rasch hinter einen der großen Glimmerschiefer-Blöcke, welche da herum lägen, und schlug auch seinerseits auf den Jäger an, nachdem er dem Block hinlängliche Deckung abgewonnen hatte.

Eben aber, als die Hand Christians den Drücker berühren wollte, raffte sich der Scharler Seppl, welchen sein Gegner, wie es schien, als kampfunfähig für den Augenblick unberücksichtigt gelassen hatte, mit einem Satze auf und schlug auf den Jäger mit seinem schweren Bergstock. Dieser fiel betäubt zusammen.

Nachdem ihr Gegner auf dem Boden lag, sprang der Scharler Seppl hinzu, ihm die Hände zu binden. Chri-

stian aber kam hinter seinem Steine hervor und fragte den Scharler, wie es ihm gehe, weil er besorgte, derselbe könne von seinem Ring- und Faustkampfe mit dem Jäger einen Denkzettel übrig behalten haben.

Der Scharler Seppl aber lachte ihn an, ehe er noch den Mund zum Reden geöffnet hatte.

Es war ein Glück für Beide, daß Christian in diesem Augenblicke umschaute, weil ihn ein abgestorbener Zweig einer Legföhre an der Joppe gepackt hatte und nicht loslassen wollte. Denn bei dieser Wendung erblickte er hinter einem ziemlich großen Block das Gesicht eines andern Jägers hervorspähen.

In demselben Augenblick aber mußte dieser auch schon vom Scharler Seppl gesehen worden sein. Ehe Christian sich entschieden hatte, ob er zuerst dem betäubt Daliegenden die Hände binden oder auf den neuen Feind losstürzen sollte, sah er bereits den Scharler Seppl, der seine Quetschungen abgeschüttelt haben mochte, wie ein Hund das Wasser, im Zickzack zwischen den Blöcken hin und her springen, so daß ihm jeder Augenblick ein anderer derselben Deckung bot und er sich doch rasch demjenigen näherte, hinter welchem der neue Feind lauerte.

Es war ein eigenthümliches Hin- und Herspringen zwischen den Trümmern, oft mit tief vorgebeugtem Kör-

per, und die Eisen der Bergschuhe klapperten hell, gegen das klippige Gestein geschlagen.

Der Scharler beabsichtigte, wie es Wildschützenbrauch ist, den Jäger zu einer Schlägerei zu veranlassen. Denn von den Schießwaffen wird nur im äußersten Fall Gebrauch gemacht und nur dann, wenn eine solche vom Jäger auf den Schützen angelegt wird.

Der hinter dem Felsblock versteckte Jäger mochte aber die Sache anders verstehen und es weniger auf einen Ringkampf abgesehen haben. Denn ehe der Schütze seinen Block erreicht hatte, qualmte es blau unter dem Struppwerk von Heidelbeeren und Alpenrosen hin, das auf dem Stein gedieh, und der Scharler Seppl hörte ein singendes Pfeifen neben seinem rechten Ohr.

Zu jener Zeit, wo noch Vieles durch alten Brauch geregelt war, gab es eine allerdings nicht geschriebene oder gedruckte Satzung, welche den Ehrenkodex solcher Heldenkämpfe enthielt. Man behauptet sogar, daß in früheren Jahrhunderten von den Pflegern und Vögten derlei Satzungen mitunter dem Volke alljährlich einmal auf öffentlichem Platze vorgehalten und dasselbe zur schuldigen Befolgung ermahnt wurde.

Solche alte Satzungen regelten insbesondere eine der zu jener Zeit wichtigsten Verhältnisse, nämlich die Nothwehr. Da heißt es: „Wenn es sich um das eigene Ich handelt,

so ist der erste Schlag verboten, der zweite nicht mehr." Und was vom Schlage galt, das galt auch vom Schuß. Die Wildschützen hielten sich noch immer an den alten Brauch und es war unerhört, daß Einer von ihnen zuerst geschossen hätte.

Aus diesem Grunde wurde der Scharler von einer unsinnigen Wuth übermannt, als er sah, daß derjenige, den er bloß durchzuprügeln gedachte, es auf sein Leben abgesehen habe. Diese Wuth steigerte seine Kraft.

In zwei Sätzen sprang er, ohne weiter an Deckung zu denken, auf den Jäger los.

Da es diesem in einem Augenblick (und mehr Zeit brauchte der Scharler nicht, bis er vor ihm stand) nicht möglich war, wieder zu laden, so gelang dem Wildschützen, ihm den Stutzen auf die Brust zusetzen:

„Ergieb dich", rief der Scharler in der höchsten Aufregung, „wenn du nicht sterben willst. Kümmere dich nur nicht um deinen Kameraden, der hat schon ausgeblasen!"

Statt zu folgen, machte sich der Jäger daran, sein Gewehr in Stand zu setzen.

Da hatte er aber ohne den Zorn es Wildschützen gerechnet, welchem der Tod am Kopf vorüber geflogen war.

„Weg mit dem Stutzen!" schrie er.

Edelmüthiger aber als der Geselle, der ihm die Kugel zugedacht hatte, drückte er nicht ab, sondern warf den eige-

nen Stutzen weg und umschloß seinen Feind mit den Armen. Nachdem er ihn in kräftiger Umschlingung zu Fall gebracht hatte, ließ er ihn mit dem rechten Arm los, während der linke und das Kniee ihn auf dem steinigen Boden festhielt. Darauf wurde er von der Faust des Scharler bearbeitet wie ein Stück Leder, das zubereitet wird.

Prügeln und Schütteln, diese beiden Arten des Faustrechtes, wurden an dem Unglücklichen bis an die Grenze der Möglichkeit hin ausgeübt.

Mittlerweile wurde der Scharler, während er seinem Geschäfte fleißig oblag, durch Zurufe von Seiten Christians verständigt, daß dem andern Jäger unten die Hände und Füße gebunden seien.

Diese Nachricht hielt den Scharler in seiner Arbeit auf.

„So, Jäger", sagte er, „jetzt kommt's an dich. Damit du aber, wenn deine Kameraden dich auffinden und losbinden, leichter laufen kannst, so nehme ich dir deinen Stutzen, dein Pulverhorn, deine Jagdtasche, deinen Kugelbeutel, dein Messer. Es geht nachher leichter bergab — merk' dir das! Und du", rief er zu Christian hinab, „sorg' du auch dafür, daß mit dem Jäger seinem Gewehr da drunten heut' kein Unglück mehr passirt!"

„Ihr werdet uns doch nit verhungern und verdursten lassen wollen!" sagte der obere Jäger jammernd zum Scharler Seppl.

„Vom Verdursten ist keine Rede", erwiderte der Scharler lächelnd. „Unter dem Block fließt eine Quelle, da könnt ihr trinken, so oft ihr wollt, und was das Essen anbelangt, so schadet euch ein bissel Hungerleiden nit."

Während er das sagte, hatte er den Entschluß gefaßt, ihren Kameraden, den andern Jägern, sowie sie selbst ins Thal hinabkämen, wissen zu lassen, wo sich dieselben befänden. Ihre Gefangenschaft in der Einöde konnte also nur einige Stunden dauern.

Triumphirend zogen sie sodann mit ihren Beutestücken nach oben, von woher es während dieser Zeit fünf bis sechsmal gekracht hatte.

Diese Schüsse waren ihnen ein gutes Vorzeichen, daß die Jagd gut ausfalle, Höllenmusik dagegen waren sie für die beiden Jäger, welche lautlos und niedergeschlagen gebunden neben den Blöcken standen und welche die Schmerzen, die sich als Nachwehen der Faust- und Stockhiebe fühlbar machten, für Augenblicke vergaßen, wenn der Knall eines Schusses zu ihnen herabdrang.

„Wir hätten uns zur Wehr setzen müssen", sagte Christian im Hinaufsteigen, „und wenn ihrer statt zwei fünf oder sechs gewesen wären. Die Jagd hat auf keinen Fall ganz unterbrochen werden dürfen. Denn ich habe mein Wort gegeben, daß ich das Wildpret liefere, und mein Wort habe ich noch immer gehalten. Wäre die Sache

nicht so dringend gewesen, so hätte natürlich auch noch der Federhies gegen die Jäger mitthun können."

„Es hat so schon gelangt", erwiderte der Scharler. „Die zwei Jäger werden an uns denken, wenn sie wieder in ihrem Bett liegen und ihnen die Knochen weh thun, daß sie nicht einschlafen können."

„Es hätt' aber auch anders ausfallen können", sagte Christian trocken.

„Wohl wahr", entgegnete der Scharler, „aber auf ein bißl Glück muß der Mensch immer rechnen, sonst hat er keine Schneid."

„Daß man gegen die Jäger nur in einer solchen Anzahl auftritt, die gerade hinreicht, die Gefahr zu überwältigen und die, die gerade jagen, nicht zu stören, das sagt ja auch unsere Verfassung", fuhr Christian fort.

„Wenn die Jäger von oben her gekommen wären und du hättest unten gejagt, so wäre es am Federhies und mir gewesen, die armseligen Kerle zu vertreiben", bekräftigte Christian.

„Ich habe auch den Elsterruf", bemerkte der Scharler, „nur ausgestoßen als Zeichen, daß die Schußlinie neu verstellt werden muß."

Als sie den Federhies erreichten, fanden sie, daß derselbe vier Gemsböcke erlegt hatte. Der Trieb war ausgezeichnet gut ausgefallen und es in ihren Erinnerungen

fast beispiellos, daß Einer auf dem Anstand so viel geschossen hatte.

Es wurde nun beschlossen, die Treiber zu verabschieden, und ihnen empfohlen, sich so unbemerkt als möglich in's Thal hinabzumachen, jedenfalls aber das Dorf Hollersbach nicht vor Einbruch der Dämmerung zu betreten.

Der Federhies und der Scharler beluden sich Jeder mit zwei Gemsböcken. Christian aber nahm sämmtliche Gewehre, ihre drei und die zwei von den Jägern erbeuteten, und machte sich mit ihnen voraus, um den beladenen Kameraden den Weg frei zu halten.

Fast hätten sie vor Uebermuth laut aufgeschrieen und gejubelt, als sie, mit so ergiebiger Beute versehen, die steilen Pfade unter der Roßgrube und Höll-Alpe hinabschritten. Waren nicht die zwei guten Stutzen der Jäger allein viel werth — abgesehen von dem Triumph, den sie über ihre Feinde davon getragen und welchen sie um zwanzig Gemsböcke nicht hergegeben hätten?

Christian, welcher um etwa hundert Schritte vorausging, gelangte nunmehr an den Anfang einer Felsenwand, längs welcher ein sehr schmaler Steig hoch über dem Bach hergeht, der etwas weiter unten einen gewaltigen Fall über Glimmerwände hinabthut.

Plötzlich stutzte er. War das am jenseitigen Ende der Felswand mitten im Wasserrauch, der vom Sturze aufstieg,

nicht eine Anzahl Menschen, die ihm den Weg versperrten?

Er blieb stehen und strengte seine Augen an, um durch den wallenden Schleier schärfer zu sehen.

In diesem Augenblick krachte ein Schuß und er sah in seiner unmittelbaren Nähe einiges Gebröckel sich von der Wand ablösen — ein unverkennbares Zeichen, daß hier die Kugel eingeschlagen hatte. Sofort verschwand er hinter einem Felsblock und hielt den nächsten Stutzen, der ihm in den Griff kam, schußfertig.

Trotz des Lärmens, welchen das Wasser hervorbrachte, entging den Ohren der beiden Anderen der Schuß nicht.

Sie warfen sofort ihre Last in einige nahestehende Krummholzgestrüppe und liefen rasch voran, um zu erspähen, was vorging.

Vor ihnen zog sich eine Zunge jungen Waldes aus Lärchen und Birken, mit Legföhren und Bergerlen untermischt, quer von einer höher liegenden Sandrisse herab bis zum Anfange des Tobels, welchen sie an der einen Wand zu durchklettern hatten.

Ueber diesen Jungwald hinüber konnten die beiden Wildschützen ein ganzes Rudel von Menschen sehen, welches sich vor dem Engpasse aufgestellt hatte und offenbar den Wildschützen den Weg verlegte.

Zugleich erblickten sie Christian von rückwärts, wie er hinter einem Steine hockte, den Stutzen im Anschlag.

„Der Kukuk," sagte der Scharler leise zum Federhies, „ich mein', euer Schuster und eure Strohhalme haben uns verrathen."

„Alles weiß er halt auch nicht", entgegnete der Federhies — „aber verrathen hat er uns nicht. Doch still! Wir müssen uns ducken, damit uns die Streifzügler da drunten nicht sehen."

Als sie durch die Zweige des Gehölzes spähten, sahen sie, daß der ganze Trupp still hielt. Entweder sie standen rathlos am Eingang der Schlucht, ohne zu wissen, was sie weiter thun sollten, oder sie sprachen unter sich über den weiteren Plan. Offenbar mußte für sie, der ungünstigen Stellung wegen, in welcher sie anzumarschiren hatten, die wichtigste Frage die sein, in welcher Anzahl die Wildschützen waren, denen sie auf diesem schwierigen Kampfplatze entgegentreten wollten.

Wie konnten sie das erfahren? Augenscheinlich nur durch einen kühnen Vormarsch, bei welchem sie die Gegner zwangen, mit ihnen handgemein zu werden.

Nachdem der Scharler Seppl eine Weile überlegt hatte, sagte er zum Federhies:

„Wir müssen uns sehen lassen."

„Was nicht gar?" erwiderte dieser, „daß sie sehen,

daß wir nur dritt', eigentlich hier nur zu zweien sind, daß sie heraufkommen und uns wenigstens unsere Gemsen abjagen, wenn sie uns nicht gleich selber erwischen!"

„Ach, Gott bewahr'," sagte der Scharler, „wir müssen die Geschichte so einrichten, daß sie glauben, unser sei eine ganze Menge."

„Und wie wollen wir das machen?"

„Wir tummeln uns so viel als möglich durch das Gestrüpp da, bald hierhin, bald dorthin — was wir haben von Hüten, Joppen und anderem Zeug, das müssen wir rasch im Buschwerk da herum hängen oder auf die Steine legen, durch unsere Stöcke stützen und so weiter. Wenn dann Einer von unten in der Entfernung herauf schaut, da kann nachher kein Teufel unterscheiden, wer da ist, wie viele und was hinter den Latschen vorgeht. Sie müssen glauben, daß so und so viele Schützen da sind, die augenblicklich knallen lassen, sowie sie sich auf den Steig neben der Wand wagen. Und davon werden sie ihre Pfoten weg lassen!"

Der Federhies war damit einverstanden und wenige Augenblicke später bewegten sich überall die Zweige, hier schaute ein Arm, das heißt Aermel, dort ein Hut, das heißt Kopf hervor.

Die Streifzügler unten in der Tiefe rührten sich

nicht. Sie betrachteten mit Erstaunen die Anzahl der Wildschützen, die ihnen hier den Zugang streitig machten.

Alsbald schlichen sie sich, tief gegen den mit Felstrümmern übersäeten Boden gebeugt, zu Christian hin, der unbeweglich hinter seinem Block lauerte, um ihn von ihrem Plane zu unterrichten. Derselbe billigte ihn kurz.

Sodann krochen sie wieder zurück und holten die Hüte, die Joppen und die Stöcke und beluden sich abermals mit den versteckt gehaltenen Gemsböcken, so daß die Streifzügler drunten mit ihren Vermuthungen in völlige Verwirrung geriethen und nicht mehr wußten, was sie von dem Gebahren der Wildschützen denken sollten. Die Meisten mochten wohl der Ansicht sein, daß sich dieselben, in Anbetracht ihrer bedeutenden Anzahl, entschlossen hätten, längs der Wand ihnen entgegen zu gehen.

Der Scharler Seppl und der Federhies machten es aber anders. Nur Christian stieg an der Wand zwischen den Blöcken allmählich weiter, ohne daß sie es merkten, die beiden anderen aber stiegen, vom Jungwald versteckt, die Höhe an, um den Tobel zu umgehen.

Auf der Höhe bald zwischen Trümmern, bald zwischen Krummholz fortgehend, entdeckten sie bald eine Stelle, an welcher sie ihre Beute wieder verbergen konnten. Nachdem das geschehen war, gingen sie weiter vor, um sich die Streifzügler auch von dieser Seite aus zu betrachten.

Sie konnten das leicht unbemerkt auch hier ausführen, weil sie theils das Krummholz, theils ein sogenannter Wasenhag*) verbarg.

Sie machten sich zunächst daran, die Anzahl der Köpfe zu mustern, und fanden, daß es ihrer zehn waren.

Nunmehr flüsterten die Beiden eine Weile mit einander. Darauf trennten sie sich und jeder ging an eine andere Stelle des Hages, um von dort ab gewaltige Blöcke loszulassen, die denn auch in jähen Sätzen, alle Klafter weit aufschlagend und dann wieder hoch aufspringend, in die Tiefe schnellten.

Als die ersten der Streifzügler durch ein dumpfes Geräusch aufmerksam wurden, zogen sie sich rasch zurück. So wie sie aber einige Ellen weit gesprungen waren, sauste es auch in der Richtung, in welcher sie flohen, über den morschen Glimmer herab. Gerade so ging es den Mittleren und Letzten — wohin sie sprangen, vernahmen sie das Gepolter von herabdonnernden Steinen und an einzelnen Stellen sausten sie ihnen über die Köpfe und stürzten in den Bach, in welchem sie, ohne eine Spur zurückzulassen, verschwanden, um bald darauf, dumpf mit anderen Steinen

*) Unter Wasenhag versteht man eine niedrige aus Rasenstücken und Steinen errichtete Mauer, welche statt eines Zauns den Weideboden in der Richtung gegen irgend einen Abgrund hin einfriedigt.

zusammenschlagend, gleich diesen nach und nach durch das jähe Bett hinabgerollt zu werden, wovon freilich derjenige, der neben dem Wasser herging, vor dem Geräusch der Wellen schwerlich etwas Anderes gehört hätte, als mitunter etwas wie einen Gewehrknall, was aber nichts anderes gewesen war, als das Zusammenstoßen zweier Steine auf dem Bachgrund.

Dieses Herabschmettern der Steine hatte die Wirkung, daß sich in einem Augenblick die zehn Streifzügler in vier bis fünf Gruppen aufgelöst und vereinzelt hatten, welche so weite Zwischenräume trennten, wie sie aus Angst vor Steinen von ihnen durchsprungen worden waren.

Diesen Augenblick benutzten der Scharler und der Federhies, um mit furchtbarem Gebrüll auf die ihnen zunächst stehende Gruppe von drei Mann hinabzustürmen. Gleichzeitig krachten Schüsse von der Wand her — Christian war so weit zwischen dem Trümmergestein der Wand vorgekrochen, daß ihnen die Schüsse aus ziemlicher Nähe zukamen.

Er ließ eines der fünf Gewehre nach dem anderen losgehen.

Diese Schüsse hatten den Zweck, die Streifzügler über die Richtung, in der sich unsere Hauptmacht auf sie zu bewegte, irre zu führen. Nach dem fortgesetzten Knallen von der Wand her, wo Christian mit seinen fünf Ge-

wehren, die er mit großer Gewandtheit immer wieder von Neuem lud, ein schier ständiges Lauffeuer unterhielt, mußten sie annehmen, daß ihnen von dort die Ueberzahl der Wildschützen entgegenkomme. Und nun auch noch der Angriff von der Seite her, die sausenden Steine, die Ueberraschung — alles das bewirkte, daß sich zwar die ersten drei, die dem Scharler und dem Federhies gerade gegenüber standen, eine Weile widersetzten, als ihnen aber die vielen Schüsse in die Ohren gellten und sie sich, als sie umschauten, vereinzelt sahen, da zogen sie sich allgemach zurück, indem sie eine viel größere Anzahl von Wildschützen im Anmarsch begriffen glaubten.

Mittlerweile war Christian mit seinen geladenen Gewehren an die Seite der Beiden geeilt, um ihnen nöthigenfalls mit der Kugel beizustehen, denn die bisherigen Schüsse waren seinerseits nur blinde Puffer gewesen.

Als er aber sah, daß die Schlacht in der Hauptsache schon gewonnen sei, begnügte er sich, den Flüchtlingen einige unschädliche Flintenschüsse nachzusenden. Damit war die Aktion für heute vorüber — denn es fing schon an dunkel zu werden und ein Hauptgrund, warum die Streifzügler das Gefecht abgebrochen hatten, lag wohl darin, daß sie in der Dunkelheit nicht gegen einen hier und dort verlorenen unsichtbaren Feind fechten wollten.

Alle drei überließen sich jetzt der größten Munterkeit, lachten, schrieen und sangen.

Nur der Christian sagte:

„Lustig ist's freilich, daß wir ihnen so heimgeleuchtet haben und daß sie davonlaufen. Der ärgste Strauß ist auf jeden Fall vorbei. Aber ich denke mir, bis Mitterfill kann uns noch Allerlei unterkommen. So dumm oder erschrocken werden sie doch nicht sein, daß sie uns die Gemsböcke ganz ruhig in den Markt hineintragen lassen."

„Mir wär's nicht gerade recht, wenn sie mich erwischten", sagte der Scharler. „Das nächste Mal hätte vielleicht der Pfleger in Mitterfill weniger Nachsehen."

„Zum Erwischen gehören zwei", bemerkte der Federhies, „und nachdem wir ihnen das auf dem Berg gezeigt, werden sie's auch im Thal glauben müssen."

Es wurde die vorige Marschordnung eingehalten. Doch zogen sie es vor, sich von nun ab schweigend zu verhalten.

Sechszehntes Capitel.

Der Brand auf der Salzach.

Der Mond stand zwar am Himmel, aber er war glücklicher Weise nicht sichtbar. Seine Scheibe hielt sich hinter dem einen Gebirgswall versteckt und erhellte nur die höchsten Spitzen des gegenüberliegenden höheren, die dadurch über dem tiefen Dunkel, das über den Thälern lagerte, ein höchst seltsames Aussehen annahmen.

So gingen sie lange Zeit, unter ihrer Last keuchend, neben einander her, bis auf einmal der Federhies, indem er auf ein Licht, das draußen im Ried der Salzach zu sehen war, hindeutete, sich also vernehmen ließ:

„Mir dünkt, ich sehe das Achenlichtl*)! Das bedeutet nicht viel Gutes!"

*) Das „Achen- (d. h. Wasser-) Lichtl" gehört zur Gattung der seligen Irrlichter, die man häufig in den Salzachsümpfen beobachtet haben will. Mitunter beobachtete man neben ihm eine blaue Hand. Es wird als ein übelwollendes Gespenst geschildert.

„Das bedeutet, daß du ein Esel bist", sagte Christian, „und für uns bedeutet es, daß unten irgend was gegen uns vorgeht. Wir müssen aufpassen, daß wir nicht am Ende noch ersaufen, wenn wir schon aus dem Bade heraus sind."

Diese Ermahnung wurde beherzigt und die Drei schleppten ihre Last wieder stillschweigend weiter. Sie stiegen, ohne trotz der tiefen Dunkelheit zu straucheln, aufs Gerathewohl und ohne sich um die steilen Bergpfade zu kümmern, über Felsen und durch Wald zur Thalsohle hinab.

Endlich erreichten sie dieselbe ohne Zwischenfall.

Eben aber, als sie bei den ersten Häusern von Hollersbach anlangten, trat ein Mensch hinter einem Haufen von aufgeschichteten Scheiten hervor und rief Christian an. Dieser blieb stehen und gab den hinter ihm Befindlichen ein Allarmzeichen. Bald aber kamen diese, von Christian vorgerufen, heran und erkannten in dem Menschen den einen ihrer Treiber. Er war von ihrem Unterstandgeber sowohl als vom Schuster abgesandt worden, sie zu benachrichtigen, daß die Streifzügler in der größten Wuth zurückgekehrt und daß die Kordonsoldaten in großer Anzahl rings um den Markt Mittersill herum aufgestellt worden seien.

„Da hast du dein Aschenlichtl!" sagte Christian zum Federhies.

„Da muß aber doch Verrath dahinter stecken!" bemerkte der Scharler.

„Gewiß nit", entgegnete der Treiber. „Der Mohrenwirth hat halt einmal wieder seinen Rausch gehabt und hat vor den Jägern sein großes Maul aufgemacht oder gleich gar in seinem Unsinn eine Wette gethan, daß er trotz ihrer Wildpret bekommt, so viel er will. So ist's gegangen und nicht ein Haar anders."

„Au weh", sagte der Federbies, „da können wir für heute unsere Lieferung für uns behalten."

„Und ich sage", erwiderte Christian zornig, „daß wir das Wildpret nach Mittersill bringen, es mag kosten, was es will."

„Recht", sagte der Scharler Seppl, „ein Mann, ein Wort. Was du für nothwendig hältst, Christa, da thun wir mit."

„Es ist doch klar", fuhr Christian fort, „daß für uns am Tag, wenn wir bis morgen warten, die Lieferung noch gefährlicher wird, als bei der Nacht, wo alle Kühe schwarz sind. Ob uns der Wirth in seiner Dummheit selber verrathen hat, das wissen wir nicht, und so lang wir's nicht wissen, dürfen wir ihn nicht in der Verlegenheit stecken lassen."

„Noch heute müssen wir mit den Gemsböcken in den Markt kommen!" rief der Scharler.

„Alles recht", entgegnete Christian, „jetzt wollen wir

aber vorerst einmal ins Haus gehen und uns die Sache überlegen, wobei wir uns ein wenig ausschnaufen können; denn wir können unsere Knochen heute noch brauchen."

Vorsichtig schlichen sie durch den Baumanger, welcher das Haus ihres Unterstandgebers umgab, nach der Thüre.

Dort wartete derselbe schon und zeigte in seinen Geberden den Ausdruck der höchsten Aufregung.

„Ihr wißt's schon?" flüsterte er ihnen zu.

„Ja freilich", entgegnete Christian fast unmuthig und trat, ohne weitere Kenntniß von ihm zu nehmen, in die Wohnstube. Es wäre überflüssig zu erwähnen, welch' sonderbaren Pläne in aller Eile hier zusammengeschmiedet wurden.

Wer am wenigsten sprach, war gegen alle Gewohnheit der Scharler Seppl. Kein Wunder — denn er brütete über einem Gedanken, welcher an und für sich und was die Wirkungen des Vorsatzes anbelangt, ungeheuerlich, bei näherer Betrachtung aber, wie ihm allmählich das Nachdenken lehrte, gar nicht so bedenklich war, wie mancher andere bescheidene Vorschlag, den seine Genossen machten, während er nachsann.

Der Federhies war für das Durchschlagen mit bewaffneter Hand gewesen, Christian hatte an verschiedene Versuche des Durchschleichens, sich Vermummens und ähnliche Streiche der List gedacht, als plötzlich der Scharler Seppl folgende Rede anhub:

„Ihr dürft die Geschichte hin und her wenden, wie ihr wollt, es bleibt uns nichts übrig, als im Mittersill etwas anzuzünden, damit die Kordonsoldaten Alle auf einen Fleck hinlaufen, während wir auf dem andern unsre Angelegenheit durchsetzen."

„Wäre sehr gescheidt", erwiderte Christian. „Aber damit man in Mittersill etwas anzünden kann, muß man zuerst in Mittersill sein. Und wären wir einmal darin, dann hätten wir ja andere Geschäfte oder vielmehr unser Geschäft wäre aus. Zudem möchte ich doch Niemandem an seinem Hab und Gut weh thun."

„Das braucht's Alles nicht", erwiderte der Scharler Seppl. „Wir brauchen zum Anzünden nicht hinein und thun auch mit dem Anzünden nichts weiter, als den Mittersillern einen Schrecken einjagen."

„Da wäre ich doch aber begierig", sagte Christian. „Aber red' nur schnell, wir haben nimmer viel Zeit!"

„Ich habe in der letzten Zeit ein paar Geschäftsreisen bis ins oberste Pinzgau hinauf gemacht", erwiderte der Scharler Seppl, „und habe dabei meine Augen nicht zugedrückt. Da habe ich gesehen, daß gar nicht weit ober dem Markt ganz nahe an der Salzach eine Menge Holz aufgeschichtet liegt. Es ist eine ganze Reihe von Stößen. Das eine ist Brennholz, das andere ist zum Verkohlen bestimmt, und dieses ist natürlich in doppelter Länge vor-

handen. Aus diesem Holz zimmern wir in aller Schnelligkeit ein Floß. Das Floß füllen wir mit Holzspähnen an, die wir vorher mit Pech untermengt haben. Dann zünden wir sie an und schieben die ganze Geschichte in die Salzach hinein. Während das Floß hinabtreibt, halten wir gleichen Schritt mit ihm und gehen immer neben der Salzach her."

„So?" unterbrach ihn Christian, „damit die Kordonsoldaten auf den Brand losgehen wie die Fliegen auf das Feuer und uns sammt dem Flosse abfassen!"

„Nicht einmal denken!" sagte der Scharler Seppl. „Das Floß begleiten wir bis nahe an Mittersill, dann gehen wir hinter einen Heustadel, um nachzuspähen, was weiter geschieht. Die jetzige alte Brücke ist ohnehin längst baufällig erklärt worden und gefährlich für Mensch und Thier. Die Jöcher sind so eng aneinander und so viele, daß das Wasser kaum recht hindurch kann, geschweige denn ein Floß. Und das Floß bleibt auch ganz gewiß daran hängen, die Flammen werden daran hinaufschlagen. Schad wär's gar keiner, wenn die alten Balken brennend würden und die ganze Brücke am Ende mit dem Floß weiter schwämme. Aber so gefährlich ist's gar nicht, denn eine Brücke löschen muß das Allerleichteste sein, weil sie ja im Wasser mitten drinnen steht. Alles aber wird darauf zurennen; darauf warten wir und kommen mit den Leuten.

die wirr durcheinander laufen, in den Markt hinein, ohne daß sich Jemand um uns kümmert."

Auf diesen Vorschlag entstand ein allgemeines Stillschweigen.

Einer schaute den Andern an, um zu entdecken, was er von dem Vorschlage denke.

„Das geht", sagte endlich Christian trocken, stand auf und ergriff den nächsten Gemsbock, der unter der Bank vor der Thüre lag. „Aber schnell müssen wir dazu thun", setzte er hinzu. „Wenn wir lang warten, verraucht uns die Schneid' dazu."

So traten sie also in die Nacht hinaus, ganz sorglos und alle auf einem Haufen.

Hatten sie sich doch nach Allem, was sie gehört, hier nicht um ihre Verfolger zu kümmern, die jetzt alle mit einander um Mittersill einen Kreis bildeten.

Als sie am Ufer der Salzach ankamen, fanden sie Alles so, wie es der Scharler Seppl angegeben hatte. Das Brennholz wie das Kohlholz lag in Haufen da.

Das Floß wurde angezündet und bei der alterthümlichen Bauweise, welche damals noch die Brücke über die Salzach kennzeichnete, bei der Unzahl von Pfeilern, durch welche sie allzu vorsichtig gegen die Wucht des Wassers gestützt war, konnte es nicht fehlen, daß das brennende Floß sich der Breite nach davor hinlegte und hängen blieb.

Auch im Uebrigen ging es genau so, wie es der Scharler Seppl vorhergesagt hatte.

Sie versteckten sich, nachdem sie die längste Strecke neben dem brennenden Flosse hergegangen waren, um ein zu frühzeitiges Anlanden an den Schilfufern zu verhindern, hinter einem Heustadel und betrachteten sich, was in der nächsten Nähe vorging.

Bald sahen sie die Kordonsoldaten auf die Brücke zulaufen. Es dauerte nicht lange und die Glocke des „Venediger-Schlosses", dessen „Hungerleiderin" neulich dem Scharler ganz in der Nähe zugelächelt, fing an, über das der Brücke drohende Schicksal zu heulen.

Dem Beispiel dieser folgten bald die Glocken des Marktes und selbst die einiger benachbarten Dörfer — es war ein allgemeines Jammern.

Beim Klange aller dieser Unglücksverkünderinnen stürzte Alt und Jung aus den Häusern. Da Niemand wußte, um was es sich handelte, war ein großes Durcheinanderrennen und erst auf dem Marktplatz erfuhren die Meisten, was vorging.

Hier wurden sie mit den größten Uebertreibungen bewillkommt. Nach den Einen standen sämmtliche Häuser in Flammen, die längs der Salzach hinabstehen, die Anderen dagegen behaupteten, die Brücke sei bis auf den letzten Pfeiler niedergebrannt.

Die Wahrheit aber war, wie sie der Scharler vorausgesagt hatte. Das Floß that der Brücke gar keinen Schaden, denn indem es vom Wasser gegen die Pfeiler angedrückt wurde, hob sich der von der Brücke abgewendete Theil, während der andere unter der angestauten Fluth sich senkte. Damit hätte der Fluß allein schon die Arbeit des Löschens übernommen, wenn auch die Feuereimer nicht gewesen wären, welche bald in ununterbrochener Reihenfolge auf das Floß hinabgeschüttet wurden.

Das sahen denn auch die versammelten Bürger des Pinzgauischen Venedig bald. Was sie aber nicht sahen, das war das fröhliche Hereinmaschiren des Christian und seiner Genossen, welche ungehindert zum Mohrenwirth gingen und dort ihre unter so vielen Abenteuern errungene Beute ablegten.

Siebenzehntes Capitel.

Eine Rehjagd.

Der Erfolg des heutigen Tages stieg den Wildschützen so sehr in den Kopf, daß Christian vorschlug, am nächsten Morgen sich in der Umgegend von Wald bei Kriml, dort wo sich die Berge gegen das Filsenjoch und das Tirolergebiet hinaufziehen, auf die Rehjagd zu begeben.

Der Scharler Seppl hätte wohl einige Einwendungen dagegen gehabt, weil ihm das Stelldichein im Kopf steckte, welches er dem Waldner in Mühlbach gegeben hatte.

Doch die Jagdlust und der Muthwille einerseits und andererseits der Gedanke, daß er in solcher Nähe von Kriml den Waldner in seinem eigenen Hause aufsuchen könne, veranlaßten ihn, sich bei dem von Christian vorgeschlagenen Unternehmen zu betheiligen. Auch konnte er ja im Vorbeigehen im Mühlbacher Wirthshaus für den Wirth eine Nachricht hinterlassen, daß er beabsichtige, ihn droben selber zu besuchen.

Die Gesellschaft sollte aus den nämlichen Theilnehmern bestehen, wie heute, und in den ersten Morgenstunden, wenn sich die Herren Kordonsoldaten längst zur Ruhe gelegt, von Mittersill gegen die oberen Salzachzuflüsse aufbrechen.

Man war dermalen in einer Zeit des Spätsommers angelangt, in welcher es nicht mehr Wunder nehmen konnte, wenn die Vorboten des Winters, die sich ja mitunter mitten in das blühende Reich des Sommers selbst vorwagen, einen flüchtigen Ausflug selbst bis in die Thalsohle herab unternahmen.

Während des gestrigen Abends hatte ein warmer Südwind geweht, der während der Nacht vom Nordwind zurückgetrieben worden war.

Als die Genossen vor Tagesanbruch vom Mohrenwirth aufbrachen, schlug ihnen ein mit Regen untermischtes Schneegestöber entgegen.

Die drei Männer gehörten aber nicht unter diejenigen, welche sich abschrecken ließen.

„Schöne Aussicht!" sagte der Federhies, und das war die einzige Bemerkung, welche von ihnen über das Wetter gemacht wurde.

In der Thalsohle war der Schnee nur auf dem Grase, auf Balken und längs der Nordabdachung liegen geblieben. Anders aber war es auf dem Gebirge. Als der Tag

graute, erschienen die Höhen zu beiden Seiten, als ob sie während der Nacht in Gletscher verwandelt worden wären.

Und als späterhin sich von Zeit zu Zeit hinter rauhem Gewölk, welches vom Nordwind rasch vorbeigejagt wurde, eine gelbliche Sonne zeigte, so schien sie trüb und wässerig in der Tiefe, die Höhen aber erglänzten in ihr, daß sich die Augen geblendet von dem Goldschimmer abwandten.

„Das ist gerade recht", sagte Christian. „Um so leichter spüren wir die Rehe auf."

„Wo bleiben wir denn heute über Nacht?" sagte der Scharler Seppl, „denn heute ist ja doch mit der Jagd nichts mehr zu machen?"

„Ich denke, wir gehen über das Filsenjoch und bleiben in der ersten Schafalm auf der Tiroler Seite", erwiderte Christian.

„Es ist recht", sagte der Scharler Seppl, „aber in Wald versehen wir uns ordentlich mit Essen und Trinken, damit wir dem Schafler, wenn er noch droben ist, auch was geben können. Ihr dürft nit vergessen, daß ich überflüssig Geld habe und daß wir uns jeder Zeit einen guten Tag aufthun können."

Und so geschah es.

Zu Wald luden sich alle drei an Fleisch, Branntwein und sogar Wein auf, was sie nur schleppen konnten, und

fort ging es im Schnee, neben einer tiefen Bachkluft, aufwärts der Grenze von Tirol zu.

Je weiter sie hinauf kamen, desto tiefer sanken sie in den Schnee — es war ein Niederschlag gewesen, wie er um diese Zeit in solcher Mächtigkeit äußerst selten stattgefunden hatte.

Sie schauten einander kopfschüttelnd an, sagten aber nichts.

Das Knirschen ihrer Tritte im Schnee und das Loslösen der Schneeklumpen, die im laueren Mittag von den Bäumen zu Boden fielen, war das einzige Geräusch, welches sie begleitete.

Ehe sie sich in der Almhütte zu dem Gelage niederließen, welches sie beabsichtigten, gingen sie noch eine Weile auf dem Berge hin und her, um die Wechsel auszuspüren. Damit war für den nächsten Tag schon ein Theil der Arbeit gethan.

Die Schafalm liegt hoch oben nahe am Ursprung eines Baches, welcher der Hopfgartener Ache zufließt. Es ist eine elende Hütte, durch welche die Gestirne des Himmels scheinen, Wind, Regen und Schnee eindringen.

Sie kamen deshalb noch immer früh genug zu ihrer Unterkunft.

Es dauerte nicht lange, so geriethen sie auf zahlreiche Spuren und fanden die Wechsel mit leichter Mühe. Die

verschiedenen Fährten gaben einen guten Ueberblick über den Wildstand in dieser Höhe.

Da der Schneefall zunahm und außerdem ein starker einschneidender Wind das Herumspazieren als wenig angenehm erscheinen ließ, so machten sie sich der Hütte zu, wo sie der Hirt, der aus ihrer Erscheinung sofort seinen Verdienst herausrechnete, willig aufnahm.

Noch mehr schmunzelte er und sein Sohn, ein etwa fünfzehnjähriger Bube, als Fleisch und Wein zum Vorschein kamen und sie zum Essen und Trinken aufgefordert wurden. Es war dies das erste Fleisch, welches sie seit den Tagen des Pfingstfestes, die von ihnen noch im Thale zugebracht worden waren, zu essen bekamen.

Unter der Schmauserei verging der Abend, die Männer legten sich auf das wenige Heu, zu welchem sie an einzelnen in das Gebälk geschlagenen Stiften empor kletterten, und bald wurde wieder nichts mehr hörbar, als die Athemzüge der Schläfer, das Rieseln des Schnees auf dem Dach und das Sausen des Nordwindes, der das Gestöber vor sich hertrieb.

Gegen Morgen aber sprang der Wind wieder um. Er wurde heftiger, aber sein Ungestüm bewies, daß er von Süden wehte, wenn nicht die Wärme schon seine Herkunft verrathen hätte.

Als der Christian nachschaute, sah er, daß wegen

des tiefen Schnees die Jagd für heute unmöglich wäre. Doch hielt er es für Sünde, davon abzulassen, nachdem der Südwind eine baldige Vertilgung des Schnees in Aussicht stellte.

Durch die zahllosen Ritzen und Lücken des Daches sowohl wie des Mauerwerkes blies es so warm in die Hütte hinein, als ob draußen ein großer Ofen aufgestellt wäre, der sie heizen sollte.

Vom Dache der Hütte ergoß sich die Traufe, in der Tiefe stöhnten die Wälder und rauschte der angeschwellte Fluß vernehmlicher.

Durch den Südwind mußte der flockig aufgehäufte Schnee eine festere Masse werden, bevor er ganz und gar hinschmolz. Und eben diesen festeren Schnee bedurften die Männer, wenn sie ihr Jagdvorhaben durchsetzen wollten.

Christian erinnerte sich, daß er einmal in einer ähnlichen Lage war, was das Wetter anbelangt. Er war bei Schneegestöber zu einer Almhütte gekommen. Nur war es nach Allerheiligen und statt Wein und Fleisch hatte er nicht einen Bissen Brod.

Er wäre wieder zum Thal gestiegen, wenn ihn nicht der Südwind mit Hoffnung erfüllt hätte. Zudem war überhaupt zu jener Zeit die Jagd für ihn kein Gegenstand der Unterhaltung wie heute, sondern es handelte sich um die Fristung des Lebens.

Das Wetter wurde aber immer schlechter und schließlich kauten er und sein Spießgeselle an dem Heu, welches den Sommer über den Sennen als Lager gedient hatte, obwohl es bereits von der Feuchtigkeit des beginnenden Winters schimmlig geworden war. Sie schnitten es mit ihrem Messer in kleinere Stücke und gossen heißes Wasser darüber (so wie man das Heu mitunter für das Melkvieh anrichtet) und aßen es wie Suppe. Doch wenn es für das Vieh zubereitet wird, so fehlt die Würze daran nicht, nämlich Salz und Kleie, — die Wildschützen aber besaßen diese nicht, ein so großer Leckerbissen ihnen das Salz und eine wie erwünschte Nahrung die Kleie ihnen erscheinen mußte.

Damals tobte der Wind unaufhörlich fort. Sehnsüchtig schauten sie fortwährend hinaus, ob sie dem Himmel mit aller Anstrengung ihrer Augen ein Fleckchen Blau abgucken könnten. Nach der Volksmeinung, daß, wenn der Südwind einmal drei Tage lang mit Gewalt wehe, sich am vierten Tage das Wetter nicht ändere, warteten sie auch noch auf den fünften Tag, stets vom gekochten Heu lebend. Und erst am sechsten wurden sie erlöst und konnten sie hinausgehen, um durch irgend eine Beute ihren Hunger zu stillen.

Heute aber lebten sie im Ueberfluß und auch der Himmel erwies sich ihnen gnädiger. Gegen Mittag kam

ein eisiger Nordwind, welcher die Oberfläche des Schnees in eine harte Kruste verwandelte.

Es wurden nunmehr die Gewehre untersucht und frisch geladen. Die Ueberreste von Wein und Fleisch erhielt der Hirt, der darüber eine Freude hatte, als ob ihm ein Goldland geschenkt worden wäre.

Von seinen Glückwünschen begleitet, verließen sie die Hütte und gingen den Fährten zu, welche sie gestern bemerkt hatten.

Diesmal bedeutete Christian den Scharler und den Federhies, sie sollten um einen Waldrand herumgehen und ihm zutreiben. Er wolle sich in der Lichtung und am Waldsaume aufstellen.

Sie hatten sich aber noch nicht getrennt, als der Scharler zufällig auf den von ihnen durchschrittenen Weg zurückschaute.

Von dort aus sah man noch die Alpenhütte, ziemlich tief unten, in der Größe eines mittleren Felsblockes.

Aber es war noch etwas dazugekommen, ab und zu bewegten sich schwarze Punkte, deren das scharfe Auge des Federhies bald sechs zählte.

„Zum Kukuk, was ist das?" sagte der Scharler Seppl.

„Was das ist?" rief der Christian aufgeregt. „Nichts Anderes, als daß wir heute wieder in dieselbe Hetz ge-

rathen, wie vorgestern — nur daß es ein klein bißl härter ausfallen wird."

„Warum das?" sagte der Scharler.

„Die sechs sind nichts Anderes als Jäger, und heute werden wir ihnen nicht leicht einen Possen spielen können; denn sie sehen am Gestapf im Schnee, wie viel wir sind. Sechs sind hinter dreien her, — sie können uns nicht verfehlen."

Auf einmal wurden noch vier oder fünf Punkte sichtbar, die sich alle in gleicher Richtung von der Hütte weg und offenbar auf den Spuren ihrer Tritte weiter bewegten.

Thalwärts hatten sie vorläufig wenig Aussicht zu entrinnen. Der Weg wäre zu beschwerlich gewesen, und außerdem war es vorauszusehen, daß der Nordwind nicht bis in die Tiefe gereicht hatte und deshalb der Schnee dort weich geblieben war. In diesem Falle hätte sich ihre Lage verschlimmert.

Sie beschlossen deshalb, der Höhe zuzustreben. Die Schritte wurden so groß als möglich genommen und der Gang beschleunigt, denn gegen eine vierfach größere Anzahl wohlbewaffneter Jäger wäre das Widersetzen eine Narrheit gewesen. Aber das Erwischtwerden hatte auch sein Unangenehmes — im Zusammenhalt mit dem, was im Hollersbach und bei der Mittersiller Brücke geschehen war, konnten sie sicher sein, Jahre lang hinter Schloß und

Riegel gesetzt zu werden. Die Wildschützen hatten so viel auf dem Kerbholze stehen, daß ihnen bei solchen Gedanken angst und bang werden konnte. Und so gut es vorgestern gegangen war, so sehr stemmten sich heute Hindernisse entgegen.

Das Aergste war, daß, nachdem sie eine halbe Stunde keuchend aufwärts gestiegen waren, sie plötzlich das Aufhören des Nordwindes, dagegen das Herannahen des Südsturmes verspürten, der abermals über das Gebirge eingebrochen war.

Der Schnee wurde im Nu weich, die Wildschützen sanken bis über die Hüften ein und die Jäger, die auf dem noch verhältnißmäßig härteren Schnee in der Tiefe gingen, rückten ihnen rascher nach, als sie selbst vorwärts kommen konnten.

Athemlos, von Schweiß und Schnee durchnäßt, Tod oder langjähriges Gefängniß vor Augen, — denn die Kugeln schlugen schon hier und dort den Schnee von den Zweigen der Legföhren weg, durch welche sie ihren Weg suchten — so quälten sich die Verfolgten durch die tiefen Wehungen, welche sich zwischen den Legföhren angesammelt hatten. Das Filsenjoch bildet dort oben eine Art von Hochfläche, über welche der Südsturm mit furchtbarer Gewalt hinfegte, hier den Boden schier schneefrei machte, dort Wälle und Mauern aufthürmte. Durch die Wehen

hindurch, welche den Schnee auch von unten nach oben rissen, so daß er ihnen durch die kurzen Hosen eindrang, sich unter dem Hemde bis zur Brust hinauf vorschob und ihnen fast den Athem hemmte, indem er sie ganz und gar einhüllte und umstäubte — was übrigens in Anbetracht der nachgeschickten Kugeln noch ein Glück war — mußten sie Schritt für Schritt ihren Weg erkämpfen.

„Ich leg' mich nieder", sagte der Federhies, „und schlafe ein. Mag kommen, was will, wenn ich nur liege."

Die Antwort darauf war ein Kolbenstoß der Büchse Christians.

Weiter ging es, daß das Herz aus dem Brustkorb springen wollte und der Schweiß blendend über die Augen hin in den Schnee troff, bis endlich die Höhe erreicht war.

Da kam eine steile Lehne. Der Christian hatte noch so viel Athem, zu seinen Leuten zu sagen:

„Stützt euch auf eure Bergstecken und fahrt ab!"

So geschah es und das war ihre Rettung.

Nachdem sie Jeder einen Mundvoll Schießpulver zu sich genommen hatten, was als ein vorzügliches Erfrischungsmittel gilt, rafften sie sich auf, stützten sich rückwärts auf ihre Alpenstöcke und rutschten pfeilgeschwind den Hang hinab.

Die Jäger waren noch nicht auf der Höhe angekommen, als sie einen Wald erreichten, der ihre Spuren so-

fort verbarg, weil unter dem Schutze der Bäume sehr viele Stellen schneefrei geblieben waren.

In eilendem Laufe ging es hinab, dem Erlwalde von Kriml zu, und in einer weiteren Stunde saßen sie alle wohlbehalten in der hinteren Stube beim Waldner.

Mit der Jagd war es nichts gewesen. Dagegen hörte der Scharler mit großem Vergnügen den Bericht des Wirthes über seinen Erfolg zu Goldeck an — ein Bericht, dessen Annehmlichkeit durch einen Sack voll Silbermünzen gesteigert wurde, welche der Waldner in der Begeisterung seiner Dankbarkeit dem Wildschützen aufdrängte.

Achtzehntes Capitel.

Der Kauser.

Als Anton dem Schmiedehause in Döllach Lebewohl gesagt hatte, wanderte er auf der Straße gegen Heiligenblut weiter, ohne daß er wußte, wovon er an dem Tage leben sollte, der eben über den Bergspitzen aufging.

Wenn er keine Arbeit fand, so drohte ihm abermals der Hunger; der Muth, der ihn beseelt hatte, als er auf dem Goldberge die Kärntener Grenze überschritt, war gesunken und von allen seinen damaligen Entschlüssen nur ein einziger übrig geblieben, nämlich der, keinen Bissen Brod auf eine unredliche Weise zu erwerben, ein Entschluß, dem er sich durch die Flucht von dem betrügerischen Knappen als treu ergeben erwies.

Mit Lauftruhe, Krampe und Schaufel in irgend einem Eisenwerke arbeiten, das wäre jetzt das höchste Ziel seiner Wünsche gewesen.

Aber hierzu befand er sich, da er Möll-aufwärts schritt,

auf dem falschen Wege. Um solches zu erreichen, hätte er sich Drau-abwärts wenden müssen, nach Unterkärnten, in die Gegend zwischen Klagenfurt und der steierischen Grenze.

Er ging aber dahin, wie es Menschen thun, die wohl einen Gedanken fest im Kopfe haben, die aber einem Gelähmten gleichen. Der Sinn steht da und dorthin gerichtet, aber die Füße versagen den Dienst. Er schritt auf dem Wege fort, wie eine Kugel, die dem nächsten Stoße gehorcht, welcher sie in Bewegung setzt.

Indessen sollte ihn eine seltsame Begegnung bald von allen Zweifeln und Beunruhigungen erlösen.

Als er über einen Zaun schaute, der zum größten Theile von Eschen überschattet war, sah er dort einen Mann sitzen, der, am hellen Morgen, mit großer Gemüthsruhe einem getödteten Reh das Fell abzog.

Der Mann hatte das Gesicht dem Wasser zugekehrt, an dessen Ufer er sich niedergelassen hatte. Eben stand er auf — und Anton erkannte zu seinem allergrößten Erstaunen den Hühnerbuben oder Hauser, den nämlichen Menschen, den er bereits als ehemaligen Schwärzer und Wildschützen kennen gelernt hatte.

Zu gleicher Zeit schaute der Hauser auf. Ihre Blicke begegneten einander. Der Hauser ließ sein Jagdmesser fallen und rief:

„Jesus, Maria, der Höhlentoni!"

Freude regte sich keine in dem Angesprochenen über diese Begegnung. Der Mann erinnerte ihn an die härtesten Zeiten seines unstäten Lebens, Tage, die noch härter waren, als der heutige, an welchem er, ohne Aussicht sein Brod zu verdienen, in einer fremden Gegend stand. Denn hier war er vor Nachstellungen und Kerker gesichert.

„Der Hauser", entgegnete er und blieb stehen, während dieser ihm bis an den Zaun entgegen schritt und ihm die ziemlich mit Blut befleckte Hand, die er jedoch vorher an seinem Sacktuche zu reinigen gesucht hatte, entgegen hielt.

„Haben dich die Baiern vertrieben?" sagte der Hauser lachend. „Ich seh dir's an."

„Ja", erwiderte Anton, „ich bin fortgegangen, weil ich nach dem Waldbrand fortgemußt habe. Aber bis jetzt hab ich nichts verbessert."

„Wie so?" sagte der Hauser. „Wegen dem Waldbrand bist du fortgegangen? Ist dir's in deiner Höhle zu heiß geworden? Wärst du zum Windberg Hans gekommen — wir hätten dich gut brauchen können, bei der Arbeit wie bei der Jagd draußen!"

„Grad vor der Thür bei dem hab' ich mich durchschlagen müssen, sonst wäre ich nit da!"

„So, du bist der, von dem mir der Hans erzählt hat! Hätt' mir's doch gleich denken können. Freut mich,

daß du den Schergen so heimgeleuchtet hast. Aber komm doch zu dem Gatter dort herein — du setzest dich zu mir an den Bach und erzählst mir, wie's zugegangen ist."

Anton konnte sich dieser Einladung nicht entziehen. Er öffnete das Gatter, ging über die abgemähte Wiese und setzte sich neben den Hauser zum Bache.

Während der letztere in seiner Beschäftigung fortfuhr, berichtete ihm Anton Alles, was seit seiner Flucht vorgefallen war, und verschwieg ihm auch nicht, warum er den Knappen wieder verlassen hatte.

„Mein lieber Bub", erwiderte der Hauser, „da herüben kriegst du so wenig Arbeit, als wenn du auf dem Hochkönig wärst. Aber was du damals versäumt hast, das kannst du jetzt einbringen. Du gehst mit mir hinüber um Windberg Hans — kein Mensch untersucht dem seine Hütte, dafür ist der Bauer, dem sie gehört, viel zu gut angeschrieben — da bist du so sicher wie der Pfleger selber, deine Nahrung kannst du dir schon verdienen und daheim bist du am Ende doch."

„Ich bin froh, daß ich drüben weg bin", erwiderte Anton.

„Red' nit so — bist auch wieder froh, wenn du dein Dorf manchmal von einer Bergspitze herunter zu sehen kriegst oder manchmal mit deinem Vater oder deiner Mutter zusammen kommen kannst."

Anton schwieg.

Nach einer Weile hob er an:

„Und wie kommt's denn, daß du am hellen Tag ein Reh abziehen kannst?"

„Ha, ich schieße für den Hüttenverwalter. Der setzt's schon durch, daß mir nichts geschieht. Uebrigens sind sie da herüben im Kaiserlichen nit so streng. Sie denken, wenn die Buben tüchtige Jagdschützen sind, so taugen sie auch zum Franzosen zusammenpuffen."

„Jetzt gieb mir du einen Rath, Hauser, was soll ich anfangen?"

„Brauch' ich dies noch einmal zu sagen? Du gehst mit mir, und zwar heute noch über den Tauern. Beim Windberg Hans bring ich dich unter — schau, ich mag dich so viel leiden, weil du mich damals so schön niedergeschlagen hast, wie du geglaubt hast, wir wollten den Weibern etwas thun!"

„Hätt' ich's vor ein paar Tagen gewußt", erwiderte Anton, „so hätt' ich's freilich gern angenommen. Aber jetzt ist's ja doch schier eine Schand', wieder heimzugehen."

„Wer weiß was davon und wer kümmert sich darum?" sagte der Hauser. „Arbeiten ist doch nirgends eine Schand' und der Hans giebt dir genug zu thun — denn der ist ja oft von der Alm weg. Ich hab' dir ja erzählt, daß er ein Mädel hat. Aber ich weiß schon, das dumme Schießen ist dazwischen gekommen, und da hab' ich die Geschichte

gar nit bis zum End' bringen können. Nu, ich erzähl' dir's unterwegs. Der ist sogar froh um dich."

Kommt denn sonst Niemand auf die Alm?" frug Anton, der allmählich, je weiter er die Sache überlegte, mehr und mehr Antheil daran nahm und den schon wieder die Kette des Heimwehs anzog, von welcher er sich bei so und so vielen anderen Gelegenheiten nicht hatte frei machen können.

„Es ist wohl ein Jäger da, der oft droben schlaft. Der weiß auch, wo der Hans ist. Aber der Bauer, dem die Hütte gehört, hat ihn so in der Tasche, daß der sich eher die Zung' abbisse, als ein Wörtel verlauten ließe."

Anton zögerte noch immer.

„Nu, du brauchst dich nicht zu übereilen", sagte der Hauser. „Wart' jetzt nur noch, bis ich mit meiner Arbeit da fertig bin. Es ist nachher noch Zeit genug. Ich zerwirke jetzt das Ganze, nachher besuch' ich noch einen Freund von früher — das Reh verkauf' ich dem Wirth und wir gehen über den Tauern."

„Ueber welchen?" fragte Anton.

„Ueber den Heiligenbluter", erwiderte der Hauser. „Denn um über ein Kees zu gehen, sind wir heute schon zu spät daran."

Anton setzte sich unter einer Erle neben den Wildschützen nieder, welcher schweigend seine Arbeit verrichtete.

Zum dritten Mal in seinem Leben befand er sich in seltsamer Lage diesem Menschen gegenüber. Das erste Mal hatte er ihn in seinem Rachehandwerk gegen einen Angeber gestört, das zweite Mal war es kurz vor dem plötzlichen Ereigniß, welches seinem Höhlenleben ein Ende machte, das dritte Mal hier, wo er brodlos dastand und nicht wußte, nach welcher Richtung der Windrose er seine Schritte lenken sollte.

„Du gefallst mir", sagte der Hauser abermals nach einer Weile — „du gefallst mir, weil du mich niedergeschlagen hast. Wie ich dich zuerst g'sehen hab', hab' ich dich niederschießen wollen — weißt, ich sag dir's, wie's ist. Aber nachher, wie ich erfahren hab, daß du so ein schlechter Häuter bist, hast mich wieder gedauert. Ich bin schon so — ich kann Niemandem lang was nachtragen. Nur die Kordonsoldaten, Grenzjäger und Finanzer — die sind meine schwache Seit', mit denen könnt' ich mich nit aussöhnen und wenn sie meine Brüder wären."

Anton hörte diese und ähnliche Reden des Hauser ohne sonderlich darauf Obacht zu geben. Seine Gedanken waren anderswo. Er befand sich in einem seltsamen Zwiespalt. Sollte er in der That das Anerbieten dieses Menschen annehmen und wieder hinüber gehen? Zu einem Leben, wie dasjenige, das er auf dem Haaseck geführt hatte, nimmermehr.

Aber der Wildschütze hatte ja davon gesprochen, daß er vom Windberg-Hans dort Arbeit bekommen und die Verrichtungen desselben besorgen könnte, während dieser auswärts sich befand.

Er konnte zu keinem rechten Entschlusse kommen. Der Hauser sah ihm das an und sagte:

„Das hilft dir jetzt Alles nichts. Du siehst, daß du in Kärnten einmal kein Glück hast. — Der Verwalter, der Knappe, das Goldwaschen, der Silbereinsatz: das Alles hat dir den Magen nicht voll gemacht und auch keine Ehr' eingetragen. Geh du mit hinüber, schau — ich mein' dir's gut."

Als Anton noch nicht antwortete, fuhr er fort:

„Wenigstens gehst du mit mir essen. Ich weiß da droben bei Heiligenblut ein Haus, in das kehr' ich oft zu. Dort wohnt Einer, der viel älter ist, als ich — aber er hat vor zehn Jahren noch oft mit uns Päck' über das Gebirg' getragen und ist auch jagen gegangen. Jetzt dürft' man freilich mit so was bei dem nimmer kommen, seine Frau thät's nit leiden. Aber ein Stück von dem Reh behalt ich mir — der Wirth braucht nit Alles. Das lassen wir uns droben sieden. Du ißt einmal wieder ordentlich und nachher kannst Du immer noch thun, was du magst."

Anton nahm dieses Anerbieten an, ohne sich zu besinnen.

Der Hauser setzte seine Arbeit fort und Anton schaute in das vorübereilende milchblaue Wasser.

Nachdem eine Stunde vorüber war, erklärte sich der Hauser bereit zum Aufbruch.

Das ausgeweidete Reh steckte im Rucksack und die Decke wurde im Gestrüpp verborgen, von wo sie der Wirth bei der Nacht holen lassen konnte.

Sie schritten bald auf der Straße, zumeist aber, wenn es thunlich war, im Gestrüpp und im Schutze der Erlenauen weiter. Der Hauser zeigte sich im Aufsuchen solcher Deckungen sehr gewandt und erst jetzt begriff es Anton, wie es ihm möglich war, am hellen Tage mit dem getödteten Reh an den Fluß zu kommen.

Bald gelangten sie an den Fußweg, der vom Zlap*)-Fall weg steil aufwärts zu der Heiligenbluter Hochfläche führt, die Windungen der Straße abschneidend.

Dort oben steht, neben dem Bache, der aus der „vereisten" Fleiß zum Vorschein kommt, eine Mühle auf Pfählen, zwischen welchen das Wasser hindurchschießt.

Und weiterhin an den Berg ist ein Haus angelehnt, klein, aus Holz gebaut. Nebenan befindet sich die Scheune, welche die Kärntner Hof nennen, und unter der Scheune ist der kleine Stall für die einzige Kuh.

---

*) Ein altes slavisches Wort. Slap = Wasserfall.

Daneben befindet sich ein mit Gerste bepflanztes Felsstück, von einem Zaun eingefriedet, welcher aus quer in einander verschrägten Brettern gebildet ist. Das Aussehen des Feldes stimmt gut zu der hohen Lage und den rauhen Lüften, welche von den nahen Eisfeldern herabwehen.

In dieses Haus trat nunmehr der Hauser mit Anton.

Eine Frau beschäftigte sich drinnen mit dem Ausbessern von Kinderwäsche. Um sie herum tummelte sich eine Anzahl von pausbäckigen, gesunden Kindern.

Die Wohnung sah wohl ärmlich, aber reinlicher aus, als man es gewöhnlich in diesem Thale findet. Auch die Kleider der Kinder waren wohl vielfach geflickt, doch keineswegs zerrissen oder schmutzig.

Die größeren Kinder spielten mit Holzstücken und balgten sich dabei auf dem Boden herum. Die kleineren hingen an der Mutter, zupften an der Wäsche und hinderten die Frau, welche lächelnd abwehrte, an ihrer Arbeit.

Ueber dem Ofen an der Wand hing ein altmodisches Gewehr und darunter blanke Steigeisen. Sie gemahnten an manchen Aufstieg zu hohen Graten, wo der Schütze, die Ferse mit den eingehakten Eisen bewehrt, dem Wild nachspürt. Gleich daneben erinnerten Schneereifen an die Winterszeit — jene bekannten flachen Teller, rund gebogene Reife, inwendig durch vielfach verstrickte Schnüre

miteinander verbunden, mit welchen man über tiefen Schnee zu gehen vermag, ohne daß der Fuß lästig tief einsinkt.

Auf der andern Seite des Zimmers stand eine Schnitzbank, welche man hier Hainzel nennt, und an ihr arbeitete ein Mann Faßdauben, wie sie von den Bindern gebraucht werden. Der Mann schien ein rüstiger Vierziger zu sein.

Beim Eintritt der Beiden erhoben Mann und Weib ihren Kopf und grüßten.

„Kommst auch einmal wieder, Hauser?" sagte der Mann, indem er von seiner Bank hinwegging und dem Wildschützen die Hand bot.

„Und noch dazu mit einem Landsmann!" erwiderte dieser. Und zu Anton gewendet, fuhr er fort:

„Auch ein Landsmann, der sich da herüben angesiedelt hat."

Der Mann und die Frau schauten Anton mit jener stummen Neugierde an, welche den so vereinsamt lebenden Leuten eigenthümlich ist.

Um dieses unangenehme Stillschweigen zu unterbrechen und das Anknüpfen eines Gespräches zu erleichtern, reichte ihm der Hauser ein Päckchen Rauchtaback, mit der Aufforderung, er möchte seinen Stummel, oder, wie die Leute dort sagen, das Röhrl in Brand stecken.

Dieses geschah und Hauser frug ihn, wie es ihm gehe.

Der Mann warf einen Seitenblick nach seiner Frau

hinüber, wie wenn er sagen wollte: „vor dieser kann ich nicht reden, wie ich möchte." Sodann antwortete er:

„Mir geht es jetzt recht gut. Gesund bin ich, und so lange ich etwas arbeiten kann, fehlt es mir nicht an Verdienst. Viel will es freilich nicht heißen."

Der Hauser sah, daß sie in Anwesenheit der Frau doch nicht auf den Gegenstand zu sprechen kommen könnten, welcher ihnen Beiden zumeist am Herzen lag, und begann deshalb das Gespräch auf das Wetter zu bringen, welches hoch oben auf den Bergen zu toben schien.

Hier, an der Südabdachung des Gebirges, war der nämliche Schneesturm, welcher den Scharler Seppl und seine Gefährten auf der Jagd heimsuchte, nur als ein weißer Schleier zwischen den Graten erkennbar.

„Ja, ja," sagte der Besitzer der Hütte, „es ist der Südwind oben — der wird schlecht Wetter bringen, ehe viele Zeit vergeht."

Und zu seiner Frau gewendet fuhr er fort:

„Ich will, ehe es noch schlechter wird, mich um einige Haselknüttel umsehen für Schneereifen. Wenn es ärger stürmt, ist es ein schlechtes Hinausgehen."

Die Frau antwortete artig, der Mann zog ein wärmeres Wams an und nahm einen Bergstock in die Hand.

Der Hauser griff in seine Tasche und schenkte den Kindern einige kleine Silberstücke, was Anton, der in

seinem Leben kein Geschenk ausgetheilt hatte, nicht wenig wunderte.

Als die drei bei dem Gerstenfelde draußen angekommen waren, sagte der Hauser:

„Es ist doch recht, daß du mit in's Wirthshaus gehst. Ich muß ohnehin zum Wirth, weil ich da in meinem Rucksack Rehfleisch hab', das ich ihm bringen will."

„Ja freilich," sagte der Mann, „du weißt ja, daß da drinnen nichts gesagt werden darf. Das Weib will einmal von den früheren Verhältnissen und Ereignissen nichts wissen und ich will's ihr ja auch gar nit übel nehmen. Wenn das zum täglichen Gespräch wird, so hören die Kinder vom Wildschützenleben und — jung gehört, alt gethan."

„Da schau Einer," sagte der Hauser, während sie in der Zaungasse dahinschritten, „man sollte meinen, du habest deiner Lebtage keinen Rehbock geschossen."

„Ich leugne mich nicht weg davon, aber ich sag' euch so viel, ich wäre weiter gekommen, wenn ich mich nie auf das Leben eingelassen hätte."

„Nu, reden wir jetzt nicht weiter darüber, wir sind ohnehin noch am Wirthshause, da können wir nachher uns zusammensetzen und über die alten Zeiten reden, so lange es uns gefällt."

Der Hauser machte den Drechsler mit Anton bekannt

und erzählte ihm in kurzen Worten dessen Schicksale. Auch setzte er hinzu, derselbe habe die Absicht, noch heute mit ihm über den Tauern heimzukehren und auf der Sennhütte zu arbeiten — eine Absicht, welche der Drechsler nur lobte.

„Ich wär' niemals von daheim fortgegangen", sagte er, „wenn ich es noch einmal zu thun hätte."

Unter solchen Gesprächen erreichten sie die Dorfschenke. Sie stiegen einige Stufen hinauf.

Das Haus war im Erdgeschosse gemauert, der erste und zweite Stock aber aus Holz in sogenanntem „Schrottbundwerk" aufgeführt.

Ueber dem geräumigen Vorhause befand sich der Söller mit einem zierlichen alterthümlichen Balkon.

Auf diesem stand oben der Wirth, um sich nach dem Wetter umzuschauen, als er den Hauser hereinkommen sah. Er wußte sofort, was das zu bedeuten hatte, kam über die Treppe herunter und schob den Hauser in die Küche, nachdem er die beiden Anderen genöthigt hatte, in die Gaststube einzutreten. Aus dieser scholl ihnen ein arger Lärm entgegen und bald hatten sie die Ueberzeugung gewonnen, daß hier mit Ausnahme des Hundes und des Thürstockes Alles vollständig betrunken war.

Dem Anton, der seit langer Zeit ununterbrochen in freier Luft gelebt hatte, wurde es schon vom Hinsehen

schwindelig. Der Drechsler suchte daher eine andere Stube auf, in welcher sie mit einander ungestört reden könnten.

In diese traten bald darauf der Wirth und der Hauser ein, welche ihr Geschäft mit einander abgemacht hatten, und es dauerte geringe Zeit, so waren sie in ein eifriges Gespräch verflochten über diejenigen Gegenstände, welche wenigstens zweien von ihnen, dem Drechsler und dem Hauser, dem ehemaligen Wildschützen und dem noch thätigen, die allermerkwürdigsten waren.

Einige rasch hinabgestürzte Gläser Wein erregten die Gesprächigkeit und sofort kamen nun die Herzensangelegenheiten zum Vorscheine.

„Schön war's halt doch damals!" rief der Drechsler, indem er dem Hauser auf die Kniee schlug, daß es patschte.

„Schau einmal hinaus, sogar die Schneemänner da drüben sind ganz verhüllt — möcht' man nit meinen, sie trauerten selber um die damalige Zeit! Schön war's halt doch — sag Einer, was er will! War' ich gleich manchmal hungrig wie ein Wolf, von Nässe und Kälte geplagt, daß Einem die Zähne klapperten — dafür ist's auch herrlich, so am frühen Morgen herumzugehen und die Vögel zu hören und allerlei zu sehen, wovon die gewöhnlichen Leute keine Ahnung und wofür sie auch kein Gefühl haben."

„Und Monate lang ohne einen Kreuzer Geld zu Haus,"

bemerkte der Wirth lachend, „mit Proviant meistens nur auf ein paar Tage versehen, ohne Kredit und stets verfolgt von dem Jägervolk."

„Ja, und wenn erwischt", fügte der Hauser hinzu, „für lange Zeit eingesperrt, und was das Schönste ist, wenn Einer zurückkommt, will ihn Niemand kennen und am allerwenigsten die, die ihm vorher das Wildpret um den halben Preis abgekauft haben."

Der Wirth nahm von dieser Aeußerung keine Kenntniß, der Drechsler aber fuhr fort, von den Geistern des selten genossenen Weines angefeuert:

„Trotz alledem hat das Wildschütz-Sein doch seinen eigenen Reiz! Ist doch schon das Bewußtsein lohnend, daß du die Sterne in der Nacht so nahe bei dir hast, die in der reinen Luft funkeln. Und solche Menschen sollen schlecht sein?" setzte er hinzu, indem er mit der Faust auf den Tisch schlug, daß die zinnernen Geschirre zu tanzen begannen.

„Aber in den alten Tagen", sagte der Wirth „da kommt von dem Spazierengehen bei der Nacht die Gicht und anderes Leiden."

Der Drechsler unterbrach ihn mitten im Wort:

„Macht nichts!" rief er. „Gehört nicht etwa ein frommes und ruhiges Gewissen dazu, wenn man sich jeden Augenblick von einer mörderischen Kugel bedroht weiß?

Und die Ausbeute? Die ist ja so gering, daß man es wegen der allein gewiß nicht thut. Freut's Einem nicht, so draußen ganz allein unter dem gestirnten Himmel in der Einöde herum zu gehen, während es doch in Städten und Märkten nicht Wenige giebt, die sich Nachts ohne Licht nicht einmal vor die Hausthüre hinaus trauen, besonders, was die eigentlichen Krämer und Geldprotzen sind?"

Hierbei wurde der Drechsler so erregt, daß er die zinnerne Kanne auf den Tisch schlug. Es kochte in ihm noch das ungebändigte Wildschützenblut — wie fast in Jedem, der einmal Jahre lang solchem Waidwerk obgelegen hat und später nicht durch andere Sorgen und Banden nach und nach um die Nachwirkungen seiner Leidenschaft gekommen ist.

„Ich bild' mir was ein auf unsere Abenteuer," fuhr er fort. „Denn wer ein ordentlicher Schütz' ist, der bewegt sich schon ganz anders als ein Mensch von da unten, der sich nie zu was Herzhaftem aufraffen kann. Alle Augenblicke kann er genöthigt werden, sich für sein Leben — und wenn er kein Fuchsschwanz ist, auch für das Leben seiner Kameraden — zu schlagen, und das Alles von wegen dem dummen Vorurtheile der Welt. Denn ein Vorurtheil ist's, daß man das Wildschießen verboten hat. Warum sollen denn die höchsten Herrschaften allein das

thun dürfen? Das Ganze beruht nur auf Einbildung und kein Mensch kann sagen, der Fisch gehört dem und jener einem Anderen! Das Wild hat doch kein Merkzeichen am Geweih, wie der Ochs an den Hörnern, und trotzdem giebt es Leute, welche sagen, es gehört dem und nicht diesem."

Der Hauser belustigte sich über diesen Zorn und versuchte, ihn noch weiter hinein zu hetzen, indem er sagte:

„Wenn das Wild, das in den Wäldern lebt, auch gerade kein Merkzeichen trägt, so hat es doch irgend welchen Eigenthümer. Ihr werdet doch, um ein Beispiel anzuführen, schon davon gehört haben, daß der Landesfürst ein Recht über Felsen und Wälder, Seen und Bäche hat, die auch mit keinem Merkzeichen bezeichnet sind."

„Das ist gerad', wie man's nimmt", antwortete der Drechsler, die Achseln zuckend. Offenbar wußte er nicht recht, was er darauf sagen sollte. Er hielt es für besser, sich wieder in seine Begeisterung hinein zu reden, und fuhr fort:

„Daß es kein Vergehen ist, darüber bin ich schon lange mit mir selber eins. Aber, der Gescheitere giebt nach, hat der Bauer zum Stier gesagt, wie die Beiden das Raufen versuchten und der Stier keinen Spaß verstehen wollte und der Bauer aus Angst vor dem Stier nicht mehr wußte, wo hin. So muß man's auffassen. Und

wenn ja etwas Unrechtes daran sein sollte, muß man nicht büßen durch Kälte und Gefahr, und nimmt der Wildschütz seinen Hirsch auf dem Hochgebirg so leicht weg, wie ein Dieb den Rock, den er fortträgt? Wie oft haben mir da oben die Zähne geklappert — dann war ich wieder Wochen lang ohne Kreuzer Geld, immer vom Jägervolk gehetzt und gezwungen, bei Nacht meinem Wild nachzugehen, während die bei Tag gehen können, wenn sie überhaupt nicht zu faul sind. Habt ihr jemals gehört, daß sich ein Wildschütze bereichert hat, wie Leute, die gestohlenes Gut an sich brachten? Geht nicht umsonst im ganzen Land die Rede: Wildschützen, Schatzgräber und Bergsüchtige (Goldsucher) kommen nie zu einem ganzen Rock! Und die Leute, die immer draußen im Wald und der Einöde waren, die sollten schlecht sein? Was müßte man denn nachher zu dem sagen, was in der Stadt alle Tage ungestraft geschieht?"

„Wahr ist's," entgegnete der Hauser, „aber ich mein', es wird überhaupt alle Jahre weniger mit den Wildschützen."

„Da hast Recht," erwiderte eifrig der Drechsler. „Das Wildern nimmt immer mehr ab, gerad wie das Rankeln (bäuerischer Ringkampf). Die Leute werden immer langweiliger und selbstsüchtiger. Es giebt keine guten Kameraden mehr, die auf Leben und Tod für einander einstehen, ein Jeder sorgt nur für sich und für den Augenblick. — Ja,

so war's früher nicht! Es haben sich aber auch die Zustände und Verhältnisse seit einigen Jahren zusehends ganz anders gestaltet. Niemand kann sagen, wie es in der nächsten Zukunft stehen wird. Deshalb ist auch der schöne Gemeinsinn, welcher früher die Menschen ermuthigte, zu Grabe getragen. Und den Naturkundigen möcht' ich sehen, der mir das Eigenthumsrecht auf das Wild für den eingebildeten Besitzer nachweist. Wenn wir auf die langsame Entwickelung des Menschengeschlechtes zurückgehen und auf den seit Jahrhunderten bestehenden Zwang des Gesetzes, welcher immer auf das menschliche Vergnügen gelegt wurde, so kann das nur ein Rest von der Gewaltthätigkeit der früheren Ritter sein!"

Der Tisch hatte von des Drechslers Aufregung und von dem vergossenen Wein eine andere Farbe bekommen.

Es bestätigte sich das Sprichwort: „Wo die Heiligenbluter sind, muß der Tisch naß sein!"

Deshalb wurden zur damaligen Zeit in so entlegenen Thälern die Getränke (das Bier ausgenommen, welches damals noch wenig berauschend war) nicht in Gläsern, sondern in unverwüstlichen Zinnkannen auf den Tisch gestellt.

Während der letzten Worte hatte sich auch die Wirthin eingefunden, ein dickes Weib, welches den in der Gegend nahezu unerhörten Ruf genoß, eine Belesene zu

sein, und welche diesem Rufe durch allerlei seltsame Redensarten und durch überspannte Ausdrucksweise Nachdruck zu verleihen trachtete. Den größten Theil des Tages über kostete ihr das gar keine Anstrengung, denn sie holte sich ihre Begeisterung aus einer Quelle, die viel zugänglicher ist und deren Fluth viel rascher wirkt, als das Naß des kastalischen Brunnens.

„Ja, ja," sagte sie, „die nüchterne Prosa hat die Poesie verdrängt."

Dabei führte sie ihrer breiten Nase eine ergiebige Prise Taback zu.

Sie hatte die Gewohnheit, ihren schwarzen, breitkrämpigen Strohhut bei jeder Prise, welche sie in die Nase brachte, um einen halben Zoll vorzurücken. Aus dieser Wahrnehmung hatten sich die Leute im Hause eine Art von Uhr gemacht. Hing zum Beispiel die Quaste, welche ursprünglich am Hute befestigt war, über dem Gesicht, so wußten die Leute, daß es Zeit zum Mittagessen war.

„Mit Erlaub," sagte die belesene Dame, indem sie den Zinnkrug, der vor Anton als dem Schüchternsten stand, ergriff und ihn bis auf den letzten Tropfen austrank.

„Dank schön", sagte sie, mit einem Ruck den Hut und die Quaste abermals vorrückend und einen lüsternen Blick nach dem Kruge Hausers werfend, der nicht mehr ganz im Bereiche ihrer Hand stand.

Um diesen zu erreichen, fuhr sie fort:

„Ihr seid noch nie dagewesen, seid ihr vielleicht gar ein Vetter oder ein Verwandter vom Jägermeister?"

„Wir sind schon lange bekannt", erwiderte der Hauser, „ich bin nit der Vetter vom Jägermeister, sondern der Jägermeister selber."

Während die Wirthin durch die Nebel, welche ihr Gehirn belagerten, hindurch den Sinn dieser Spottrede zu enträthseln versuchte, wurde das Mittagessen angerichtet und die Wirthin nahm Veranlassung, sich zurückzuziehen.

„Ich muß mich von dem vielen Geschäft, was heute Vormittag gegangen ist, ein wenig ausruhen", sagte sie.

Dasselbe thaten der Wirth, der das „Ausruhen" noch viel nöthiger hatte, und mehrere seiner Hausgenossen.

Anton wunderte sich nicht wenig über Alles, was heute rings um ihn vorging — seit langer, langer Zeit hatte er nicht mehr so viele Menschen auf einem Fleck und noch dazu in einer solch kunterbunten Weise sich bewegend gesehen.

Es kam aber ein Zwischenfall, der seine Gedanken nach anderer Richtung lenkte.

Es war mittlerweile die Heiligenbluter Schule geschlossen worden und die Kinder zogen draußen lärmend vorbei, ihren verschiedenen Häusern zu.

Der Drechsler sah seinen Aeltesten vorbeilaufen —

einen prächtigen Jungen mit blonden Haaren und vergißmeinnichtfarbigen Augen. Er rief ihn herein, um ihn mit väterlichem Stolze den Fremden vorzustellen.

„Was willst du denn werden, wenn du groß bist?" fragte der Hauser.

„Ein Jäger, wie der Jägermeister im Dorfe droben", erwiderte der Knabe, indem er dem Fragenden fest in die Augen schaute.

„Kein Wildschütz?" sagte Anton.

„Nein, das ist abscheulich."

„Und warum denn?" fuhr Anton fort.

„Ja, weil das Wildern verboten ist und weil es die Mutter auch nicht haben will."

Die Anwesenden schauten sich unter einander und auch den Knaben verwundert an. Aber keiner sagte ein Wort.

„Ich will dir ein Almenlied singen, Hauser", begann plötzlich der Drechsler, dem es nach dem Verhör des Knaben nicht recht zu Muth war. „Wir sind einmal da beim Wein und müssen uns lustig machen."

„Nu, so sing'", sagte der Hauser, „ich weiß ohnehin, daß du eine schöne Stimme hast."

Der Drechsler glättete sich seine Stimme durch einen tiefen Schluck aus dem Zinnkrug und begann ein Lied, welches einem Fremden sicherlich so vorgekommen wäre,

als enthalte es gar nichts vom Schwunge der Dichtung, die in den Gemüthern der Menschen in den hohen Bergen webt — das aber trotzdem ein damals sehr beliebter Sang war:

„Bin a kreuzlustigs Manndl,
Hab halt alleweil z' wenig Geld —
Möchst moan'*), was g'rad mich so freut auf der Welt,
I denk mir, es währt nur a Zeit!
Bin freili nimmer jung und scho' hübsch in Jahren,
Bin mei' Lebtag bei'n Leuten umag'fahren,
Drum weiß ich schon auch, was a bißl passirt,
Und ich hab' schon das Mehrere probirt!"

Der Hauser klatschte dem schönen Lied so lärmend Beifall, als wenn er mit einem Mal närrisch geworden wäre.

Damit hatte die Lustigkeit ihren Höhepunkt erreicht. Der Hauser forderte Anton zum Aufbruch auf — denn er hatte noch den weiten Weg über das Hochthor vor.

Anton war mit einem Mal schlüssig geworden. Nachdem er nach so langer Zeit wieder einmal unter Menschen gekommen war und der Hauser ihm Arbeit versprochen hatte, wäre es ihm für den Augenblick unmöglich gewesen, wieder in diese oder jene Art von Einsamkeit zurückzukehren. Es graute ihm, allein und ver-

* d. h. du möchtest dich darüber verwundern, „möchtest wunder meinen," eine gebräuchliche Redensart.

lassen herumzugehen. Und hätte ihn der Hauser sogar wieder in seine Höhle zurückgeführt, er hätte sich's gefallen lassen, nachdem er wußte, daß er ganz in der Nähe Leute fand, mit welchen er plaudern konnte.

Eben als sie im Begriffe waren, fortzugehen, erscholl aus dem Nebenzimmer ein fürchterliches Geschrei.

Der Hauser wollte zu Hilfe eilen, als eine betrunkene Kellnerin hereinwankte.

Man fragte sie, was es gebe, und sie antwortete:

„Nichts von Bedeutung. Die beiden Wirthsleute unterhalten sich wieder."

„Das kann unmöglich eine Unterhaltung sein", sagte Anton.

„Nu freilich ist's eine," erwiderte die Kellnerin. „Sie raufen alle Nachmittage so lange, bis sie müd' sind und genug haben. Dann legt sich ein Jedes auf sein Bett und schläft."

Es mußte wohl so sein — denn als der Drechsler vom Hauser und vom Anton Abschied nahm, war keiner der Wirthsleute da, um den Gästen Lebewohl zu sagen.

Eine Viertelstunde später stiegen der Hauser und Anton mit einander durch die Hohlwege, welche steil über Heiligenblut zu den Wiesen hinaufführen, auf denen die erste Tauernkapelle steht.

Neunzehntes Capitel.

Am Zeller See.

Etwa eine Woche nach allen den beschriebenen Vorgängen befanden sich Christian, der Scharler Seppl und der Federhies auf einer bewaldeten Anhöhe über dem Thunnersbach, jenem Bache, der von dem durch seine Ringkämpfe (das Rankeln) berühmten Hundsstein in den Zeller See fließt.

Die Jagd über Wald hatte ihnen vorläufig das Waidwerk überhaupt verleidet und die Abenteuer von Mitterfill und dem Filsenjoch es auch räthlich gemacht, das obere Pinzgau überhaupt zu räumen.

Sie beehrten deshalb dermalen das mittlere Pinzgau mit ihrer Gegenwart. Da sie aber ohne irgend welche romantische Unternehmung nicht sein konnten, so hatte Christian, an alle Vorgänge anknüpfend, eine Lieferung von Uhren übernommen, welche andere Schwärzer über das Steinerne Meer geschleppt hatten.

Er übernahm dieselben oben auf dem Gebirge, und seine Aufgabe war es nun, dieselben nach Zell am See zu bringen, wo sie bei einem bekannten Hehler untergebracht werden sollten.

Der getreue Federhies und Scharler wollten ihn bei dieser Unternehmung nicht im Stiche lassen und so lagerten sie sich denn hier bei einbrechendem Abend und bei einer Mahlzeit von Speck und Brod, bei welcher die Branntweinflasche nicht fehlte.

Sie warteten die Nacht ab.

Es blieb ihnen nichts Anderes übrig. Denn die Ballen, in welchen die Uhren und andere Werthgegenstände verpackt waren, konnten sie nicht bei Tag über den See bringen. Sie mußten die Nacht zu Hilfe nehmen, die nicht ihr Feind war und welche ihnen überdies durch gewisse Signale, die sie mit einer Frau außerhalb des Marktes Zell verabredet hatten, noch geneigter gemacht wurde.

Der Sonnenblick gegen Westen stand schon beschattet, Steinbach- und Wiesbachhorn glänzten roth, von Thumersbach und Erlberg drang Geläute herauf.

„Das Weib, welches uns die Zeichen giebt", nahm Christian das Wort, „ist jetzt schon ziemlich alt. Ich kenn' sie, so lang ich nur denk' — und jung kann ich mir sie gar nie denken. Früher, wie der Schrattner Wastl, der jetzt in Großarl drinnen ein Bauer ist — aber ein

schlechter Kerl, den kein Mensch hat leiden mögen — mit gethan hat, da war sie schon in Diensten bei unseren Leuten. Aber heute hat es seine eigene Bewandtniß, von der ihr noch nichts wißt. Ich hab' nämlich, bevor wir auf das Gebirg' gegangen sind, erfahren, daß die Alte im Sterben liegt. Aber vorsichtig, wie sie ist, hat sie schon Vorsorge getroffen, daß die Lichter brennen, auch wenn sie während der Zeit sterben sollte. Dann müssen die Lichter von der Leichenwache gerade so gestellt werden, wie es im Leben der Fall war."

„Das muß man ihr lassen, sie denkt an Alles", bemerkte der Scharler.

„Wie ist's denn, wenn etwas nicht richtig ist auf dem See?" fragte der Federhies.

„Dann kommt das Licht und brennt so lang am Fenster, bis einer zwanzig zählt. Nachher verschwindet das Licht, kommt aber einen Augenblick später wieder auf gerade so lange zum Vorschein. Das wiederholt sich in jeder Stunde dreimal hintereinander. Die übrige Zeit brennt das Licht ruhig fort."

„Schlau ausgedacht", sagte der Scharler. „Wollen wir nur hoffen, daß die Alte selber heute Nacht noch am Leben ist."

„Du hast ja vor einer Stunde durch dein Fernglas geschaut und lang in den See hinunter gespäht, was hast du denn da beobachtet, Christa?" fragte der Federhies.

„Es war in ein paar Nachen ein ganzer Schwarm Grenzjäger. Sie sind über den See gerudert und an's Land gestiegen. Wie sie am Land waren, haben sie sich sofort vertheilt und sind den Dirnen nachgestrichen, die auf dem Feld arbeiteten."

Das Gelächter der beiden Zuhörer unterbrach die Erzählung einen Augenblick, dann fuhr Christian fort:

„Ja, die Gewehre haben sie vor dem großen Zaun dort weggeworfen, damit sie leichter steigen konnten, und sind graden Weges auf die Dirnen los, die sich dort herumgetrieben haben, als ob die Dirnen die Schwärzer wären und nicht wir."

„Haben sie Eine erwischt?" unterbrach ihn der Scharler Seppl.

„Gott bewahre. Trotz langer Jagd sind sie keiner nachgekommen."

„Das sind doch rechte Tröpfe", sagte der Scharler. „Wunder ist's keins, wenn sie von funfzig Schwärzern kaum einen Einzigen erwischen."

„Das mag jetzt sein, wie's will", erwiderte Christian, „aber vorgeschaut ist besser, als nachgejammert. Darum will ich jetzt einmal hinuntergehen und nach den drei Wachen schauen, die nach der Verabredung jetzt im Gebüsch dort sein müssen. Eine Stunde nachdem es völlig finster geworden ist, kommt ihr nach, hört ihr?"

Der Scharler Seppl und der Federhies versprachen ihre Pünktlichkeit, und Christian stieg hinab.

Als er nahe an das Ufer des Sees kam, stieß er einen Elsterruf aus, der sofort beantwortet wurde.

In dürrem Reisiggebüsch lagen drei Männer neben ihren Gewehren — drei Menschen, welche aus der Unterstützung der Schmuggler ein regelmäßiges Handwerk machten.

Ehe Christian sich ihnen zeigte, belauschte er erst eine Weile ihr Gespräch, welches in folgender Weise geführt wurde.

Der Erste: „Zum Kukuk, wenn wir nur heut noch ein mal richtig an Ort und Stelle wären! Meinetwegen dürft's wohl zum letzten Mal sein. Mir geht vor, als wenn heut nit Alles so wär', wie's sein sollte."

Der Zweite: „Recht hast, ich hab' auch verteufelt genug."

Der Dritte: „Nu, seid ihr aber traurige Mannsbilder! Jetzt könnt ihr ein paar Gulden verdienen und verlaßt euch schon vorher die Kurasch. Traurig genug!"

Der Erste: „Du hast gut reden. Wenn du einmal an die zehn Jahr herum gehst und so viel auszustehen gehabt hast wie wir, nachher denkst du auch anders. Du hast noch nichts probirt, hast noch nie eine Kugel an deinem Ohr vorbei sausen gehört."

Der Dritte: „Es wundert mich nit wenig, daß ihr mit einem Mal gar so christlich werdet."

Der Erste: „Das braucht dich gar nit zu wundern. Da, im Arm hab ich einen Schuß und der Fuß kann auch was erzählen von einer Kugel. Teufel, so oft sein Leben wagen müssen! Wenn man älter wird, nimmt's auch ein Mal ein End', denk' ich, und jeder Mensch wird trachten, auf die späteren Jahr ein ruhigeres Platzl zu bekommen. Deswegen rackert man sich ja früher ab. Und, gerad' gesagt, grad von dir glaub' ich nit, daß du so viel' Schneid' zeigst auf die Läng — verstehst du mich? Wenn du richtig so lang gehst, wie wir gegangen sind, nachher bist du der halbe Mensch nimmer, der ich noch bin, das merk' dir!"

Der Zweite: „Ich hab' grad das Nämliche sagen wollen. Muß so ein Maulaff das Maul immer am weitesten aufmachen, so ein Wiedehopf, der das Leben erst kennen lernen muß und doch schon meint, er hat das Evangelienbuch hinuntergeschluckt."

Der Dritte: „Nu, wenn ihr mich schon gar nimmer zum Reden und zum Recht kommen läßt, so laßt mich doch wenigstens Schnaps trinken."

Und damit zog er eine kurze, breitbauchige Flasche aus seiner Joppe hervor und that einen Schluck, indem er den Kopf zurückbeugte, bis er fast wagrecht mit dem Erdboden war.

Der Zweite: „So, und wer soll denn das Ruder führen und aufpassen, wenn du betrunken bist? Am Ende stürzest du uns mit deiner Tapferkeit noch Alle ins Unglück!"

Der Dritte: „Sei du nur zufrieden und fürcht' dich nicht — hab' keine Angst, ich trinke nicht mehr, als ich vertrage."

Der Erste: „Wenn wir nur noch ein wenig Schnaps hätten!"

Als Christian, im Buschwerk versteckt, diese Reden hörte, dachte er, es sei an der Zeit, den sinkenden Muth von Nummer Eins und Zwei, die unter der Einwirkung der Ermüdung und der Furcht vor etwaiger Entdeckung litten, durch eine Gabe zu stärken.

Zu diesem Zwecke schlug er den Weg zu einem einzelnen Gehöfte ein, dessen Besitzer sehr häufig den Schmugglern, die sich auf eine Seefahrt vorbereiteten, Speisen und Branntwein verkaufte.

Der Bauer war deshalb nicht im Mindesten überrascht, als er Christian eintreten sah und dessen Verlangen hörte, ihm eine große Flasche mit Branntwein anzufüllen. Christian konnte er auch die Gefälligkeit um so weniger abschlagen, als der Spekulant in Zell am See, für welchen er die Lieferung zu besorgen hatte, sein eigener Gläubiger war.

Er maß also dem Schwärzer die Flasche voll mit Wachholder. Als er sie ihm übergab, glaubte Christian auf seinen Lippen ein eigenthümliches Lächeln wahrzunehmen.

„Was lachst du, Bauer?" sagte Christian.

„Nu, ich lach' halt, weil du nimmer nüchtern bist,

wenn du das im Leib hast", antwortete dieser. „So viel auf einmal hat noch Keiner bei mir eingekauft."

„Für mich allein ist's nicht, so gescheidt könntest du wohl schon sein", brummte Christian und schlug die Thüre hinter sich zu.

„Wohl bekomm's", erwiderte der Bauer, vor sich hinsprechend, nachdem Christian die Stube verlassen hatte, mit höhnischem Lachen.

Bald darauf war dieser wieder unten am See, wo die drei noch in der nämlichen Weise fortzankten.

Er überlieferte ihnen den Branntwein, forderte sie auf, sich unter einander zu vertragen und fleißig Wache zu halten, insbesondere aber unausgesetzt nach dem See hinaus zu schauen und zu horchen, ob sich kein verdächtiges Geräusch vernehmen lasse.

Als die drei den Branntwein sahen, gelobten sie Berge. Christian, welcher es für geboten erachtete, diese Leute in einer gewissen Entfernung zu halten, setzte sich abseits auf einen Rain und schaute in den See, der immer dunkler und dunkler wurde.

Seine Gedanken waren eben bei den alten Gefährten, dem Scharler und dem Federhies.

Manchmal schaute er auch nach der Richtung aus, in welcher die erwarteten Lichter zu sehen sein mußten. Er

zählte die erleuchteten Fenster in den Häuschen von oben herab, fand aber das Gewünschte nicht.

Plötzlich aber flammte es auf. Ruhig zählte er nach dem Tiktak seiner Uhr bis auf zwanzig, dann verschwand das Licht auf einen Augenblick und kam dann wieder zum Vorschein.

Nachdem sich dieses mehrmals wiederholt hatte, erkannte er das verabredete Zeichen.

Der See schien also für heute sicher zu sein.

Indessen mußte man immer noch einen Theil der Nacht verstreichen lassen, wenn man die theuren Güter nicht gefährden wollte.

Da fiel es Christian ein, sich, um die Zeit zu vertreiben, wieder zu seinen Gefährten hinauf zu begeben und den Rückweg mit diesen gemeinsam zu machen. Er konnte ihnen auch beim Schleppen der Waaren behülflich sein, indem er den Einen und Andern zeitweilig beim Tragen der Päcke ablöste.

Nachdem er die drei Gehülfen noch einmal zur Aufmerksamkeit ermahnt hatte, stieg er wieder bergan und verschwand bald in der dunkeln Nacht.

Zwanzigstes Capitel.

Der Ueberfall.

Etwa eine Stunde später herrschte tiefes Schweigen an der nämlichen Stelle, an welcher vorhin die drei ihren Streit darüber, wer unter ihnen der Muthigste sei, im Branntwein ertränkt hatten.

Die Gewehre lagen noch im dichten Buschwerk. Die Männer aber befanden sich in einer ganz anderen Stellung als vorher. Keiner sah mehr etwas vom Andern. Dagegen befand sich jeder sitzend auf einem dicken Tannenzweig, welchen zwei ihm unbekannte Männer in Uniform an den beiden Enden schleppten.

So weit das aufdämmernde Bewußtsein es zuließ, verspürten sie, daß ihnen die Hände wie die Füße mit Stricken fest zusammen gebunden waren. Keiner wußte, was aus dem andern geworden war, jeder fühlte nur, mehr als er es sah oder überdachte, daß er in die Hände der Grenzjäger gerathen war.

Bleiben wir bei Nummer Eins stehen.

Mit ziemlicher Schnelle fühlte sich derselbe auf seinem Tannenzweig bergabwärts geschleift und plötzlich befand er sich hart am See.

Dort wurden ihm die Füße losgebunden und er aufgefordert, in einen Kahn einzusteigen, welcher hart am Ufer lag.

Trotz der Dunkelheit bemerkte der Schmuggler, daß im Ganzen fünf Kähne am Strande lagen. Zwei derselben erkannte er als diejenigen, die schon vorher dagewesen waren, die nämlichen, in welchen Christian und seine Genossen mit ihrer Hülfe die Waaren fortzuschaffen hatten.

Man bedeutete ihn, in einen Nachen einzusteigen, in welchem sich bereits mehrere Grenzjäger befanden. Diese standen auf, ließen die Hähne an ihren Gewehren knacken, hielten ihm die Läufe gerade vor das Gesicht und drohten ihm, das Gehirn auszublasen, sowie er den ersten Schritt zur Flucht unternehmen würde.

Als die Seeluft über ihn dahin strich, dämmerte dem Mann die Ahnung auf, daß die große Branntweinflasche, welche Christian herabgebracht hatte, in einigem Zusammenhange stehen könne mit den Stricken, welche ihm jetzt die Handgelenke zusammenschnürten.

Es ging immer weiter und weiter in den See hinein, ohne daß der Schmuggler, welcher inmitten des Schiffes sitzen mußte, recht erkennen konnte, wohin es ging.

Zunächst erwartete er, ans Ufer gebracht und in das Gefängniß abgeführt zu werden.

Ans Ufer kam der Nachen bald darauf allerdings, aber es schien, als ob sich die Grenzjäger nicht eher zur Ruhe bequemen wollten, bis sie die Waaren auch noch in ihren Besitz bekommen hätten, von denen sie wohl wußten, daß über kurz oder lang der Versuch gemacht werden würde, sie über den See hinüber zu schaffen.

Nachdem das Schiff mit Nummer Eins am westlichen Ufer des Sees angelegt hatte, empfahlen die bewaffneten Männer dem gefesselten Schmuggler, sich unter keiner Bedingung zu rühren.

Es dauerte nicht lange, so hörte er den Ruderschlag eines zweiten Schiffes.

Waren es abermals Grünröcke? Sicherlich, denn sie riefen denjenigen, welche ihn bewachten, zu, daß auch sie ihren Fang hinübergebracht hätten. Nummer Eins merkte nun, daß auch Zwei und Drei sich hatten überrumpeln lassen. O, der Branntwein!

So lange Schmugglerschiffe den Zeller See befuhren, hatten sie keine Niederlage wie diese erlitten. Wuth, Furcht, Kopfweh — diese drei Empfindungen machten den Zustand von Nummer Eins zu einer Hölle.

Die zwei Schiffe legten aneinander an und bald ver-

nahm Nummer Eins nur mehr das Geflüster der Grünröcke, welche über ihre nächsten Pläne berathschlagten.

Das mochte eine ziemliche Weile gedauert haben, als Nummer Eins in dem nebenan liegenden Schiffe plötzlich ein tiefes Schnarchen hörte, dem bald darauf ein zweites ähnliches Geräusch antwortete.

Dieses Signal konnte nur von seinen Mitgefangenen kommen.

Der erste Gedanke von Nummer Eins war, nunmehr die Hände frei zu bekommen.

Doch war das sicherlich ein schwieriges Stück Arbeit.

Ohne Wasser, welches die Stränge nachgiebiger machte, war die Absicht unausführbar.

Es gelang ihm nach vieler Mühe, ohne seinen Wächtern auffällig zu werden, mit den Händen den Boden des Schiffes zu erreichen, in welchem sich einiges Wasser angesammelt hatte.

Er tauchte die Handgelenke hinein und suchte die Stricke mit allen Kräften zu lockern.

Indessen konnte diese Bewegung allein nicht hinreichen und würde ihn zuletzt auch, der auffallenden Stellung wegen, die er hierbei einzunehmen hatte, verrathen haben.

Er verfiel deshalb auf den Gedanken, sich zu stellen, als ob er großen Durst habe, kniete auf den Schiffsboden

nieder und beugte sich soweit darüber hin, daß er das angesammelte Wasser mit dem Mund erreichen konnte.

Die Grünröcke lachten darüber. Es freute sie, daß sie einen der verdammten Schmuggler so weit gebracht hatten, seinen Durst auf diese widerwärtige Weise zu löschen.

Aber während der Schwärzer zu trinken schien, waren es seine Arme, welche unablässig an der Befreiung der Handgelenke arbeiteten.

Mittlerweile war Christian mit seinen zwei Gefährten schon bepackt zum Seeufer hinabgekommen.

In einiger Entfernung davon legten sie ihre Waaren auf das Gras und der Federhies wurde vorausgeschickt, um nachzuspähen, ob die drei auf ihrem Posten seien.

Bald darauf kam er mit bestürzter Miene zurück, um zu melden, daß er allerdings die Gewehre vorgefunden habe, von den drei Wachen aber keine andere Spur aufzufinden sei. Diese Mittheilung setzte den Christian in das höchste Erstaunen.

„Es ist ja doch um des Himmels willen unmöglich, daß sie uns verrathen haben", sagte er nach einer Weile, indem er sich an den Kopf griff. „Nein, es ist unmöglich. Ich habe ja vorher ihrem Gespräch zugehört."

„Vielleicht sind sie zu dem obern Bauern hinaufgegangen", meinte der Scharler Seppl.

„Nein, nein", erwiderte der Christian, „ich habe ihnen ja den Branntwein von dort oben herunter gebracht."

Nach einer längeren Pause fuhr Christian fort:

„Es mag jetzt sein, wie es will, ich kann das Alles nicht glauben. Auf keinen Fall aber können wir da über Nacht bleiben."

Das Licht drüben am jenseitigen Ufer leuchtete gerade so, wie vorher, mit den nämlichen Unterbrechungen. Der See schien also sicher zu sein.

„Du, Federhies, nimmst jetzt die Gewehre mit Ausnahme des meinigen und hilfst dem Scharler die Päcke in die größere Zille hineinschaffen. Dann steigt ihr aus, nehmt das kleine Schiff und fahrt eine Strecke voraus, langsam und vorsichtig, mit so wenig als möglich Lärm. Ich mit den Waaren folge hinterdrein. Daß ich euch Zwei vorausschicke, das geschieht deshalb, weil Zwei immer mehr sehen als Einer."

Mit drei Gängen war Alles in die Zille hineingeschafft, nachdem vorher aus einem Rucksack wasserdichte Zeuge hervorgelangt waren, in welche man dieselben einhüllte, damit sie durch etwaige Vorkommnisse auf dem See nicht litten.

Die Expedition war also zum Auslaufen bereit und es fehlte nur noch, daß Christian seinen Gefährten nicht nur die Aufmerksamkeit auf die Seefläche, sondern auch

auf das Licht, welches ihnen zugleich Wegweiser und Warnungszeichen sein sollte, nochmals einschärfte.

Die Beiden versprachen, sich anzustrengen, so viel sie vermöchten, ergriffen die Ruder und trieben in den See hinaus.

In diesem Augenblicke bemerkte Christian, daß das Licht viel längere Zeit verschwunden blieb, als der Zeitraum, über den sie mit einander übereingekommen waren, betragen konnte.

Schon war er im Begriffe, mit Hinblick auf dieses beunruhigende Ereigniß seine Gefährten wieder zurückzurufen. Allein — was sollte er mit den Waaren machen? Zudem flammte in ihm jetzt der Zorn über diese neue Unterbrechung auf und er beschloß, sein Geschäft, es koste was immer, durchzusetzen.

So folgte er also langsam rudernd den Gefährten im vorderen Schiffe.

Auch diese mußten bemerkt haben, daß sich das Licht ungebührlich lange nicht habe sehen lassen. Denn sie blieben plötzlich ruhig auf dem See liegen und schauten sich nach Christian um. Dieser bemerkte, was sie wollten, fuhr rasch heran und gab ihnen ein Zeichen, daß sie trotzdem ihre Fahrt fortsetzen sollten.

Nachdem sie wieder eine Strecke weit gerudert hatten, erschien das Licht abermals. Die Zwischenräume, in welchen

es jetzt verschwand und wieder auftauchte, waren aber so gering, daß sich diejenigen, welche das Licht in Bewegung setzten, offenbar bemühten, auf den Zuschauer den Eindruck hervorzubringen, daß irgend etwas ganz Außergewöhnliches im Werke sei.

Diesmal wurde Christian wirklich erschreckt. Er betrachtete die Waaren vor sich, dachte an den Jammer desjenigen, dem er sie zu überbringen hatte, an seinen eigenen Verlust, an die Gefahr seiner Genossen.

Ehe er einen Entschluß gefaßt hatte, bemerkte er, daß es bereits zu spät war, die Gefährten zu verständigen.

Aus dem Umstande, daß auf der vorderen Zille eine Laterne angezündet wurde, erkannte er, daß diese schon hart am Lande sein mußten. Denn die Laterne diente zur Aufklärung des Ufers, sowohl um eine passende Anlandstelle zu finden, als auch um Leute aufzuspüren, die sich etwa im Schilf, hinter anderen Nachen oder sonstigen am Ufer befindlichen Gegenständen verborgen haben könnten.

Die Zille, in welcher sich der Scharler und der Federhies befanden, fuhr gegen den unteren Landplatz hin und streifte eine Anzahl von Kähnen, welche dort an der sogenannten Uferseite des Marktes aufgestellt waren.

Der Scharler war es, welcher die Laterne handhabte, mit dieser bald hinauf, bald hinunter fuhr zwischen den nahe an einander liegenden Kähnen, als ob er dort sich

einen Landungsplatz aussuchen wollte. In Wirklichkeit aber war es ihm um die Aufsuchung von Grünröcken zu thun, die sich dort etwa versteckt haben konnten, und deren Anwesenheit er sofort dem noch weit in See draußen befindlichen Christian hätte signalisiren können.

Er selbst hatte gar nichts zu fürchten, da sich auf ihrer Zille gar keine Waaren befanden, im Gegentheil, die Laterne konnte etwaige herumschwärmende Grünröcke wie Mücken anlocken und dann war auf einer anderen Seite für Christian die Bahn frei.

Diese Vorsicht trug auch ergiebige Früchte.

Denn nachdem er eine Anzahl von Nachen ohne Erfolg beleuchtet hatte, entdeckte er plötzlich in einem Grünröcke und den Schmuggler Nummer Eins, in dem daneben liegenden abermals Grünröcke und die zwei andern vermißten Gehülfen.

Auch diese erkannten, schon längst durch den Schein der Laterne aufmerksam gemacht, trotz der ungünstigen Stellung, in welcher sie verharrten, sofort die Gefährten.

Als der Scharler bemerkte, daß er sowohl von den Grünröcken als auch von den gefangenen Genossen erkannt worden war, ließ er sofort die Laterne fallen und das Licht verschwand im Wasser. Ringsum herrschte wieder Finsterniß, welche für die Augen der Zuschauenden um so dichter war, als sie die ganze Zeit über in das Licht geblickt hatten.

Das Fallenlassen der Laterne, ein Zeichen, welches sie am Ufer noch mit Christian verabredet hatten, gab diesem Kunde, daß sie auf ihre Feinde gestoßen seien.

Zu allem Ueberfluß aber, obwohl er auch ohne dies nicht mehr daran hätte zweifeln können, erschien nach etwa zehn Minuten der Kahn, der den Scharler und den Federhies trug, in der Nähe des seinigen.

Sie theilten ihm mit, was er schon wußte, daß sie am Ufer Grünröcke gesehen hätten, und auch das, was er noch nicht wußte, nämlich daß sich die vermißten Gefährten gefangen auf deren Schiffen befänden.

Christian wußte im ersten Augenblick nicht, welchen Entschluß er auf diese Meldung hin fassen sollte.

Aber es wurde ihm keine Zeit gelassen, sich zu besinnen.

Mit einem Mal erschienen auf der Westseite des Sees, da, wo die glatte Fläche etwas von den Sternen erhellt wurde, zwei schwarze Punkte, die sich mit bedeutender Schnelligkeit gegen ihn her bewegten.

„Herrgott", flüsterte Christian seinen Genossen im anderen Boote zu, „wenn die Grünröcke heute nur die richtigen Zillen genommen haben, in denen das drin ist, was ihr wißt! Jetzt ist entweder Alles verloren oder Alles gewonnen!"

„Wenn uns die drei nur nicht verrathen haben, die

jetzt in den Zillen drinsitzen", sagte der Scharler. „Mir ist's fast so vorgekommen."

„Red' nicht so ungeschickt", sagte Christian. „Die sind so wenig Verräther, wie wir selber. Nur nicht verzagt, die Nacht ist noch lang."

„Sie kommen rasch näher", bemerkte der Federhics, dessen Augen die Dunkelheit sicherer durchdrangen.

„Also schnell", flüsterte ihnen Christian zu. „Treiben wir nur nach dem Ufer dort drüben. Es ist sehr finster, und sie werden uns nicht erwischen."

In diesem Augenblicke tauchten einzelne blitzende Punkte auf. Ein starkes Dröhnen hallte von den Bergen zurück. Man hatte auf sie geschossen, und wäre es Tag gewesen, so hätten sie in einiger Entfernung die Kugeln weiße Furchen in das stille Wasser ziehen sehen können.

Das war für Christian und seine Genossen eine wirksame Aufforderung zur Flucht. Ihre Schiffe durchschnitten das Wasser, daß die Wände sich hätten vom Schiffe losbiegen mögen, so hastig und stark wurde an den Rudern gerissen. Nun krachte Schuß auf Schuß. Wohl hörten sie die eine und andere Kugel an ihnen vorüberschwirren, aber keine erreichte ihr Ziel.

Einundzwanzigstes Capitel.

Eine Seeschlacht.

In der Dunkelheit vermochten die Schützen nicht zu zielen, während die Schmuggler aus dem Aufleuchten der Schüsse genau die Stelle wahrnahmen, an welcher sich ihre Verfolger befanden, und durch allerlei Zickzackwendungen diesen die grade Linie stets verrückten.

Diese Jagd hatte etwa eine Viertelstunde gedauert, als aus der Richtung, in welcher bis jetzt die Schüsse zu hören und zu sehen gewesen waren, ein entsetzliches Geheul und Jammergeschrei erscholl.

„Seht", sagte Christian zu den anderen hinüber, welche unmittelbar neben ihm ruderten, „seht, ich habe mich nicht geirrt und es sind keine Verräther. Jetzt handelt sich's um's Aeußerste — also schnell, wie wir können, ihnen zu Hülfe!"

Wohl stutzten der Scharler und der Federhies ein wenig, als ihnen zugemuthet wurde, gegen die zwei Schiffe voll bewaffneter Grenzjäger anzukämpfen. Aber einerseits

der Ton Christian's, welcher keine Widerrede zuließ, andererseits ihr eigenes Streben, die Genossen nicht im Stich zu lassen, halfen ihnen rasch über jede Bedenklichkeit hinweg, welche sie vielleicht trotzdem haben mochten.

Jetzt flogen die Schiffe. Rasch wie ein Vogel die Luft, so durcheilten sie das schweigsame Gewässer, über welches der Nothruf von Menschen durch die Nacht scholl.

In wenigen Augenblicken waren sie zur Stelle.

Da waren sie sehr überrascht, als sie wahrnahmen, daß die Hülferufe gar nicht von ihren Kameraden ausgingen, sondern von den Grenzjägern, die im Wasser herumschwammen und plätscherten und jetzt erbarmungsvoll zu den zwei neu angekommenen Schiffen aufschrieen, man möchte sie nicht elend zu Grund' gehen lassen.

Hier tauchte ein Kopf aus dem Wasser empor, welches an dieser Stelle zu Wellen aufgeregt war, dort trieb ein Tschako herum, hier klammerte sich ein Arm an das Boot, in welchem Christian ruderte.

Wo waren die Gehülfen?

Dort in jenen beiden Nachen, die auch schon bis auf den Rand hinauf mit Wasser angefüllt waren. Auch für sie war eher Grund zum Wehklagen als zum Lachen. Doch hielten sie sich immerhin noch über Wasser.

Christian begann sein Rettungswerk damit, daß er an diese beiden Schiffe hinfuhr und die Drei — denn es waren

in der That die vor einer Stunde noch Gefangenen und Geknebelten — in seine zwei Zillen hinübersteigen ließ.

Laut rauschte das Wasser in den zurückgelassenen Schiffen auf, welche durch das Herausspringen der Männer Stöße erhielten, durch welche sie geräuschvoll abgetrieben wurden.

„Laß sie gehen", sagte Christian, „der See wirft keine Wellen. Sie sind jetzt erleichtert und werden nach Mitternacht vom Winde sicher ans Ufer getrieben werden."

Nunmehr berathschlagten sie, was mit den hülferufenden Grenzjägern anzufangen sei.

Hier waren in der nunmehr wieder vereinigten Gesellschaft zwei einander entgegengesetzte Ansichten. Die vorher gefangen gewesenen Schwärzergehülfen, die mißhandelt, verhöhnt, wie die Kälber gebunden gewesen waren, hatten unter der Nachwirkung ihrer Empfindungen nur für die Rache Sinn.

Sie meinten, man solle die Leute sich selbst aus ihrer Verlegenheit ziehen lassen.

Christian dagegen und die Seinigen wollten von derlei nichts wissen, sondern wollten die Verunglückten retten, wenn sie vorher einen feierlichen Eid geschworen hätten, daß sie am Lande sich in entgegengesetzter Richtung entfernen und vor Ablauf der Nacht keine Versuche machen würden, ihnen nachzugehen oder sie aufzuspüren.

Man fuhr zwischen ihnen herum, ließ sie sich mit den Händen am Rande der Nachen einhängen und hielt ihnen die Ruder hin.

Der Federbies und der Scharler mußten ihnen die Läufe ihrer Gewehre entgegen strecken.

Sodann stellte sich Christian in seiner Zille aufrecht und schrie in das Wasser hinaus:

„Still!"

Sofort verstummten das Wehklagen und die Bitten der Männer.

„Wenn ihr uns bei Unserer lieben Frau und bei eurer Seelen Seeligkeit schwört, daß ihr uns am Ufer lassen laßt und uns vor Tag nimmer nachfragt, so wollen wir euch in die Zille hereinziehen, ihr Grünröcke!"

Da war nur ein Schrei, ein Rufen unter allen diesen Leuten, welche den Tod des Ertrinkens vor Augen hatten.

Nun wurden sie Einer nach dem Andern hineingehoben, und im Schiff ließ man sie den Eid, die Gewehre auf ihre Brust gerichtet, noch einmal nachsprechen. Jeder that es mit lauter Stimme, aus Angst, überhört und noch einmal ins Wasser geworfen oder gar erschossen zu werden.

Nun wurde dem Ufer zugesteuert. Dort liefen die Grünröcke, in Gemäßheit des abgelegten Eides, rasch von dannen, in der Richtung, die man ihnen anzeigte.

Die Schwärzer aber schafften hocherfreut ihre Waaren

nach demjenigen Hause, in welchem der Spekulant, für welchen sie „arbeiteten", dieselben längst mit Angst erwartete — hatte er doch das Gewehrfeuer auf dem See gehört und sich im Geiste schon als zu Grunde gerichteten Mann gesehen.

Ehe die Schwärzer aber noch mit ihren Päcken das schützende Obdach erreicht hatten, blitzte es auf dem See wieder auf und abermals rollte das Krachen von Schüssen über die Wasserfläche.

Sie konnten sich nicht enträthseln, wie das zuging, und beeilten ihre Schritte, so daß sie einige Augenblicke darauf in der That das Gewölbe erreicht hatten und nunmehr außer aller Gefahr waren.

Die Sache verhielt sich folgendermaßen.

Am nämlichen Tage war eine Abtheilung von Grünröcken auf der „Hochstraße" gewesen — so heißt die Straßentheilung, wo sich die Wege nach Oberpinzgau und Pongau an der Straße nach Zill und Saalfelden trennen — und hatte von der Expedition gehört, die heute Nacht gegen die Schwärzer ausgeführt werden sollte. Sofort hatten sie beschlossen, sich daran zu betheiligen und von der Südseite des Sees her den Schwärzern, die von ihren Kameraden im Norden gejagt würden, entgegen zu fahren.

Wenn sie diese Absicht ausgeführt hätten, so wären Christian und die Seinigen verloren gewesen.

Zu deren Glück aber geriethen die durstigen Grünröcke in ein verkommenes, verrufenes Wirthshaus unweit der Straße, in welchem es für sie außer den Getränken noch andere Lockungen gab.

Dort wirthschafteten sie so lange fort, bis Einer von ihnen auf dem See draußen schießen hörte.

Sofort wurden sie wieder etwas nüchtern und erinnerten sich an den Dienst. Sie eilten zum See hinab, stiegen in den Kahn, den sie zwischen dem hohen Schilf und den Weiden, welche hier das Gestade bedecken, verborgen hatten, und ruderten, was nur ihre vereinte Kraft vermochte, in den See hinaus.

Die Entfernung war aber unter allen Umständen zu groß und so kamen sie an der Stelle der erzählten Auftritte erst an, nachdem sie dort weiter nichts mehr thun konnten.

Sie bemerkten auf dem See zwei Schiffe treiben, dunkle Punkte, und meinten, es seien dies die gesuchten Fahrzeuge. Sie gaben Feuer darauf, indem sie hofften, die Nachen, in welchen nach ihrem Dafürhalten die Schmuggler verborgen waren, durch ihre Flintenkugeln anzubohren und in Gefahr zu bringen.

Glücklicher Weise konnten sie an den leeren Schiffen nicht viel Unheil anrichten.

Die Schmuggler aber wurden von dem Manne, der

sie erwartet hatte, nach einer weit außerhalb des Marktes gelegenen Stallung geführt und zwar nicht alle auf einmal, sondern er mit Einem voran, dem die anderen einzeln hinter einander je in Sehweite nachschleichen mußten.

In diesem Stalle war für Essen und Trinken reichlich gesorgt. Es versteht sich von selbst, daß die Sechs diesem wacker zusprachen. Die Bäder, welche sie Alle mit einander genommen hatten, erweckten die Eßlust.

Erst nachdem sie den größten Hunger und Durst gestillt hatten, rückte Christian mit der Kardinalfrage heraus:

„Ja, jetzt sagt uns einmal, ihr drei, was war denn das, daß ihr heute alle drei verschwunden seid?"

Auf diese Frage begannen sie alle drei zu gleicher Zeit zu antworten und der Eine mit diesem Ergebniß, der Andere mit einem andern anzufangen.

Was aus allem dem, was sie hervorbrachten, zu entnehmen war, war Folgendes:

Der Branntwein, den ihnen Christian vom Bauern heruntergebracht hatte, war ohne Zweifel mit irgend einem betäubenden Stoff versetzt gewesen, also anzunehmen, daß diesmal der Bauer im Einverständniß mit den Grünröcken Verrath gesponnen hatte.

Von diesem giftigen Gebräu hatten sie zuviel getrunken und waren in einen Schlaf verfallen, aus welchem sie erst durch die Grenzjäger, welche sie gefangen nahmen, geweckt wurden.

Darauf erzählten sie, was vorgekommen war bis zu dem Augenblicke, in welchem der Scharler Seppl die Laterne, bei deren Licht er die in den Kähnen versteckten Schmuggler und sie selbst entdeckte, ins Wasser fallen gelassen hatte.

Als Nummer Eins das Licht dieser Laterne gewahrte, faßte er neue Hoffnung. Er arbeitete fort und fort, bis es ihm wirklich gelang, die Hände frei zu bekommen.

Es war in diesen Schiffen auf besondere Art eine Vorrichtung angebracht worden, durch welche das in denselben angesammelte Wasser, wenn man sie ein wenig gegen das Gestade hinauf zog, ausfließen, ebenso aber auf dem See selbst eindringen konnte.

Der Schmuggler saß oder lag in der Mitte des Schiffes zwischen zwei Wachen, und etwas weiter gegen das Vordertheil hin befand sich das Zäpfchen.

Der Schmuggler suchte mit den Füßen das Zäpfchen und fand es. Mittlerweile wurden die Nachen in den See hinausgerudert, um die Verfolgung der Schmuggler zu unternehmen, welche sich durch die Anwesenheit der Laterne verrathen hatten.

Bevor er Weiteres unternahm, ließ er durch die Nachahmung des schnarchenden Geräusches denen in der anderen Zille wissen, daß er frei sein und den nächsten geeigneten Augenblick benutzen wolle, um loszuschlagen.

Als sie im See draußen waren, begannen die Grün-

röcke ihr Feuer, durch welches sie die Wände der Nachen, in denen Christian mit den Seinigen saß, zertrümmern wollten. Sie konnten indessen nicht treffen, weil sie auf allzugroße Entfernung schossen.

Unterdessen gelang es dem Schmuggler, das Zäpfchen heraus zu ziehen. Da die Grünröcke fortwährend luden und schossen, überhaupt sich sehr unruhig verhielten, so war das Schiff immer in stark schwankender Bewegung und dadurch drang das Wasser von unten viel rascher ein.

Die andere Zille, in welcher sich die beiden Genossen befanden, war ganz nahe.

Ehe sich's die Grünröcke versahen, waren sie bis an die Kniee im Wasser. Die Ueberraschung und Bestürzung, welche sie bei diesem Anblick überkam, war so groß, daß sie von dem blitzschnell zugreifenden Schmuggler in den See hinausgestoßen und geworfen waren, ehe sie sich von dem Anblick des Wassers im Schiffe erholt hatten. Dasselbe geschah mit der nämlichen Geschwindigkeit in der benachbarten Zille und dann kamen Christian und die Uebrigen auf den Hülferuf der Grünröcke herbei und die Begebenheit verlief, wie es berichtet wurde.

„Wie kommt es denn aber", nahm Christian nach dieser Erzählung das Wort, „daß heute so viele Grenzjäger in Zell waren?"

„Es müssen fremde von den nächsten Stationen herangezogen worden sein", erwiderte Nummer Eins. „Die

Zeller kenne ich zu gut, es sind auch nur sieben oder acht Mannderln. Wir sind ganz gewiß verrathen worden. Ich meine, der Kaufmann hat vielleicht irgend Jemandem eine Schuld aufgekündet und der hat es ihm dann aus Rache dafür angethan."

„Und ich bin überzeugt, daß der Bauer drüben beim Thumersbach mit dahinter steckt", sagte Christian. „Denn er hat so heimtückisch gelacht, wie er mir den Schnaps gegeben hat — jetzt erkläre ich mir Alles."

„Wie ist es mit dem Zapfen in der Zillen?" fragte der Federhies. „Das ist ja doch nur ein vermachtes Astloch im Holz?"

„O nein", erwiderte Nummer Eins. „Wir haben schon längst in den größeren Zillen, von denen wir wissen, daß sie von den Grünröcken benutzt werden, das vorbereitet, damit wir ein Fußbad nehmen können, wenn einmal der Fall eintritt."

Alle lachten über die Vorrichtung mit dem Zäpfchen. Unter munteren Gesprächen schwand der Rest der Nacht, und als der Morgen kam, trennten sich die Genossen, nachdem sie die ihnen vom Herrn der Waaren übergebene Entlohnung redlich unter sich getheilt hatten.

Christian und der Federhies gingen wieder nach Rauris, der Scharler Seppl aber in den Hollersbach, um sein Glück nochmals mit Smaragden zu versuchen.

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Fortsetzung der Geschichte des Windberg-Hans.

„Ja", sagte der Windberg-Hans — es war vier Tage nach den erzählten Abenteuern auf dem Zeller See — zu Anton, der sich mit dem Hauser in seiner Hütte einquartiert hatte und auf das Freundlichste von ihm aufgenommen worden war, „der Hauser hat dir erzählt, wie ich flüchtig gegangen und wieder heimgekommen bin, aber er hat dir noch nicht berichtet, wie es zugegangen ist, daß ich auf dieser Hütte da hause."

„Ich hab's ihm erzählen wollen", bemerkte der Hauser, „aber es ist gerade der Lärm mit dem Waldbrand dazwischen gekommen, wir sind auseinander gerathen und seither hat es keine Gelegenheit mehr gegeben."

„Nu, ich will dir's erzählen", fuhr der Windberg-Hans fort, „damit du nicht meinst, dir allein sei es schlecht gegangen und die Anderen hätten nicht auch ihr Theil auszustehen gehabt."

Ehe er anfing, stopfte er sich noch eine Pfeife und schob einen dicken Prügel, einen Legföhrenstamm, auf den kaum einen Fuß hohen Herd, auf welchen sie ihre Füße aufstellten.

Als die Flamme wieder stark aufprasselte, begann er folgendermaßen:

„Nach dem, was ich und der Bauer mit einander ausgemacht hatten, begab ich mich also wieder ins Lungau. Ich arbeitete dort drüben, im Zederhauswinkel, den ganzen Winter über. Woche um Woche verging, endlich wurde es wärmer, es kam das Frühjahr. Am Philippitag, den ersten Mai, ging es abermals über den Tauern herüber, denn ich durfte nun nicht mehr länger zögern, mich nach der Unterkunft umzuschauen, die mir der Bauer angeboten hatte."

„Ja so", unterbrach ihn hier Anton, „er hatte gesagt, daß er dich auf seine Alm nimmt, und um Urbani (25. Mai) heißt es ja bei den Bauern: „„Z' Urban — hintan (hinauf)."""

„So ist's", erwiderte der Windberg-Hans. „Mir ging damals das Herz auf und ich denk' mir's noch, als wär's heut, wie mir's zu Muth war, als ich von der Tauernhöhe gegen Radstadt dahin schritt! Drüben war noch Alles voll Schnee, es war noch Winter und herüber grünten die Berge und war Vogelsang aller Orten und Enden! Ich war seelenvergnügt, denn ich hielt das schöne Wetter und

das grüne Frühjahr für eine glückliche Vorbedeutung. Doch kam ich nicht ganz ohne Schrecken durch. Auf dem Wege von Radstadt herwärts begegnete mir ein Trupp von eingefangenen jungen Burschen, welche für das Soldatenleben bestimmt waren. Ich wußte nicht, ob ich davonlaufen oder dem Trupp ruhig entgegen sollte, denn, wie du weißt, Leute in unserem Alter, denen die Militairischen auf der Landstraße oder sonstwo begegnen, werden von diesen streng gemustert. Nach einigem Ueberlegen beschloß ich, nicht auszuweichen, um mich nicht von Anfang an verdächtig zu machen. Ich ging deshalb gerade auf den Trupp los. Als ich auf einige Schritte Entfernung herangekommen war, hieß mich der Anführer der Truppe still stehen. „Was soll's sein?" frug ich, indem ich so viel als möglich die Kärntner Mundart nachahmte. „Ach so, du bist ein Kärntner?" sagte der Anführer. „Das wollt' ich meinen", antwortete ich. „Wohin geht die Reise?" sagt er weiter und schaut mich von oben bis unten an. „Oh, Arbeit suchen, hier!" entgegnete ich. „Kannst gehen, marsch!" sagte der Anführer.

„Ich wartete nicht auf ein zweites Kommando und ging rasch meiner Wege. Da hätt' ich schön ins Wasser stechen können, ich als St. Veiter, wenn ich ihnen verdächtig vorgekommen wäre. Es galt auch bei dem Vorkommniß wieder: „Es ist kein Unglück, wo nicht ein Glück dabei ist!"

„Am nämlichen Tage erreichte ich noch Goldeck. Es war das zugleich der Tag, an dem ich sonst alle Jahre auf einem bestimmten Platz mit meinem Schatz zusammengetroffen war. Ihr könnt euch denken, wie an dem Tag das Wiedersehen ausgefallen ist."

Der Hauser lächelte und flüsterte Anton, ohne daß es der Windberg-Hans vernehmen konnte, in die Ohren: „die Kroaten-Anna!"

Dieser machte große Augen, denn auch ihm war schon das Gerede über die Seltsamkeiten dieses Mädchens zu Ohren gekommen. Der Hans aber fuhr fort:

„Wir zwei waren noch die alten und sind es geblieben bis auf den heutigen Tag. Was wir damals einander zu erzählen hatten! Das Erste war, wie sich von selbst versteht, daß sie von mir erfuhr, wie ich nunmehr am Haaseck als Melker bleiben werde und daß ich bestimmt hoffe, dortselbst sicher zu sein. Sie aber erzählte mir, sie wisse es aus ihren Karten und aus anderen Vorbedeutungen — Dinge, welche sie von ihrem Vater erlernt hatte — daß das Kriegsglück des Kaisers Napoleon bald umschlagen werde. Dann, sagte sie, kommt eine Zeit der Ruhe. Die Baiern und ihre Herren, die Franzosen, werden aus dem Land getrieben und dann kann unser heißester Wunsch in Erfüllung gehen. Die Brennnessel*) hatte damals einen seligen Tag

*) Die Geliebte, Zukünftige.

— und wie's erst mir zu Muth war, daß ich jetzt in ihrer Nähe sein und sie oft sehen konnte, das ist nicht zu beschreiben. Vom Haaseck nach Goldeck ist's ja nicht weit — besonders dann nicht, wenn sie mir auf Wegen entgegen geht, die wir miteinander ausgemacht haben."

„Wer ist denn eigentlich deine Brennnessel?" fragte der Hauser den Windberg-Hans, indem er dabei Anton lustig zublinzelte.

„Das werdet ihr erfahren, wann ich sie heirath', vorher nicht", entgegnete der Hans. „Doch laßt mich weiter erzählen. Wie lang wir damals dagesessen haben und einander in die Arme gefallen sind und uns weder um den kalten Nachtwind noch um —"

„Es ist schon gut", sagte der Hauser lachend. „Ich kann mir's schon denken. Erzähl' uns nur, wie's weiter gegangen ist."

„Es ist auch wahr", fuhr der Windberg-Hans fort, „es ist unnöthig, daß ich euch das Weitere beschreibe. Am nächsten Tag also bin ich zum Bauern nach Goldeck-Weng gekommen. Der hatte es gar nicht übel eingerichtet. Schon zu Lichtmeß nämlich hatte er die Sennerin, die sonst immer während des Sommers da heroben war, plötzlich verabschiedet. Sie habe, behauptete er, zu viele Liebschaften und derlei könne er bei seinen Dienstboten nicht dulden.

Das that er aber nur, damit es weniger auffiel, wenn er auf einmal mich auf seine Alm schickte."

„O, das ist ein Feiner!" rief der Hauser. „Du hast mir das schon Alles öfter erzählt, aber jetzt fällt mir dabei auf einmal etwas ein, woran ich bis jetzt nicht mehr gedacht habe. Im März oder April mag's damals gewesen sein, da schimpfte einmal der Bauer furchtbar über die schlechte Aufführung der Sennerinnen und Mägde überhaupt. Es war damals das allgemeine Gerede darüber, was ihm wohl zugestoßen sein konnte, denn etwas Bestimmtes ließ er nicht verlauten. Aber er wetterte über den Tisch hinein und schwur hoch und theuer, daß er niemals wieder eine Sennerin anstellen werde. Fest und unabänderlich habe er es sich vorgenommen, künftighin nur einen Melker auf die Alpenwirthschaft hinauf zu setzen."

„Das hab' ich gar nit gewußt", entgegnete der Windberg-Hans lachend. „Ja, ja, es ist ein Schlauer. Nu, wie also die Zeit zum Auffahren auf die Alm gekommen ist, da hatten wir noch einmal eine Unterredung. Er meinte, daß ich jetzt gut kärntnerisch zu reden verstehe und daß es deshalb nicht nothwendig sei, etwas über mich zu dem Jäger zu sagen, der öfter auf die Alm hinauf kommt. Er dachte sich, je weniger um etwas herumgeredet, desto besser, und wenn der Jäger kommt und mich so kärntnerisch reden hört, dann wird er nicht auf die Ver-

muthung kommen, daß ich ein einheimischer Deserteur sei. Er meinte, je weniger Leute das Geheimniß wissen, desto sicherer bleibt dieses Geheimniß. Und mit wem ich noch eine Unterredung hatte, um Alles auszumachen, wie wir miteinander verkehren und wo wir einander treffen könnten, das könnt ihr euch ohnehin vorstellen."

Der Hauser und Anton schauten einander an und lachten.

„Also, endlich kam der Tag der Auffahrt", fuhr der Windberg-Hans fort, „da wurde Alles, was wir für die erste Zeit brauchten, auf ein Pferd aufgepackt, eine ganze Sam.*) Droben packten wir aus, brachten die Sachen unter, stellten das Vieh ein und fingen in Gottes Namen unsere Alpenzeit an."

„Jetzt kann ich weiter erzählen", unterbrach ihn hier der Hauser. „Schon am ersten Tag ging der Windberg-Hans tagtäglich um sechs Uhr früh auf den Hügel dort drüben hinaus, von wo er irgendwo hinsehen konnte — wohin, das weiß ich nit, aber hinabgeschaut hat er, über das Thal hinüber. War es schönes Wetter, so betrachtete er sich außer einem gewissen Haus auch die ganze Um-

* Sam (soma), woher das neuhochdeutsche Wort „Saumthier", heißt im älteren Deutsch Last. Hier bedeutet es eine solche von 250 Pfund, das Normalgewicht für die Saumrosse über den Tauern in früherer Zeit.

gegend, um nachzusehen, ob nicht irgendwas im Werk sei, ob sich vielleicht der Scharnitz oder sonst Einer auf den Weg gemacht habe. War aber die Witterung grob, so hatte er blos für Eines ein Auge, nämlich für das bekannte Haus, und dann verschwand er wieder hinter dem Berge."

„Du weißt nicht Alles", unterbrach ihn hier der Windberg-Hans. „Ich habe nicht blos wegen meiner auf das Haus geschaut, sondern auch wegen einiger Verwandten, die ich in der Gegend von St. Johann habe und die auch Flüchtlinge sind. Es giebt Jemanden, der mir Zeichen giebt in Goldeck, wenn ein Streifzug oder sonst dergleichen unternommen werden soll. Und wenn ich das Zeichen sehe, so geb' ich denen wieder ein Zeichen und zwar mit Feuer, weil man den Rauch weiter sieht, als irgend etwas Anderes, was ich auslegen könnte. Ich schau' also nit nur für mich, sondern auch für die dort drüben, daß sie in kein Unglück gerathen."

„Ich weiß", sagte Anton, „wie ich noch in Großarl drinnen war, habe ich öfter Feuer über der Klamm gesehen."

„Das sind Feuer gewesen, die ein alter Deserteur drüben für die, die sich hinten gegen Hüttschlag und den See hin aufhalten, angezündet hat, so wie er den Rauch von dem meinigen gesehen hat."

„Ah, jetzt begreif' ich's", erwiderte Anton. „Damals habe ich nie recht gewußt, woher diese Zeichen kommen. So oft der Scharnitz oder sonst Einer mit seiner Streifwache aufbrechen wollte, wußte man es längst vorher durch diese Zeichen."

„Das ist die meiste Zeit von mir ausgegangen", sagte der Windberg-Hans. „Ich weiß es noch wie heut, wie ich halb in Schrecken versetzt war, als ich an der schwarzen Bretterwand die zwei ausgebreiteten weißen Leintücher zum ersten Male erblickte."

Hier deutete der Hauser, ohne daß es Hans wahrnahm, mit dem Daumen spöttisch nach dem Kopf des Erzählers und blinzelte Anton dabei an. Dabei flüsterte er ihm zu:

„Er hat sich verschnappt. Der Kroaten-Anna ihr Haus sieht auf der Seite so aus."

Der Windberg-Hans aber fuhr fort:

„Als ich zum ersten Mal die weißen Tücher sah, über die wir als Zeichen übereingekommen waren, verschwand ich augenblicklich hinter dem Hügel, sammelte einen Haufen dürres Holz und schleppte es mit großer Anstrengung zu einer steilen Wand unter dem Sonnkogel. Ehe ich aber mehr that, mußte ich in der Almhütte mit meiner Arbeit aufräumen. Es ging schon gegen vier Uhr

Nachmittag. Ich trieb die Kühe eiligst ins Tret*), damit ich sie melken konnte, trug die Milch in den Keller und brachte die Geschirre in Ordnung. Nachdem dies Alles geschehen war, sagte ich zum Kuhbuben, daß ich einen sehr nothwendigen Gang zu machen habe und daß er während meiner Abwesenheit die Hütte bewachen müsse. Ich sagte ihm von meinem Vorhaben nichts, denn ich wollte dem junken Lecker noch nicht allzuviel Vertrauen schenken. Jedenfalls mußte ich ihn öfter auf die Probe stellen."

„Es darf Einer dem Andern nicht trauen, wenn man verfolgt wird", sagte der Hauser, der Windberg-Hans aber fuhr fort:

„Ich lief, was ich nur konnte, dem Orte zu, an welchem ich das Holz versteckt hatte. Nach kaum dreiviertel Stunden befand ich mich schon am Fuße des Sonnkogels und hatte dabei noch Zeit, unterwegs einige Aeste aufzusammeln, mit welchen ich den gesammelten Haufen vermehrte. Als ich am Sonnkogel ankam, rastete ich zuerst einige Augenblicke — es war ohnehin noch zu früh, den Holzhaufen in Brand zu stecken. Ich hatte Zeit, mir die schöne Rundsicht zu betrachten, wie die Berge im Abendlicht schön glänzten und der Blick in Wolkensäle drang,

*) Tret, ein eingefriedeter Platz, zum Melken bestimmt.

die von lauter Gold waren. Dazu verzehrte ich meine Abendmahlzeit von Brod und Butter und war ganz glücklich darüber, daß ich heute den Gerichtsdienern und Schergen eine große Nase drehen konnte. Endlich kam die Dämmerung, und ich machte mich nun an die Aufrichtung meines Scheiterhaufens. Zuerst suchte ich ein paar große Steinplatten, welche ich zum Schutze des Feuers in spitzem Winkel auf die Erde stellte und mit kleineren Steinen so stützte, daß sie vor dem Umwerfen gesichert waren. Hernach schichtete ich zwischen den Steinen das Holz auf und zwar zu unterst das trockene, oberst auf legte ich grünes, das ich von Latschen abschnitt, damit es einen rechten Rauch gebe und das Feuer länger aushalte. Erst als es völlig Nacht geworden war, steckte ich den Holzhaufen in Brand. Früher hätten sie es ohnehin unten nicht so leicht gesehen und dann wäre es auch nicht nothwendig gewesen, weil sich die Schergen ohnehin nicht leicht vor Mitternacht auf die Jagd begeben."

„O, darüber kann ich auch ein Wort reden", unterbrach ihn hier Anton. „Wie ich noch hinten in Großarl war, sind sie oft genug vor Mitternacht durch's Thal gezogen."

„Das weiß ich nit", erwiderte der Windberg-Hans, „da heraußen soll es, wie ich von einer Person weiß, die's verstehen muß, immer so gehalten worden sein. Darauf

bin ich nach Haus gegangen und seit der Zeit leb' ich soweit ganz still fort. Und du, wenn dir's bei mir gefällt, kannst du leicht dableiben. Arbeit bekommst du, und jetzt fällt es Niemandem mehr ein, bei mir da herinnen nachzusuchen. Aber davon können wir ja morgen reden."

„Ich dank' dir, Hans", entgegnete der Flüchtling. „Aber wie ist es mit dem Jäger, von dem du erzählt hast, dem Scheerenberger Jäger?"

Der Windberg-Hans und der Hauser brachen in ein Gelächter aus, welches kein Ende nehmen wollte. Anton schaute die Beiden verdutzt an, er wußte nicht, was für so gar Dummes er denn mit seiner Frage gesagt haben sollte.

„Ich weiß, was ich thu", sagte der Hauser. „Du Hans hast mir die Geschichte so oft erzählt, wie du den zur Hütte hinausgebracht hast, daß wir gleich Komödie spielen könnten. Gieb Obacht, ich mach den Jäger und du redest und thust, was du damals geredet und gethan hast. Das giebt grad einen Hauptjux!"

„Meinetwegen", erwiderte Hans, indem er abermals Holz auf den Herd legte. „Wir haben ja doch nichts Anderes zu thun."

Der Hauser ging vor die Hütte hinaus.

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Eine Komödie auf der Alm.

Nach einigen Augenblicken kam er wieder herein. Er hinkte ein Wenig, hatte das Gewehr über die Schulter gehängt und den Hut vorne über das Gesicht gezogen, wie es die Kretinen und Troddeln zu thun pflegen.

„Ho", rief er, „ist Niemand da? Was soll denn das sein, daß die Hütte leer ist?"

„Oho", rief Hans, die Stimme des Jägers nachahmend, „wer sagt denn, daß die Hütte leer ist? Siehst mich denn nit, und so redet man nit mit die Leut! Du thoreter Gispel du!"

„Ah so, da bist?" sagte der den Jäger spielende Hauser.

Hans: „Wer bist denn du, daß du so mir nichts dir nichts thust in meiner Hütten?"

Der Jäger: „Der Scheerenberger Jager bin ich und was zu essen möcht' ich."

Hans: „Ein Muß will ich dir halt machen."

Der Jäger: „Jetzt seh ich erst recht. Du bist ja ein neuer Melker, bist erst seit heuer da?"

Hans: „Ja, erst seit heuer."

Der Jäger: „Von wo zu Haus?"

Hans: „Aus Kärnten."

Der Jäger: „Von welcher Ortschaft?"

Hans (sich eine Weile besinnend): „Ach, du lieber Gott, das weiß ich nit!"

Der Jäger: „Ach, warum nit gar! Wie kommt denn das? Du wirst doch wohl wissen, wo du getauft worden bist?"

Hans (abermals nach einigem Stillschweigen): „Ja, schau Jäger, das ist halt so. Meine Mutter ist ein armes Weibel gewesen und hat sich im Taglohn mit der Handarbeit ernährt. Das eine Mal war sie da, das andere Mal dort. Jetzt ist die Mutter freilich schon längst gestorben, der Herr schenk' ihr die ewige Ruhe und lasse sein Licht leuchten!"

Der Jäger: „Das ist aber merkwürdig. Einen Taufschein mußt du ja doch haben?"

„Hans: „Den Taufschein hab' ich nit, brauch' ihn auch nit, ich wüßt' nit, zu was. Und so weiß ich freilich nit, wo ich geboren worden bin."

Der Jäger: „Hm, hm, das ist g'spaßig. Aber du mußt doch wissen, wie lang du in Kärnten warst."

Hans: „Dasselbige weiß ich schon, meiner Lebtag halt."

Der Jäger: „Ja, wie alt bist du denn eigentlich?"

Hans thut, als ob er nichts gehört hätte.

Der Jäger: „Wie alt du bist, frag' ich dich."

Hans (langsam): „So zwischen fünfundzwanzig und fünfunddreißig, mein' ich."

Der Jäger, näher zum Kessel tretend, in welchem der Hans sein Muß kocht, und ihm verwundert ins Gesicht blickend:

„Was, du weißt nit einmal dein Alter!?"

Hans (mit dem Löffel langsam in dem Brei herumrührend):

„Ich denk' mir, wenn's zum Sterben ist einmal, nachher wird's wohl gleich sein, ob ich fünf oder zehn Jahr älter oder jünger bin."

Der Jäger: „Es ist aber doch eine Schand', wenn dich Einer fragt, wie alt du bist, und du weißt es nit einmal anzugeben."

Hans: „Wenn's mich nit kümmert und mir einerlei ist, wen geht's denn sonst was an? Das muß ich mir schon ausbitten! Wenn mich ein mal mein Bauer in den Dienst nimmt und nach keiner Aufweisung fragt, wenn er nichts begehrt zuvor, was willst denn nachher du? Wenn's mein Bauer verlangt hätt', hätt' ich mir wohl so einen Ablaßzettel mitgenommen. Oder bist du am End' gar ein Amtsdiener, daß du mich so scharf zitirst?"

Der Jäger: „Nein, ich bin kein Diener — ich hab dir's ja schon gesagt, der Jäger von Scheerenberg bin ich, kennst du mich jetzt einmal?"

Hans: „So, der Scheerenberger Jäger bist du? Ich hab' schon Wunder geglaubt, was da für ein großes Thier heute bei mir einkehrt. Was hast du denn zu thun da heroben auf der Alm, wo kein Stummel Holz und auch kein Wild zu finden ist, du Jäger? Jagst vielleicht, daß du junge Buben ausspionirst? Du komm mir noch einmal herein in die Hütten, du Lump!"

Und Hans packte den Hauser-Jäger am Kragen.

In Wirklichkeit hatte er damals den wahren Jäger vor die Thüre hinausgeschoben und mitten in die Lake hineingeworfen, die vor der Almenhütten Thür sich ausbreitete.

Soweit erstreckte sich freilich die Treue, mit welcher die Posse von damals nachgeahmt wurde, heute nicht.

Darauf nahm der Windberg-Hans (außerhalb der Darstellung) wieder das Wort und sagte:

„Weißt', mir ist halt der erste Verschmach*) lieber gewesen, als der letzte."

„Hat nachher der Jäger nichts mehr gesagt, wie er vor der Thüre draußen war?"

*) Unter Verschmachen = verübeln versteht man, Jemandem von der Leber weg die Wahrheit sagen, um Weiterem vorzubeugen.

„Ja freilich, gedroht hat er mir, er woll' mich ins Unglück bringen", erwiderte der Windberg-Hans. „Ich habe mich aber nicht schrecken lassen, sondern ihm nachgerufen: „„Du anrüchiges Spitzel, du Heuschleifer, laß dich nur noch einmal sehen in der Hütten da! Dir will ich heimleuchten! Seid ihr solche Leut', ihr Salzburger?"" Dazu machte ich noch einen Sprung, als ob ich ihn noch einmal anpacken wollte, aber er zog es vor, das Weite zu suchen. Den Koth, in den ich ihn eintunkte, hat er dann wo anders von seiner Kleidung wegputzen können."

Anton belustigte sich sehr über die Art, in welcher der Windberg-Hans sich des ersten unangenehmen Gastes entledigt hatte.

Nach einiger Zeit fragte er ihn, was er ihm denn zunächst für eine Arbeit geben könne.

„Ich hab' mir Anfangs gedacht", erwiderte Hans, „du könntest als Schoßer oder Geißer*) bei mir bleiben. Aber der Pfarrer denkt und die Köchin lenkt. Es ist heuer im Frühjahr ganz nahe bei meiner Hütte, dort, wo der Wald anfangt, eine Almhütte niedergebrannt. Wahrscheinlich haben solche, die auf den Auerhahnfalz gingen, drinnen ihr Nachtquartier aufgeschlagen, sind unvorsichtig mit dem Feuer umgegangen und dadurch ist der Brand entstanden. Damit nicht das, was noch steht, während

*) Der Gehilfe des Melkers.

des Winters völlig zu Grund geht, muß sie aufgebaut werden, bevor es noch zuschneit. Da arbeitest du daran."

„Und wenn ich damit fertig bin?"

„Nachher kannst Du die Zäune ausbessern. Sie sind größtentheils aus Rasen und Steinen gebaut, wo das Vieh leicht in die Kluft des Baches abstürzen könnte, und nur zum geringsten Theil aus Holz. Wenn das herum ist, magst du in den Wald gehen, der dem Bauern angewiesen ist, und ein Dach machen für die, die darin zu thun haben. Oder du kannst einstweilen, weil es doch schon auf's Abfahren von der Alm zugeht, Brennholz machen für's nächste Jahr — es ist gleich, ob das jetzt oder später gemacht wird, kannst auch Wagen ausflicken und auffrischen, kurzum, an Arbeit wird's dir nicht fehlen."

„Das ist recht," antwortete Anton. „Ich lechze darnach, daß ich Arbeit unter die Hand kriege."

Vierundzwanzigstes Capitel.

Eine Hochzeits-Komödie in Kriml.

Wieder sind zwei Wochen vergangen.

Der Verkehr zwischen dem Hause der Kroaten-Anna und dem jungen Waldner ist viel reger gewesen, als es sich die Einbildungskraft des gefälligen Scharler Seppl hätte vorstellen können.

Briefe auf Briefe gingen von Goldeck nach Kriml und von Kriml nach Goldeck. Nur hätte der Waldner, wenn ihm der ganze Thatbestand bekannt gewesen wäre, nicht die Freude gehabt, welche sie ihm ins Haus brachten. Anna waren sie unterzeichnet, aber sie bezeichneten nicht die Herrin, sondern die Dienerin, eben diejenige, welcher er bei seiner Anwesenheit in Goldeck feurige Erklärungen gewidmet hatte.

Jetzt war die Sache bereits so weit gediehen, daß ein Brautbesuch in Kriml in Aussicht gestellt war. Heute war Samstag, am Sonntag wurde die Herrliche erwartet.

Der Waldner hatte einen Boten nach Hollersbach in

das Haus des Unterstandgebers geschickt, bei welchem der Scharler Seppl öfter zukehrte, um ihm sagen zu lassen, er solle sobald als möglich nach Kriml kommen.

Der gute Waldner wollte den Scharler trefflich bewirthen und ihm zur Feier dieses Tages ein Geschenk geben.

Diese Botschaft ereilte den Scharler rechtzeitig. Er hatte auf seinen Gängen nach Smaragden schlechte Geschäfte gemacht und es schien nicht, als ob ihm das Glück jemals wieder so lächeln würde, wie damals, als er nahe am Gletscher die Menge von schönen Steinen gefunden und sein Genosse Christian den wunderbaren Schuß gemacht hatte. Es war das eben einer jener Glückstage gewesen, deren es ungemein wenige giebt.

Unter diesen Umständen war es ihm sehr angenehm, nach Kriml berufen zu werden.

Er schlug sofort die wohlbekannte Straße ein und bekam am Sonntage, eben als es zur Vesper läutete, die großen Vogelbeerbäume von Kriml zu Gesicht.

Als er sich dem Wirthshaus näherte, bemerkte er eine Ansammlung von Frauen und Mädchen, die sich gegen die Thüren drängten und gegen die Fenster schauten.

Die Anwesenheit dieser Neugierigen lehrte ihn, daß die Kroaten-Anna bereits angekommen sein müsse.

Die Bemerkungen, welche er von ihnen hörte, waren, wie in solchen Fällen gewöhnlich, für die Fremde nicht

günstig. Die Eine fand sie zu groß, die Andere zu klein, der Einen gefielen ihre Augen, der Anderen ihre Haare nicht. Das Hauptverbrechen aber, dessen sich der Ankömmling schuldig gemacht hatte, blieb unausgesprochen. Dies bestand darin, daß das Mädchen, welches der Wirth heirathen wollte, nicht aus dem Dorfe gebürtig war und einen der wenigen leidlich Wohlhabenden anderen Jungfrauen vor der Nase wegschnappte.

Der Scharler Seppl verfügte sich sofort in die „schöne" Stube.

Dort ging ihm der Wirth mit ausgespreizten Armen entgegen und ein Frauenzimmer erhob sich zu leichtem Gruß, dabei tief erröthend, so weit es die breite Krempe ihres hohen, schwarzen Strohhutes erkennen ließ. Daneben saß ein breitstämmiger Mensch mit Ohrenringen.

„Da hast du sie, jetzt ist die Sache fertig, sie ist meine Braut!" rief der Waldner und schlug in seine fleischigen Hände, daß es patschte.

Der Scharler Seppl schaute bald den Waldner, bald das Frauenzimmer verwundert an und konnte kein Wort der Erwiderung finden.

Der Waldner merkte in seinem Entzücken davon nichts, sondern fuhr fort:

„Und das ist der Herr Vetter, der meine Brennnessel hierher begleitet hat."

Gab es irgend eine Bemerkung, welche dem Scharler Seppl von seiner Verblüffung helfen konnte, so war es diese am allerwenigsten. Denn in dem Vetter sah er, welcher alle Goldecker kannte, einen ihm gänzlich fremden Menschen vor sich.

Das Frauenzimmer hielt ein Sacktuch vor das Gesicht, welches so blutroth war, wie die Nelke, welche sie sich hinter das Ohr gesteckt hatte, und der „Vetter" schaute den etwas abgerissenen „Freund" des Bräutigams, auf dessen Gesicht die letzten Abenteuer mancherlei Spuren zurückgelassen hatten, verwundert an.

Als der Waldner endlich dieses wechselseitige Staunen gewahr wurde, schob er es auf die Ueberraschung, welche dem Scharler der so rasche Ausgang seiner Angelegenheit, den Uebrigen aber Scharlers Erscheinung selbst, die allerdings zu ihrem festlichen Aussehen in starkem Gegensatze stand, einflößen mußte.

Indessen, was wollte der Wildschütze machen? Er rückte seinen Stuhl zum Tisch, knüpfte ein oberflächliches Gespräch über die zurückgelegte Reise an und griff zu den Haufen von Vorräthen, unter welchen der Tisch seufzte, indem er als kluger Mann der Zukunft vorbehielt, was in der Gegenwart sein Scharfsinn nicht zu durchdringen vermochte.

Doch konnte er es seinem Blick nicht versagen, manch-

mal zu dem jungen Frauenzimmer hinüber zu dringen, an dessen Hand der nämliche Smaragdring funkelte, den er in das Haus der Kroaten-Anna getragen hatte.

„Nit unfein da heroben in der Kriml", sagte er zwischen einem Bissen und dem anderen, indem er sich ein großes Glas voll Wein schenkte. Hat die Jungfer Braut schon von den Lärmkanonen und den Pfeilwellen in der Kriml gehört?"

„Du fragst aber meine Braut Sachen!" rief der Waldner.

„Ich seh's ihr an", sagte der Scharler Seppl, daß sie von den Merkwürdigkeiten noch nicht viel gehört oder gesehen hat. Darum erklär' ich's ihr. Die Lärmkanone wird losgelassen, wenn der Südwind oben über das Kees hingeht, daß die Ache auf einmal unsinnig anschwillt. Dann ist die Warnung durch den Kanonenschall, daß die weiter unten sich vorsehen sollen. Und die Pfeilwellen schießen über den Wasserfall herunter, wenn das Hochwasser kommt, daß der Schaum vor dem Wasser vorausfliegt."

Das Frauenzimmer antwortete nicht, der Wirth aber sagte:

„Das war jetzt schon das allernothwendigste, was sie hat wissen müssen."

Und zu dem Mädchen gewendet, fuhr er fort:

„Du mußt's ihm nachsehen, er ist ein so spaßiger Bursch'. Aber ihr schaut euch ja an, als kenntet ihr einan-

der gar nicht, und doch ist es ja gerad' der Scharler, dem ich den Kuppelpelz schuldig bin. Ihr habt doch gewiß mit einander geredet, wie er dir den Ring gebracht hat?"

Der Scharler wollte etwas sagen, aber das Mädchen fiel ihm in's Wort:

„Wohl, wohl, wir kennen einander schon. Ich hab' mich nur die ganze Zeit über gewundert, daß der Scharler jetzt auch einmal da heroben in der Kriml ist, wo ich immer geglaubt hab', er hält sich in Rauris und in Gastein auf."

Ich hab' von Eurem Besuch gehört", antwortete der Scharler, „und hab' mir gedacht, da muß ich dabei sein, daß ich's grad' sag'. Und mich reut's nit, daß ich gekommen bin. Wie geht's daheim, der Bäuerin?"

„Gut geht's ihr", erwiderte das Mädchen. „Und —"

„Was für eine Bäuerin meinst du?" fragte der Wirth erstaunt.

Der Scharler Seppl ließ seine Augen nochmals von der einen Person zur andern schweifen, fuhr sich mit der Hand darüber, wie um den Blick zu schärfen, und wollte eben antworten, als sich das Mädchen abermals ins Gespräch vorschob.

„Er meint halt die Bäuerin, die damals bei mir war, wie er den Ring gebracht hat. Es war, glaub' ich, dem Zaderer Paul die seinige, weißt du, die von dem Kärntner, der vor zehn Jahren von drüben desertirt ist und sich in

Goldeck angeheirathet hat. Der Pauli, nu, das ist auch Einer! Von dem glaub' ich's gern, daß es dem nit taugt hat bei den Soldaten! Der thut noch nit gut, hat eine so schöne junge Frau und ist ihm doch keine schlecht genug. Da kommt halt das arme Weibel manchmal zu mir herüber und lamentirt und klagt und weint mir vor, daß Einen derbarmen möcht'."

Der Scharler Seppl erkannte aus der so begierig aufgegriffenen Abschweifung nach einem ihm sehr wenig bekannten Menschen, daß das Mädchen das Gespräch von dem Gegenstand abbringen wollte, auf welchen er anspielte. Er wollte sie deshalb nicht weiter in die Enge treiben, aber er konnte es sich nicht versagen, sie noch ein wenig zu necken.

„Die Bäuerin", sagte er, „hat aber damals ganz lustig darein geschaut. Von Heulen oder Jammern hab' ich weiter nichts gesehen."

Diese Bemerkung begleitete er mit einem Lächeln, welches dem jungen Frauenzimmer wohl auffiel.

„Der Herr Scharler ist halt damals selbst so viel lustig aufgelegt gewesen, da hat er keine Zeit gehabt, nachzusehen, wie andere ausschauen", sagte sie mit spitziger Betonung.

„O, da kann die Jungfer ruhig sein — ich weiß recht gut, wie die Bäuerin ausschaut", erwiderte der Scharler.

„Laßt jetzt die Bäuerin in Ruhe", mahnte der

Waldner. „Es ist ja gleich, ob sie so oder so ausschaut. Trinkt, ist gescheidter!"

Der Scharler Seppl, welcher einsah, daß es hier vorläufig nicht gerathen sei, an dem nämlichen Leder weiter zu kauen, fügte sich der Aufforderung und gerieth auf ein lustigeres Thema.

„Und wann soll denn schon die Hochzeit sein, wenn das Fragen erlaubt ist?" sagte er zu dem Mädchen.

Dieses schwieg, der Waldner aber antwortete:

„Sowie die Schriftlichkeiten und was dazu gehört, Alles im Reinen ist — ich denk' mir, in vierzehn Tagen längstens."

„Herr Gott!", rief der Scharler Seppl, „mich fräße die Ungeduld ganz und gar auf, wenn ich so lange warten müßt'!"

„Daß nachher der Scharler noch nicht an's Heirathen denkt", sagte das Mädchen lachend.

„Ich wüßt' mir wohl eine", erwiderte dieser. „Mit der Liebe wär's überhaupt bei mir nit schlecht beschlagen, aber mit der Gegenlieb', da schaut's windig aus."

„Das ist ja völlig nit möglich", sagte das Mädchen. „So ein feiner Mann, so ein guter Schütz —!"

„Es ist allerhand möglich, Mädel", sagte der Scharler. „Es kriegt gar oft Einer die nit, die er möcht'."

Abermaliges Erröthen und Lächeln des Scharler.

„Wenn unser Einer so abgedreht wäre, wie die Frauenzimmer, nachher möcht's freilich wohl sein, daß er seine Sach' leichter durchsetzte."

„Oho", rief der Vetter, „da sagt ja der Scharler etwas, das käm' raus, als reißeten wir uns ums Heirathen und nit Andere. Wir sind daher bestellt worden, wir haben nit den Wirth bestellt."

„Streitet nit, Herr Vetter! Ich will Euch eine Geschichte erzählen, aus der sich jeder seinen Theil entnehmen kann und du auch, Waldner", erwiderte der Scharler.

„Nu, da bin ich einmal begierig, was da kommen soll", bemerkte der Wirth. „Zeit wär's, daß ein anderer Diskurs käm', statt dem talketen Gered da."

„Wirst es gleich hören. Zu der Zeit, wo ich noch öfter nach Hopfgarten in Tirol hinübergekommen bin, war dort ein Wirth, der sagt ein- über das andere Mal zu seinem Buben: „„Schau, daß du einmal heiratheſt, es wäre nimmer zu früh."" „„Meinetwegen"", sagt der Bub', „„wenns schon einmal nimmer anders geht, so heirath' ich halt. Aber ich kenn' keine. Sag' mir nur wen, mir ist alles Eins, du sparst mir nur die Müh'."" „„Gut"", sagt der Vater, ich bin neulich im Oberinnthal gewesen auf dem Kitzfellhandel und zu Brennbühel beim oberen Wirth eingekehrt. Die Wirthin ist eine bildsaubere junge Wittwe, was nur sauber heißt. Schau, die gefiel

mir. Ich geb' dir das Geld, reis' einmal hinauf, mach' dich zu und schau, daß sie dich nimmt — das würde das richtige Weib für dich!"" Der Bub' laßt sich das nit zwei Mal sagen, zieht seine besten Kleider an und macht sich auf die Reis'. Zwei Tage später ist er in Brennbühel. Es war ein Sonntag, er kommt in die Wirthsstube, da fragt ihn ein bildsauberes Frauenzimmer, was er schafft und so weiter. Weil alle Leute in der Kirche waren, so befanden sich die beiden allein in der Gaststube. Da saßen sie beim Wein, thaten einander fleißig Zuspruch und kamen allmählich, immer wärmer werdend, auf den Gegenstand von Liebe und Heirathen. Ehe eine Stunde herum war, hatte das Frauenzimmer von dem jungen Wirthssohn ein Heirathsversprechen und einen Ring, den er zu diesem Zwecke mitgebracht hatte. Sie machten mit einander aus, daß sie zwei Wochen später nach Hopfgarten kommen und ihn in seinem väterlichen Anwesen besuchen sollte. Darauf küßten sie sich und der junge Bursch' ging fort, bevor die Leute aus der Kirche heimkamen und sie störten."

Als der Scharler bei diesem Punkte seiner Erzählung angekommen war, erhob sich des Waldners schöner Gast, nahm ein Tuch vor das Gesicht und eilte der Thüre zu.

„Was soll's denn, Anna?" rief der Waldner erschrocken.

Auch der Vetter erhob sich. Er wußte so wenig, als der Wirth, was dieses zur Thüre Hinstürzen bedeuten sollte."

Beide gingen hinaus und stellten sie auf dem Gange zur Rede.

„Laßt mich, es geht vorüber", antwortete sie. Und als die Beiden drängten, sagte sie, sie werde nicht eher wieder hineingehen, als bis der Waldner und der Vetter sie für einige Augenblicke allein gelassen hätten.

Uebel oder wohl mußten sie nachgeben und so traten sie nach einer Weile wieder in die Stube.

„Es wird nichts sein", sagte der Vetter. „Sie wird den Augenblick wieder zurückkommen."

„Sie hat mir jetzt völlig einen Schrecken eingejagt", sagte der Waldner, indem er sich durch das Leeren eines Weinglases stärkte.

„Laßt euch wenigstens meine Geschichte vollends auserzählen", sagte der Scharler, „bevor sie wieder hereinkommt. Also, wo sind wir stehen geblieben? Richtig beim Heirathsversprechen. Also der Bursch geht wieder heim und sagt zu seinem Vater ganz vergnügt, daß Alles in Ordnung ist. Der Alte ist auch froh und so warten sie denn mit Spannung auf den Tag, an dem die Braut ihren Besuch machen soll, um sich das Anwesen von ihrem Zukünftigen anzuschauen. Richtig, an dem bezeichneten Tag kommen sie daher, nämlich die Braut und eine Begleiterin.

Der Bursch steht schon lange am Fenster, und wie er sie sieht, springt er hinaus und fährt seine Braut an der Hand herein vor seinen Vater. „„Was soll das?““ sagte dieser. „„Das ist meine Braut““, entgegnete der Sohn. „„Ja, du Teufelsbub, das ist ja nit die rechte““, erwidert der Vater. „„Die da, die daneben steht, das ist ja die Wirthin““. „„So, das ist die Wirthin““, antwortet der Bub', „„die ist freilich auch sauber. Da hab' ich mich halt geirrt. Aber die gefällt mir, und weil ich's gesagt hab', so soll's dabei bleiben““. Nu könnt ihr euch vorstellen. Aber es ist Alles auf die Letzt' gut hinausgegangen, nicht nur an demselbigen Tage, sondern auch überhaupt, und der Wirthssohn hat es nie zu bereuen gehabt, daß er die Eine für die Andere, die Kellnerin für die Wirthin genommen hat."

„Eine schöne Geschichte", sagte der Vetter.

„Wo muß denn meine Braut so lang sein?" fragte der Waldner. „Ich muß doch einmal schauen, was ihr zugestoßen ist."

„Laßt sie", sagte der Vetter. „Die Weiber haben oft solche Dinge, bei denen man sie nicht stören muß."

Während dieser Zeit stand des Waldners Braut schreckenbleich draußen am Brunnen, von den Neugierigen umringt, und wagte weder auf noch um sich zu sehen.

„Nu, Waldner, was hättest du an der Stelle von dem

Burschen gethan, wenn du dich so in der Person geirrt hättest?" unterbrach der Scharler das Stillschweigen, während welchem Jeder mit seinen Gedanken beschäftigt gewesen war.

„Da kann man doch nicht sagen, er hat sich in der Person geirrt", erwiderte der Waldner. „Die, die ihm gefallen hat, hat er geheirathet, die Sache ist so einfach wie Zwetschgenbrühe."

„Also du hättest die Geschichte grade so aufgenommen, wie der in Hopfgarten?" forschte der Scharler.

„Nu freilich, sag' ich dir. Da ist noch viel zu fragen! Aber wo bleibt sie denn?"

„Wart' nur", sagte der Scharler, indem er den Wirth von der Thür wegschob. „Sie wird gleich herinnen sein."

Der Wirth und der Vetter schauten sich verwundert an.

„Was nur der Teufelskerl heut wieder hat mit seinen Geschichten", sagte endlich der Wirth. „Es ist doch ein arger Plauscher. Doch, es leidet mich nimmer, ich muß selber hinaussehen."

In dem Augenblicke, in welchem er die Klinke der Thüre ergriff, ging diese auf und der Scharler trat über die Schwelle, den schönen Gast an der Hand hinter sich herziehend.

„Da hast du sie", sagte der Scharler. „Jetzt, Waldner, mach' dein Wort wahr!"

Der Waldner riß die Augen weit auf und antwortete nicht.

„Da," fuhr der Scharler fort, „sei froh, daß du um die grillenhafte Kroaten-Anna gekommen bist. Die da — in deren Adern fließt kein slowakisches Blut — sie ist eine Selbstgezügelte, eine Unserige. Schau sie an und sei froh über dein Schicksal!"

„Du bist die Kroaten-Anna nicht?" sagte der Waldner, indem er wie von einem Schlag auffuhr.

„Wer hat denn gesagt, daß meine Bas die Kroaten-Anna sei?" rief der Vetter fast zornig.

Dem Scharler fiel es zu, alle diese Mißverständnisse aufzuklären.

Der Waldner machte seinem Worte keine Unehre. Das Mädchen, welches sich weinend an seinen Hals geworfen hatte, wandte ihre freudestrahlenden Augen bald seinem Gesicht zu. Am meisten erstaunt war der Vetter, der von der Vorschiebung einer Andern nichts gewußt hatte.

Und der Tag endete in Lust und Freude.

Fünfundzwanzigstes Capitel.

Schluß.

Seit diesem und den kurz vorhergegangenen Auftritten sind nahezu vier Jahre verflossen.

Mächtig ist die Veränderung, die in den Schicksalen der Völker seither eingetreten ist, mächtig im Wassertropfen dieser kleinen Welt die Umgestaltung.

Die vier dazwischen liegenden Winter hatte Anton stets in Kärnten drüben zugebracht, wo er in den Eisenhütten fleißig arbeitete. Im Sommer kam er zu seinem treuen Freunde, dem Windberg-Haus, der ihn durch sein Wohlwollen und durch die Belehrungen, die er ihm gab, zu einem neuen Menschen machte.

In seine Höhle ging er nicht mehr zurück. Sie war ihm, seit er die Arbeit kennen gelernt hatte, widerwärtig geworden. Auch hatte er einen solchen Schlupfwinkel nicht mehr nothwendig. In den sauberen Kleidern, die er sich drüben von seinem Winterverdienst anschafft und mit

herüberbringt, wittert Niemand einen Flüchtling, den man sich als abgerissen, mager, entstellt, abgehärmt vorstellt. Es trieben sich solche auf dem Gebirge, in der Nähe der Gletscher herum, denen es nicht so gut ergangen war, wie Anton durch die Gefälligkeit seines Beschützers. Halb in Thierfelle gekleidet, halb nackt, mit langem Kopf- und Barthaar, aus welchem man nur die Nase hervortreten sah, so schlichen sie menschenscheu herum und Alles das war ihnen immer noch lieber als die Kaserne und der Korporalstock.

Wir sind nunmehr in den wonnigen Junitagen 1816. Alles lag in schweigsamer Pracht. Die weißen Ferner glänzten und ein lauer Wind wehte das Summen der Salzach herauf.

Der Windberg-Hans und Anton rasteten eben eine Weile von ihrer Arbeit und gingen zum Bühel, um nach dem bekannten Häuschen von Goldeck hinüberzuschauen.

Beide trauten ihren Augen nicht.

Die ganze vordere dunkle Seite desselben war heute weiß behangen — ein Signal, welches in den langen Jahren noch niemals gegeben worden war.

„Was ist denn das?" sagte der Windberg-Hans. „Da schau nur einmal hin, die haben das Haus ja ganz mit Leinwand verhängt, ist ja ganz eingewickelt in weißen Tüchern?"

„Es sieht aus, als ob sie alle Wäsche von ganz Goldeck daran ausgehängt hätten", erwiderte Anton

„Von Wäsche aushängen ist keine Rede", sagte der Windberg-Hans. „Auf dieser Seite wird niemals Wäsche ausgehängt, um mich nicht irre zu führen. Diese weißen Tücher können nur meinetwegen da hängen, es muß dies eine besondere Bedeutung haben."

„Wir können's ja erwarten", erwiderte Anton. „Es ist so ein wunderschöner Morgen, bleiben wir da und freuen uns der Aussicht. Vielleicht kommen bald noch andere Zeichen."

Diesem Vorschlag pflichtete der Windberg-Hans obwohl nur ungern, bei. Er wäre am liebsten sofort, hinübergegangen und hätte, sich immer so viel als möglich versteckend, nachgeschaut, was diese außerordentlichen Zeichen bedeuteten.

Endlich — es war gegen acht Uhr — als die Leute über den grünen Plan und von den Waldwegen, deren Wipfel sich in dem schwarzen See spiegeln, gegen die Kirche zuschritten erdröhnten Böllerschüsse, weithin den Wiederhall herausfordernd.

Sodann erscholl mächtiges Glockengeläute und eine Musikbande zog um den See herum, von welcher die beiden erstaunten Zuschauer unter dem Haaseck herüber ganz deutlich die große Trommel hörten.

„Es ist zwar heute Sonntag," sagte der Windberg-

Hans, „aber deswegen braucht es doch keinen solchen Singsang!"

„Am Ende spielen sie heute Komödie da drüben", meinte Anton.

Sie schauten immerwährend hinüber und zerbrachen sich den Kopf, was da vorgehe, als der Windberg-Hans einen Knaben bemerkte, welcher durch das Alpenrosen-Gestrüpp eilends auf sie zukam.

Als sich der Bube auf Hörweite genähert hatte, rief er ihm zu, ob Einer von ihnen Hans heiße.

„Ja, und was ist's?"

„Meine Bäuerin, die Kroaten-Anna, läßt dich schön grüßen, du sollst bald nach Goldeck hinabkommen. Die Deserteure sind jetzt sicher, denn wir sind kaiserlich geworden und du kannst heirathen, sobald du willst, läßt dir die Bäuerin sagen!"

Der Schilderung dieser Szene braucht nur Weniges beigefügt zu werden. Es versteht sich, daß der Windberg-Hans, der selbst ein wenig Zigeunerblut in seinen Adern hatte, und die schöne Kroatentochter, die von ihrem Vater einen andern Sinn als die kalte Empfindungsweise der Ansiedler in den Hohen Tauern ererbt hatte, ein glückliches Paar wurden.

Der Herr Pfleger wanderte, da der bairische Löwe dem habsburgischen Doppeladler Platz machte, mit seinen

griechischen und römischen Dichtern aus und fand in den gesegneten Gefilden Baierns irgendwo einen ruhigen Landrichterposten, auf welchem er die Obsorge, die Bauern zu schinden und zu prügeln, seinem „Assessor" überließ.

Der Mitterfiller Waldner freute sich, daß sein Sohn die Kroaten-Anna doch nicht gekriegt hatte.

Anton wurde mit Jubel von seinen alten Eltern empfangen und heirathete bald darauf ein weniger romantisches, aber mindestens eben so gutes Weib, als es die Kroaten-Anna war.

Dem Scharler Seppl und dem Federhies gelang es, bei einem Grafen Jäger- und Waldhüterstellen zu bekommen, in welchen Posten sie den Wilderern mit mehr Erfolg auflauerten, als es die Jäger ihrer Zeit ihnen gegenüber gethan.

Christian wurde durch Hausers Vermittelung mit jenem Drechsler bei Heiligenblut bekannt und lebt in dessen Hause als fleißiger Gehülfe bei seiner Arbeit. Für die Abenteuer war er allmählich zu alt geworden — aber des Abends wurde, wenn die Frau nicht zuhorchte, niemals etwas Anderes gesprochen, als von Jagd und Fährlichkeiten auf hohen Jöchern.

Der Knappe ist gänzlich verschollen. Vermuthlich verlegte er sein Handwerk in ein anderes Thal, wo ihm

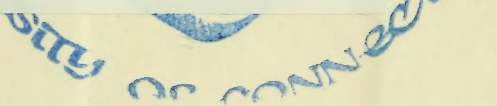
der Kredit noch blühte, der ihm in der Nauris allmählich entschwand.

Vom Hauser ist leider zu berichten, daß ein Skelett, welches man im nächsten Jahre auf dem Steinernen Meere mit einem Bündel bepackt fand, von mehreren Leuten an Kleidungsstücken und Ausrüstung als das seinige bezeichnet wurde. Offenbar war er als Schwärzer von einem Schneesturm überfallen worden, aus dem er in jener furchtbaren Wüstenei keinen Ausweg mehr fand.

Viele sind seitdem dem Beispiel des alten Schmiedes und des Scharler Seppl gefolgt und suchen im Habachthal Smaragden. Aber sie sind dabei nicht reicher geworden, als die Entdecker selbst.

Was endlich die verschiedenen alten Weiber betrifft, die in dieser Geschichte auftreten, so spricht alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß sie sich den Hexen beigesellt haben, welche mitunter von den Gletschern Eisstücke loshacken, um diese später als Hagel über die Menschheit und ihre Gefilde auszustreuen.

Ende.

Druck: W. Elsner, Berlin, Wilhelmstraße 32.

University of
Connecticut
Libraries